

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Deutsche
National - Litteratur



Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. H. Bartsch, Prof. Dr. H. Bestlein,
Prof. Dr. G. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. f. Bobertag,
Dr. H. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Püntzer,
Prof. Dr. A. Frey, T. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. H. Hamel, Dr. E. Henrich,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. H. Schr. d. Littencon, Dr. G. Milchfack,
Prof. Dr. F. Minor, Dr. f. Münzer, Dr. P. Herlich, Dr. H. Oesterlep, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenbergs, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.
Dr. H. J. Schröter, H. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. f. Vetter,
Dr. E. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

44. Band

Bremer Beiträge II

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

M 96440

Bremer Beiträge

Zweiter Teil

Rabener, Cramer, Schlegel, Bachariä

Herausgegeben

von

Franz Muncker



Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

1880
1890

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Gottlieb Wilhelm Rabener
und
Christian Ludwig Liscow.



Einleitung.

Im Leben auf das innigste mit Gellert befreundet, nach seinem menschlichen und nach seinem schriftstellerischen Charakter ihm nahe verwandt, in seinen litterarischen Wirkungen ihm am ähnlichsten war Rabener. In demselben Lande geboren, besuchten sie die gleiche Schule, bezogen miteinander dieselbe Universität, schlossen sich zum Theil an dieselben Lehrer und litterarischen Muster an. In ihren Schriften wehte trotz aller formalen Unterschiede im Grunde der nämliche Geist; sie verfolgten die gleichen sittlichen Absichten. Rabeners Naturell war heitrer, witziger, fecker, seine Phantasie freier, sein Geist männlicher, kühner, sein Blick weiter und unbefangener als der Gellerts; als Schriftsteller aber hielt er sich schüchtern und rücksichtsvoll in denselben engen Schranken wie sein zaghaft-ängstlicher Freund. Auch sein Leben floß ohne bedeutende äußere Ereignisse und ohne mächtige innere Erregungen einsam zu Hause oder eintönig in der Arbeit des Berufes hin.

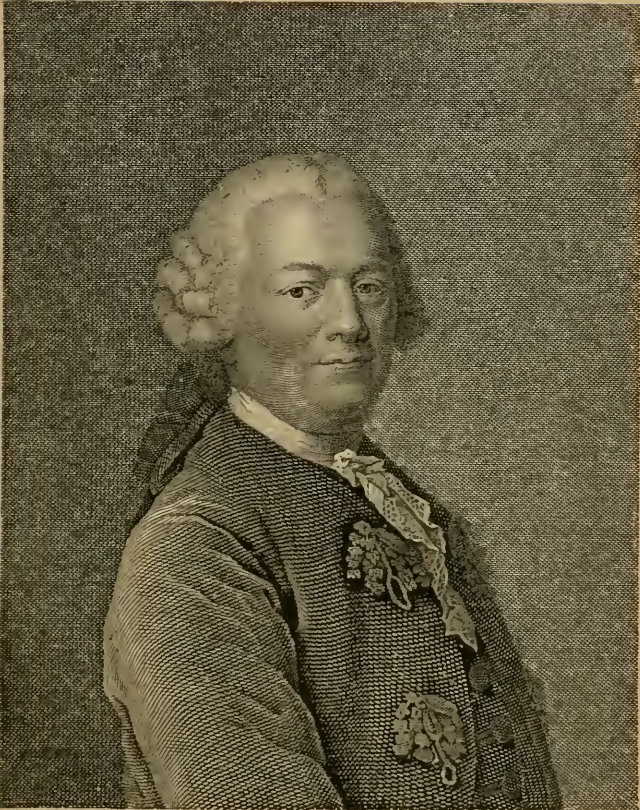
Gottlieb Wilhelm Rabener

wurde am 17. September 1714 zu Bachau geboren, einem Rittergute bei Leipzig, das seinem Vater, Justus Gottlieb Rabener, Anwalt am Leipziger Oberhofgerichte, gehörte. Durch Hauslehrer vorgebildet, kam er 1728 in die Fürstenschule zu Meißen, ein Jahr vor Gellert, der

nebst Gärtner und dem spätern Rektor der Schulpforte, Grabener, schon hier mit ihm den Bund treuester Freundschaft schloß. 1734 bezog er als Jurist, den aber auch die schönen Wissenschaften zu thätigster Theilnahme anregten, die Universität Leipzig, verteidigte daselbst 1737 seine Dissertation „De mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae“ und wandte sich auf den Rat eines älteren befreundeten Beamten nunmehr mit besonderem Eifer dem Steuerwesen zu. Seine praktische Geschicklichkeit kam ihm gerade hier recht zu statten. Schon 1741 wurde er zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt, 1753 als erster Obersteuersekretär in das Obersteuerkollegium nach Dresden berufen und zehn Jahre darnach zum wirklichen Stellvertreter ernannt, ohne daß sein bisheriger Wirkungskreis sich dadurch wesentlich veränderte; denn die übrigen Anerbietungen der Regierung, die ihn zu einem noch höheren Rang mit geringerer Arbeit befördern wollte, lehnte er bescheiden ab. Gewissenhaft, fleißig und gewandt in seinen Amtsgeschäften, freundlich und dienstbeflissen gegen seine Kollegen, wußte er sich auch bei Bürgern und Bauern, mit denen ihn sein „menschenfeindlicher Beruf“ zusammenführte, durch sein mildes und kluges Wesen Liebe zu gewinnen. Um die sächsische Steuerverwaltung machte er sich noch besonders verdient, indem er alle Verordnungen, die sich auf sie bezogen, zu einem „Repertorium annale“ sammelte, chronologisch aneinander reihte und mit juristischen Nachweisen versah. In gleicher Weise stellte er später alle Gesetze der Landesverfassung überhaupt aus alten Landtagsakten und Reskripten zu den fünf Foliobänden seines sogenannten „Repertorium“ zusammen. Und schon als Steuerrevisor schrieb er einen Band, in welchem er die Grundsätze der Steuerverfassung juristisch erläuterte; im Scherz nannte er ihn seinen „Steuerkatechismus“.

Der musterhafte Beamte war volle anderthalb Jahrzehnte lang zugleich ein überaus emsiger schönwissenschaftlicher Schriftsteller. In Versen versuchte er sich höchst selten; nur die erste uns erhaltene Probe seines satirischen Talent, eine nach Inhalt und Form wenig bedeutende Verspottung der hertömmlichen deutschen Gedichte, deren wichtigstes oder gar einziges poetisches Kennzeichen der Reim war, ist in Alexandrinern abgefaßt, der „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind“ aus dem Jahre 1737. Seine späteren, wichtigeren Arbeiten sind alle in Prosa geschrieben und zwar durchgängig in einer einfachen, aber stilistisch gewandten und fein gebildeten Prosa. Rabeners Sprache ist immer klar, deutlich, logisch streng gegliedert, oft freilich auch etwas gedehnt, trotz der einzelnen kurzen Sätze breitspurig, kraftlos und stellenweise eintönig.

Meistens waren es verhältnismäßig kleine Aufsätze, die er zuerst in Zeitschriften veröffentlichte. Von 1741 an war er so ein eifriger Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen“. Wiewohl er aber in Gottscheds Schule litterarisch gebildet worden war und zunächst die Autorität seines Lehrers



H. B. P. Labrousse

ihm noch unerschütteret galt, nahm er doch bald heftigen Anstoß an der Streitlust, die in den „Belustigungen“ einen allzu bequemen Tummelplatz fand; auch vermiffte er die gehörige Strenge bei der Auswahl der dafelbst ab-

gedruckten Aufsätze. Er vor allem drang bei Schwabe auf eine Beseitigung dieser Mißstände, und als die darauf abzielenden Bemühungen nur einen vorübergehenden Erfolg hatten, war er einer der ersten, der sich 1744 den Begründern der „Bremer Beiträge“ anschloß. In ihnen und in ihrer Fortsetzung, der „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen neuen Beiträge“, erschienen nunmehr seine meisten Aufsätze. 1751 gab er sie in zwei Teilen selbständig heraus als „Sammlung satirischer Schriften“. Ein dritter Teil folgte 1752; er enthielt die (vorher nicht in Zeitschriften gedruckten) „Satirischen Briefe“; ein vierter Teil schloß 1755 diese Schriften endgültig ab. Namentlich Rücksichten auf seine seit kurzem veränderte amtliche Stellung, in der ihm die gewöhnliche Sucht des Publikums, die Originale zu seinen litterarischen Bildern zu entdecken, doppelt bedrohlich erschien, aber auch eine gewisse Scheu bei dem Beifall seiner Leser, deren immer höher gespannte Erwartungen er nicht so leicht mehr erfüllen zu können glaubte, entlockten ihm damals die heilige Versicherung, daß er von nun an keine ähnliche satirische Schrift mehr drucken lassen werde. Er fühlte, daß seine schöpferische Periode, die Zeit des Zusammenlebens mit den Leipziger Freunden, zu Ende sei. Gleichwohl schrieb er noch für sich weiter, und wie man aus seinen Andeutungen schließen möchte, jetzt freier, weniger ängstlich, mit mehr satirischer Laune als zuvor. Doch sollten diese Ausarbeitungen erst dereinst nach seinem Tode dem Publikum mitgeteilt werden. Es kam nicht dazu. Beim Bombardement Dresdens im Juli 1760 wurden nebst seiner sonstigen Habe auch alle seine Papiere ein Raub der Flammen „zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit“, wie Rabener humoristisch an einen Freund schrieb mit dem Beisatze, nun verlohne es beinahe nicht mehr die Mühe, daß er sterbe, weil nun doch nach seinem Tode nichts mehr gedruckt werden könne. Die Leser mußten sich mit den vier 1755 abgeschlossenen Teilen der satirischen Schriften begnügen. Zahlreiche, rasch aufeinander erscheinende Auflagen, desgleichen Übersetzungen in das Französische, Englische, Holländische, Dänische und Schwedische zeugten von der allgemeinen Anerkennung, welche diesen Satiren in und außer Deutschland zu teil ward.

Über die Zwecke, die Rabener als Schriftsteller verfolgte, sprach er sich selbst schon 1742 in dem „Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire“ und noch deutlicher und ausführlicher 1751 in dem Vorbericht seiner Sammlung aus, „Vom Mißbrauche der Satire“. Gegen die fest eingewurzelten Vorurteile der deutschen Leser, die sich über das Wesen und die sittliche Kraft der Ironie meist noch nicht klar geworden waren und den Satiriker mit dem unehrlich verleumdenden Pasquillant verwechselten, mußte er, wie einst vor ihm Viscow, das Recht der Satire erst verteidigen. Er leitete es aus der allgemeinen Menschenliebe des Satirikers her, aus seinem inneren Drange, die Sitten zu bessern, die Welt glücklicher zu machen. Und so entwarf er nun das Charakterbild

dieses echten Satirikers, dessen schriftstellerische Freiheit Rabeners moralisierende Vorschriften allerdings eng genug beschränkten. „Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will,“ erklärt er, „dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehen der Oberrn das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheuet den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebevoll sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtschaffner Mann sein!“ Vom Basquillant unterscheidet sich dieser echte Satiriker nach Rabeners Herzen dadurch, daß er nie unwahr verleumdet, nie unanständig oder zotenhaft schreibt, daß er stets sittliche Absichten hegt, immer bessern, nicht bloß lächerlich machen will, daß er gewisse Berufsclassen und Gegenstände um höherer Zwecke willen verschont, so die Fürsten und „Oberrn“, die Lehrer auf Schulen, die Geistlichen, wie überhaupt alles, was irgendwie mit der Religion zusammenhängt, selbst gleichgültige kirchliche Ceremonieen, schlechte Kirchenlieder, natürlich vor allem die Bibel; besonders aber hütet sich jener echte Satiriker ängstlich davor, bestimmte Individuen persönlich oder gar namentlich zu geißeln. Im Gegenjate zu Juvenal, Boileau, Swift, deren Schriften nach Rabeners Meinung dem, der ihre geschichtliche Originale nicht kennt, zum Teil sogar abgeschmackt vorkommen müßten, beilehigt er sich nur der allgemeinen, nie der persönlichen Satire. Eine Thorheit der Leser ist es freilich alsdann, im Leben und in der Umgebung des Schriftstellers die Originale zu diesen allgemein satirischen Charakteren zu suchen. Sein eigenes Verfahren bei der Schöpfung solcher Typen schildert Rabener in bezeichnender Weise: „Die Charaktere meiner Thoren sind allgemein; nicht ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anspruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmütigen, so nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, die stolzen Augenbraunen von Mäven, die vornehm-dummen Blicke vom Gargil, die aufgeblasnen Backen vom Crispin, die trogige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adrasten, den gebieterischen Gang von Neran; und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmütigen Narren, der heißt Zuffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen

sagen, daß ich sie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn sie alle tot sind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er sich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieser Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzelne Person zum Originale vorgenommen, so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich und zu einem neuen Originale geworden ist.“ Nach solchen Erklärungen konnte Rabener am Schlusse seines Vorberichts seinen neugierigen Lesern allerdings die satirische Auskunft geben: „Sie können es sicher glauben, ich meine niemanden als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeint habe.“

Wenn Rabener so das Ideal der Satire in dem Mangel alles persönlichen Tadelns erblickte, folgte er nur dem Zuge der Zeit. Derartige allgemeine, moralisierende Satire, welche schüchtern genug an typischen Beispielen die Fehler ganzer Stände, Alters- oder Berufsclassen geißelte, war gelegentlich schon oft in den moralischen Wochenchriften gepflegt worden. Direkt-persönliche Satire war nur in den gelehrten Kreisen Deutschlands üblich, und eben hier hatte die Ausartung des persönlichen Spottes, namentlich bei den ästhetischen Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizern, deren Widerliches Rabener aus unmittelbarer Nähe mitempfinden konnte, eine entschiedene Abneigung der besseren Schriftsteller gegen dieses Treiben erweckt. In politischen Dingen war bei dem Druck der staatlichen Verhältnisse in Deutschland, bei der kleinlichen Unterordnung der verschiedenen Stände, der tyrannischen Beamtenwirtschaft, dem Servilismus der Unterthanen eine persönliche Satire, die natürlich auch die Höher- und Höchstgestellten nicht hätte verschonen dürfen, nicht möglich, in dem Sachsen des Grafen Brühl am allerwenigsten.

Die Zeitgenossen verglichen Rabener gern mit Jonathan Swift, dem sich der Leipziger-Steuerrevisor selbst nicht verwandt fühlte und mit einem gewissen Stolz auf seine höheren, sittlicheren Zwecke nicht verwandt fühlen wollte. Swifts ungleich großartigere Persönlichkeit konnte aber auch nur in dem freien Staats- und Parlamentsleben Englands, das den einzelnen Mann einer Partei unter Umständen zu einer politischen Macht erhob, zu einem so kühnen und so erfolgreich-bedeutenden litterarischen Wirken gelangen, wie es ihm trotz seines oft schwankenden Charakters eine Zeit lang beschieden war. Seinen Launen fügten sich die Minister und leitenden Staatsmänner des englischen Kabinetts; dieselben, die er noch wenige Wochen zuvor mit Spott und Hohn übergoßen hatte, bewarben sich schmeichlerisch um seine Gunst und überhäufsten ihn zuvorkommend mit Beweisen ihres auszeichnenden Vertrauens, sobald er ihnen die Hoffnung erweckte, daß er ihre Bestrebungen mit seiner mächtigen Feder unterstützen werde. Selber in einem verhältnismäßig untergeordneten, dazu der Politik zunächst fremden Amte stellte Swift sich den größten Machthabern seines Volkes gleich, ja geistig über sie. Rabener hingegen blieb sich stets seiner subalternen Beamtenstellung bewußt und hielt sich daher von

politischer Satire völlig fern, und als er zu einem höheren Rang aufrückte, schien ihm eben dieser höhere Rang ein neues Hindernis für seine satirische Schriftstellerei: er entsagte ihr nun überhaupt. Und ebenjowenig mochte Rabener, der einmal in einem Brief an Gellert aufrichtig bekannte, er habe immer den seltenen Hochmut gehabt zu wünschen, daß seine Satiren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten, mit dem Verfasser des „Märchens von der Sonne“ verglichen werden, wie sehr auch Swift darin für die englische Staatskirche, der er selbst angehörte, eingetreten zu sein glaubte. Vorsichtiger sagte sich Rabener, daß unter der Satire auf einzelne religiöse Konfessionen oder auch nur auf gewisse kirchliche Mißbräuche gar leicht die Religion selber leide — gerade Swifts Beispiel hatte das gezeigt —, und verzichtete daher von vornherein darauf, seine Satire an diesen heiligen Bezirken vorbei zu lenken.

So blieben ihm also nur die gesellschaftlichen und allenfalls noch die litterarischen Zustände seines Vaterlandes als Zielscheiben für seine satirische Betrachtung übrig. Und auch da schwächten allerlei äußere Rücksichten die Kraft dieser Satire merklich ab. Es fehlte Rabenern durchaus nicht an Kenntniß des wirklichen Lebens; in seinem Berufe hatte er Gelegenheit, allerlei Menschen und Verhältnisse genau zu beobachten. Seine Darstellung war daher stets realistisch wahr im einzelnen. Nur verblaßten zufolge seinem leidigen Streben nach Verallgemeinerung die natürlich-frischen Farben des gesamten Bildes, das er zeichnete.

Im Leben besaß er neben dem heitern Wit, der ihn zum Mittelpunkt der Gesellschaften seiner Freunde und den Tisch, an welchem er speiste, zu einem allerseits gesuchten Ort fröhlicher Unterhaltung machte, eine entschiedene Anlage zu bitterem Sarkasmus. Spuren davon weisen hin und wieder seine Briefe an die nächsten Freunde auf. So schrieb er z. B. im November 1753 von Dresden aus an Cramer: „So? Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! — Der Hof ist noch in Hubertusburg. Fünf Kastriaten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen und werden auf die Fasten satt wieder zurücke kehren, um daselbst zu verdauen und in der Karwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei: die Hunde waren sehr stumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. „Soliman“*) wird nicht wieder aufgeföhret; die Ratten haben vier Elefanten gefressen. Der Kastriat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feiste ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als Einem Orte, dürfte wohl auf's Karneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heisch, ein Unglück, darüber sich niemand als er und seine Mutter betrübt. Amorevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrießlich und macht Miene fortzugehen; man wird ihn

*) Wahrscheinlich ein Ballett.

tausend Thaler Zulage geben. Die Bildergalerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Dedern*) ist ganz abgebrannt; Suhl**) kann nicht wieder aufgebauet werden. Wer kann den albern Leuten helfen, warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um?“ Aber derartige Offenheit gehörte nur für die besten Freunde, und Rabener war äußerst bestürzt und betrübt, wenn je einmal solch eine vertrauliche Mitteilung in die Öffentlichkeit drang. Am meisten empörte und ängstigte es ihn, als ein Brief voll heiterer Gelassenheit und echten Humors, den er 1760 nach der für ihn so verhängnisvollen Beschließung Dresdens an den Kabinettssekretär Zerber in Warschau schrieb, bald darauf verstümmelt im Druck erschien und wegen seiner harmlosen Scherze, die man als Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Unglück deutete, von den Zeitgenossen zum Teil recht unverständlich übel aufgenommen wurde. In der Vorrede zu einer neuen (der sechsten) Auflage seiner „Satiren“ (1761) rechtfertigte er sich ausdrücklich gegen jene thörichten Beschuldigungen. Das Gerücht, daß man noch mehr seiner Privatbriefe ohne seine Einwilligung zu veröffentlichen trachte, nötigte ihm damals den Entschluß ab, selbst eine Auswahl solcher freundschaftlicher Briefe für den Druck zu veranstalten; von ihm selbst zusammengestellt, wurde diese jedoch erst nach seinem Tode von seinem jüngeren Freunde Christian Felix Weiße herausgegeben (Leipzig 1772). Schon hier blieben einige der freimütigsten Stellen weg; in den von Anfang an für den Druck bestimmten Satiren wagte sich ein ähnlicher Freimut überhaupt nicht hervor.

Rabeners Spott traf nur die mittleren und unteren Stände des deutschen Volkes, die kleinen Adligen, Dorfjunker und Patronatsherren, Dorfpfarrer, Schullehrer und Hofmeister, Subalternoffiziere, Advokaten, Dorfrichter, Sekretäre, Bewerber um eine Ratsherrnstelle, gelehrte Pedanten, bettelnde Gelegenheitsreimer, unterwürfige Gratulanten, drängende Geldmäkler, heiratslustige Mädchen und Witwen oder alte Jungfern aus bürgerlichen Familien. In seinen ersten Satiren herrschte der Tadel der wissenschaftlichen Pedanten und der Dichterlinge vor; erst nach und nach breitete sich mit Rabeners amtlicher Thätigkeit auch der Umkreis derjenigen Charaktere und Menschenklassen weiter aus, die er satirisch abzeichnete. In einer niedrigen, vielfach gedrückten Lebenssphäre bewegte sich aber ziemlich ausnahmslos diese Darstellung, und dadurch vor allem mahnt sie noch an die unmittelbar vorausgehende Periode der deutschen Satire, dadurch unterscheidet sie sich ganz beträchtlich von der ungleich höheren Gattung von Satire, die sogleich nach Rabener bereits mit den ersten polemischen Schriften Lessings ihren Einzug in die deutsche Litteratur feierte. Da handelte es sich stets um große Fragen oder bedeutende Persönlichkeiten

*) Dederan, kleine Stadt bei Chemnitz.

**) Suhl, thüringische Stadt in der preussischen Provinz Sachsen.

des künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen, sozialen, staatlichen Lebens; Rabeners Stoffe und Modelle waren in der Hauptsache noch geringfügiger als die Liscows.

Christian Ludwig Liscow,

1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen geboren, Sohn eines Geistlichen, studierte in Rostock (seit 1718) und Jena (seit 1721) zuerst Theologie, dann Rechtswissenschaft und scheint darnach einen jungen Edelmann auf Reisen begleitet und besonders in Frankreich dabei sich länger aufgehalten zu haben. Hier mag er ein gründliches Studium der französischen Litteratur, namentlich Boileaus, Montaignes und Bayles, begonnen haben, die von nun an neben den ihm von früher her bekannten römischen Klassikern und neben einzelnen deutschen Gelehrten wie Thomajus für ihn höchst bedeutsam und einflußreich wurde. Gegen 1729 finden wir ihn zu Lübeck, wo er als Hofmeister der zwei Stieföhne des Dombachanten v. Thienen mehrere Jahre sich sein Brot verdiente. Als Privatsekretär des Geheimrats v. Clausenheim (1734—1735), dann des Herzogs Karl Leopold von Schwerin (bis 1737), zuletzt des Geheimrats v. Blome (1738—1739) lebte er größtenteils zu Hamburg als eifriges Mitglied des dortigen Litteratentreibes, dazwischen in Mecklenburg oder im Auftrag des Herzogs zu Paris, endlich zu Preetz bei Kiel. 1740 trat er in preußische Dienste; 1741 wurde er Privatsekretär des Grafen Brühl zu Dresden, im September desselben Jahres zum kgl. polnischen Sekretär ernannt und 1745 zum Kriegsrat befördert. Nun heiratete er die verwitwete Kammerrätin Buch, die ihm das Gut Berg vor Eilenburg einbrachte. Unvorsichtige Äußerungen über die schlechte Finanzwirtschaft des Grafen Brühl brachten ihn 1749 ins Gefängnis. Im April 1750 wurde er zwar daraus entlassen, aber abgesetzt und aus Dresden verwiesen. Er zog sich auf das Gut seiner Frau zurück und starb dort am 30. Oktober 1760.

Liscow veröffentlichte von 1732 bis 1739 eine Anzahl von teilweise früher verfaßten, 1739 gesammelten satirischen Schriften, die namentlich durch die Dreifachheit ihrer Prosa noch heute unser Augenmerk auf sich ziehen. In reiner, klarer und deutlicher Sprache, in verhältnismäßig kurzen, immer aber sorgfältig und übersichtlich gegliederten Sätzen, nicht ohne Schwung, aber arm an Bildern und poetischem Schmuck, manchmal ermüdend umständlich, meist aber mit logisch strenger, geistreicher und witziger Dialektik ging Liscow, bald ironisch, bald parodierend, selten geradezu seine Meinung äuffernd, auf seine Gegner los. Seine Satire war stets persönlich; aber sie ging nicht in persönlichen Angriffen allein auf, und mochten auch seine unmittelbaren Widersacher Männer von mittelmäßigen Fähigkeiten und untergeordneter litterarischer Bedeutung sein, mochte mit diesen nächsten Opfern seiner Satire auch diese selbst sich

in niedrig-dumpfen Regionen bewegen, sie streifte doch oft auch die wichtigsten Fragen des geistigen Lebens und wagte sich ohne Scheu sogar empor zu den höchsten und bedeutungsvollsten Sätzen des Christentums überhaupt und des lutherischen Glaubensbekenntnisses insbesondere. Großen Persönlichkeiten wich er allerdings aus. Es dünkte ihn bequemer, lieber mit ihren kleineren, wenngleich sehr rührigen Schülern oder Handlangern anzubinden. Diese, den theologisierenden Juristen Ernst Johann Friedrich Manzel, Professor zu Rostock, den leichtfertigen Vielschreiber und Reklamehelden Magister Heinrich Jakob Sivers, Lehrer und Prediger zu Lübeck, den emsigen, aber zerfahrenen, urteils- und taktlosen Dr. Johann Ernst Philippi, damals Professor der Beredsamkeit zu Halle, und ähnliche, verfolgte er unbarmherzig in ihre letzten Schlupfwinkel, bis er ihr wissenschaftliches Ansehen und bisweilen sogar zum guten Teil auch ihre bürgerliche Existenz vernichtet hatte. Er fiel sie nicht aus innerem Drange ungereizt an; gaben sie ihm aber einmal den äußeren Anstoß, so hielt er vor dem letzten Ziele nicht leicht mehr schonend ein. Dann freilich, wenn der Gegner ganz zerstampft war, hielt er es für Sünde, ihn noch weiter zu verfolgen, und dem elenden Philippi rißte er sogar zuletzt, als derselbe, von verschiedenen Universitäten ausgewiesen, brotlos umherirrte, durch seine Wohlthaten das Leben. Aber seine grausame Satire war auch hauptsächlich schuld an diesem jämmerlichen Loos des Unseligen. In mäßigerer Weise schwang Liscow vor allem in seiner Dresdener Periode einmal die Geißel der Satire, als er, von Ulrich von König, Heineken und den übrigen Dresdener Feinden Gottscheds aufgestachelt, sich in die schönwissenschaftlichen Streitigkeiten der Schweizer mit dem Leipziger Litteraturdiktator einmischte — Streitigkeiten, denen er früher, ähnlich wie sein Freund Hagedorn, gleichgültig zugeesehen hatte — und dabei entschieden die Partei der Züricher und ihrer Gesinnungsgenossen im nördlichen Deutschland ergriff.

Mit Königs Tod (1744) war Liscows schriftstellerische Thätigkeit beendet. Die Zeitgenossen achteten seinen litterarischen Einfluß sehr hoch; die späteren Forscher haben seine ästhetische und geschichtliche Bedeutung lange Zeit bald über-, bald unterschätzt. In gewissem Sinne dürfen wir ihn als einen Vorläufer Lessings betrachten, freilich als einen Vorläufer, der seinem größeren Nachfolger nur in einigen Punkten ebenbürtig war. Namentlich sein freimütiges Auftreten gegen die orthodoxe Beschränktheit Manzels und gewisse formale Vorzüge seiner Prosa erinnern uns an den späteren Lessing. Wir stellen deshalb jetzt auch unter seinen satirischen Schriften die „Anmerkungen in Form eines Briefes“ über Manzels „*Primaе lineae juris naturae*“ (1726 entworfen, 1729 geschrieben, 1733 gedruckt) und die gegen den Berliner Propst Reinbeck gerichtete „*Neue Vorrede*“ zu diesen „Anmerkungen“ von 1739, dazu etwa die erst 1803 gedruckte ironische Abhandlung „Über die Unnötigkeit der guten Werke zur Seligkeit“ (1730) um ihres bedeutenderen Inhalts willen am höchsten, während die gleichzeitigen

Leser der breitgesponnenen, im einzelnen allerdings oft vorzüglichen Ironie „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten, gründlich



Liscow

erwiesen“ (1736) den Vorzug vor allen andern Arbeiten Liscows zuzugestehen schienen. Schön bezeichnet der neueste Forscher über Liscow*) den

*) Berthold Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn (Hamburg und Leipzig 1883). Vergl. dazu die früheren Arbeiten über Liscows Leben und Schriften von R. G. Helbig (Dresden und Leipzig 1841), G. C. F. Lisch (Schwerin 1845) und J. Classen (Lübeck 1846), auch Erich Schmidts Aufsatz in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Band 18 (Leipzig 1883).

Unterschied zwischen seinem und Lessings Wirken durch ein Gleichniß: „Wie ein gewaltiger Orkan, der die Luft reinigt und morsche Stämme zer splittert, ist Lessing durch die deutsche Litteratur gefahren; und wie ein Wirbelwind, der mit dem Staub der Heerstraße, welken Blättern und anderen Nichtigkeiten sein Spiel treibt, geht Viscontini vor ihm auf.“

Rabener, dessen Thätigkeit ziemlich zur gleichen Zeit begann, da Viscontini die seinige abschloß, hat mit diesem Vorgänger wenig gemein. Aber seine allgemeine, dazu viel zahlreichere, stets moralische und selbst Halbgebildeten leicht verständliche Satire verdrängte Viscontini's persönliche Satire, die zwar in der Regel mit ungleich größerer Schärfe geistig bedeutendere Fragen behandelte, durch ihre zahlreichen gelehrten Anspielungen aber auch einen viel höheren Grad von Bildung, wenn nicht gar von fachmännischem Wissen bei dem Leser voraussetzte. Zudem war Rabener seinem Vorgänger durch die Mannigfaltigkeit überlegen, womit er seine Satiren in ein immer neues Gewand einkleidete. Da lernte er bald von den älteren Meistern der deutschen Satire im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, bald von den moralischen Zeitschriften, von Viscontini und von Swift; bald knüpfte er seine Darstellungen auch äußerlich an Lukian, Cervantes, Swift und Holberg an. Er begann mit direkten Parodien und mit ironischen Lobschriften nach dem Muster der Humanisten und Viscontini's und wählte dazu gern die Form des Briefes oder der Rede, teilte aber seine Satire gelegentlich auch als Auszug aus der Chronik eines Dorfes mit. Dann entwarf er, zunächst geradegu moralisierend, später mit mehr künstlerischen Umschweifen, Charakterbilder, die von den verkehrten Sitten unseres gesellschaftlichen Treibens zeugten. Bald erzählte er den Traum eines Bettlers, der sich plötzlich auf den Gipfel menschlichen Glückes erhoben wähnt; bald fingierte er einen Traum, der ihn selbst in das Leben nach dem Tod entführt hätte; bald veröffentlichte er die vorgebliche Totenliste einer norwegischen Stadt, bald das vermeintliche Testament Swifts. Er erörterte scheinbar gründlich in der Form einer Abhandlung die Lächerlichkeiten, die er verspotten wollte, oder brachte in ausführlichen Anmerkungen ohne Text allerlei Satire unter. Er stellte erklärend in angeblichen Beiträgen zu einem deutschen Wörterbuch zahlreiche Worte und Redensarten zusammen, deren ernste Bedeutung im Leben des einzelnen wie der Völker tausendmal leichtfertig mißachtet wird, und illustrierte durch satirische Charakterkizzen oder kleine Geschichten den Sinn verschiedener Sprichwörter. Besonders gern ließ er seine satirischen Figuren sich selbst in Briefen darstellen, deren sich bisweilen mehrere zu einer Art von Novelle zusammenschloßen. Und seine letzte Satire kleidete er in ein Märchen ein, das er nur aus dem Holländischen übersetzt zu haben vorgab.

Der allgemeine Charakter dieser Schriften war ziemlich durchaus der

gleiche, weniger ihr künstlerischer Wert. Namentlich unter den ersten Satiren, die Rabener unter dem Pseudonym Martin Scribler der Jüngere und andern erdichteten Namen in den „Belustigungen“ veröffentlichte, wechseln Stücke voll geist- und erfindungsreicher Einfälle, voll Witz und Humor mit recht unbedeutenden, einförmigen, an Geist und Witz armen oder geradezu faden Versuchen ab. Litterargeschichtlich und künstlerisch anziehend ist die Satire „Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungs schreiben nach dem neuesten Geschmack“ (1741), deren zahlreiche und ausgedehnte Anmerkungen mit ihren übrigens ganz überflüssigen Citaten aus allen erdenklichen Sprachen, die Rabener zum Teil gar nicht verstand, den Spott der eigentlichen satirischen Abhandlung noch kräftig verstärken. In der Form wenig kunstreich, aber inhaltlich interessant ist das „Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen“ (1742), ein Protest gegen die Pedanten, welche nur die alten Sprachen und gewisse fremdklingende Kunstwörter von andern Wissenschaften in den Schulen gelehrt und gelernt wissen wollen, aber nicht diejenigen Wissenschaften, die im Leben praktisch zu verwenden sind, ältere und neuere Geschichte, Geographie, Mathematik, genaue Kenntniß der einheimischen und der wichtigsten fremden lebenden Sprachen, Kalligraphie, Musik u. dgl. In ähnlicher Weise eifert Rabener, hierin ein Vorläufer Klopstocks, Herders, Wielands, gegen die einseitige Betonung des lateinischen Unterrichts in dem Aufsatz „Von Unterweisung der Jugend“ (1742), der zugleich die sonstigen Schäden des herkömmlichen Hofmeisterwesens nebenbei streift. Durch die knappe, aber schöne und fesselnde Darstellung zeichnet sich die „Lufianische Erzählung“ von dem Bettler Zrus aus (1742), durch scharfen Witz, der namentlich die Gelegenheitsreimer trifft, das „Schreiben des Gratulanten an den Autor“ (1744).

Einigermaßen aus dem Rahmen der übrigen Satiren Rabeners würde der „Traum von den Beschäftigungen der abgetheilten Seelen“ (1744) herantreten, wenn mit dem darin geschilderten „Charlatan des guten Geschmacks“ wirklich, wie mehrfach und wenigstens nicht ganz grundlos angenommen worden ist, Gottsched gemeint sein sollte. Sonst allerdings bewegt sich auch dieser „Traum“ nur in allgemeiner Satire, welche die kleinen Mittelstände geißelt; an die Großartigkeit, womit man dasselbe Thema etwa nach dem Vorbilde Dantes behandeln könnte, darf man nicht denken, wenn man nicht allen Geschmack an Rabeners weiterschweifiger und kleinlicher, doch nicht unwitziger Darstellung verlieren will. Auf diesen „Traum“ folgten in den „Bremer Beiträgen“ zunächst 1745 die litterarischen Satiren „Abhandlung von Buchdruckerstöcken“ und „Hinkmars von Neptow Noten ohne Text“, dann das Jahr darauf der „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“, Rabeners geistreichste Schrift, die mit ihrer witzig anregenden, ausführlichen, aber nicht weiterschweifigen Darstellung auch den heutigen Leser noch durchaus zu erfreuen

vermag, und im Anschluß daran der „Beitrag zum deutschen Wörterbuch“.

Die Satire geht hier auf alle Stände, die der sächsische Steuerbeamte überhaupt zu geißeln wagte. Sogar die schlechten Geistlichen griff er im „Versuch“ an, freilich behutsam, nachdem er erst ausdrücklich erklärt hatte, daß er für alles wahrhaft Ehrwürdige die höchste Ehrfurcht fühle. Nicht überall ist die Ironie rein durchgeführt; bisweilen schlägt sie in die direkte Satire um. Manchmal guckt aber auch durch die zahme Schelt- und Spottrede der bittere Sarkasmus hervor, dessen Rabener gelegentlich fähig war, so bei seiner Erklärung, was gewöhnlich der Mensch ist (S. 37 f. im folgenden Abdruck). Auch an witziger, scharfer Selbstironie läßt es Rabener in dem „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“ nicht fehlen. Im „Beitrag zum deutschen Wörterbuch“ zeichnet sich besonders der Abschnitt über „Deutsch“ durch seine treffende patriotische Satire aus. Daran reiht sich ein anfangs witziger, später aber in teilweise einförmige Beispiele auslaufender Abschnitt über „Fabel“, von der Rabener folgende satirische Definition giebt: „Eine Fabel ist ordentlicher Weise und besonders nach dem Begriffe einiger Neuern ein solches Gedicht, über welchem der Name eines Tieres oder sonst eines Dinges steht, das noch etwas dünner ist als der Verfasser. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetische Wahrscheinlichkeit oder gar eine Sittenlehre darinnen suchen wollten. Die Ansführung der Fabel mag noch so trocken, noch so abgeschmackt, noch so undeutlich sein; so ist doch das, was ein solcher Fabeldichter im Namen seines Tiers sagt, für eine unvernünftige Bestie noch allemal klug genug gesprochen. Er schreibt: Der = = eine Fabel. Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht. Das Wort Fabel wird noch in einem andern Verstande und zwar von solchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich sind. Daß ein Frauenzimmer sich über den vermeinten Tod ihres Liebhabers dergestalt betrübt, daß sie sich selbst ums Leben bringt, und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verlust ihrer Schönen so untröstbar sind, daß sie in ganzem Ernste Anstalt machen, sich zu erstechen: das ist wohl möglich, aber nimmermehr wahrscheinlich, und eben um deswillen gehört die Geschichte des Ovids vom Pyramus und von der Thisebe mit allem Rechte unter die Fabeln.“ Diese satirische Erklärung schrieb Rabener unmittelbar, bevor Gellert seine Fabeln sammelte. Auf sie, die Rabener aufrichtig bewunderte, bezog sich selbstverständlich der Spott ebensowenig wie auf Hagedorn's verwandte Versuche, sondern nur auf die Arbeiten der damals in Deutschland zahlreichen schlechten Fabeldichter. Der Schluß des „Beitrags“, der die geschäftigen Müßiggänger namentlich unter den jungen deutschen Advokaten verspottet, deutet auf das gleichnamige, wenige Jahre ältere Lustspiel Elias Schlegels, wie andererseits einige Sätze des vorhergehenden Aufsatzes demselben Dichter die erste Anregung zum Charakter seiner „Stummen Schönheit“ gegeben haben mögen.

Die „Geheime Nachricht von Dr. Jonathan Swifts letztem Willen“ (1746), welche allerlei allgemeine moralische Charaktere als Kandidaten eines großen Tollhauses schilderte, scheint in Leipzig eine Art von Gegenschrift hervorgerufen zu haben, „Schlüssel zu Dr. Jonathan Swifts Codicille“, worin nicht nur die in der „Geheimen Nachricht“ mit englischen Namen belegten allgemeinen Typen auf bestimmte deutsche Personen gedeutet, sondern auch Nabeners Name und Stand genannt waren. Der dadurch herb gekränkte Verfasser verwahrte sich in einer vorwurfsvollen „Nachricht“, die er 1746 in die öffentlichen Zeitungen einrücken ließ, auf das entschiedenste gegen dieses Verfahren.

Die Zeitgenossen stellten unter Nabeners Schriften die 1751 entstandenen, von Gellert und Gärtner vor dem Druck geprüften „Satirischen Briefe“ am höchsten. Die darin gezeichneten Charaktere waren allerdings überaus mannigfaltig, bewegten sich aber alle in den kleinlichsten Dorfverhältnissen oder in den niedrigsten Bürger- und Beamtenkreisen. Mehrere solcher Briefe bildeten meistens zusammen einen kleinen Roman, dessen Handlung gewöhnlich unter allem Vergleich unbedeutend war. Sie sollte, wie alles in diesen Briefen, nur zur genaueren Charakteristik der Hauptfigur dienen. Die einzelnen Züge derselben waren in der Regel nach dem Leben und wahr gezeichnet; das Gesamtbild war bisweilen zur Karikatur verzerrt. Dieses Verfahren, das an und für sich dem Satiriker kaum zu verwehren sein dürfte, war doch hier, wo die Satire immer geradezu moralisch wirken sollte, nicht zulässig; denn wenn Nabener vor wirklichen Lastern und Irrthümern warnen wollte, mußte er sie auch realistisch getreu an Beispielen aus dem wirklichen Leben aufweisen. Zu der besonnenen Rückständigkeit, die in seiner ganzen Darstellung waltete, paßte der Übergriff in das Reich der Phantasie nicht, den die Karikatur stets befundet. Breit, mitunter weitschweifig verspottete Nabener in diesen Briefen die anspruchsvolle Knickerei ungebildeter Dorfjunker, die einen Hofmeister für ihre Kinder suchen, die Art, wie Pfarrer oder Schulmeister sich häufig um freie Stellen bei einem Patronatsherrn bewerben, wie unwissende oder träge Kandidaten Ehrenämter oder Hofdienste suchen, das ganze Bestechungswesen bei Richtern und Amtsleuten, den Leichtsinns junger Adeliger, die ohne Aussicht, rechtzeitig zahlen zu können, Schulden auf sich laden, die Thorheit junger Mädchen, die hochmütig um eines erträumten Liebhabers willen gute Partien abweisen und dann als alte Jungfern um jeden Preis einen Mann begehren, die Unredlichkeit, womit öfters bei Verlobungen beide Teile sich über ihre Vorzüge und Mängel wie über ihre letzten Absichten täuschen, übereilte Heiraten aller Art, zwischen alten Männern und blutjungen Mädchen oder jungen Burschen und alten Frauen, zwischen armen Leuten, die zwar innige Liebe zu einander empfinden, aber nichts zu leben haben, zwischen Leuten von ungleicher Bildung oder ungleichem Stande. Ruhige Überlegung, bei der die Leidenschaft ja nicht mitreden soll, gilt für Nabener wie für Gellert als erstes Gesetz bei der Eheschließung;

unter Umständen verwirft er dann auch die sonst bedenkliche Heirat zwischen Adelfigen und Bürgerlichen nicht unbedingt, wenn nämlich auf beiden Seiten besonders viel Vernunft und Billigkeit vorhanden ist.

Unzweifelhaft bedeutender und reicher an dauerndem Wert als diese „Briefe“ ist die dem Anton Panja von Mancha, dem vorgeblichen Sohne des Sancho Panja, zugeschriebene und Sanchos Eiel zugeeignete „Abhandlung von Sprichwörtern“, zwischen den Jahren 1748 und 1755 nach und nach entstanden. Bald in ernster, bald in ironischer Form wird hier der Sinn von neun Sprichwörtern durch Beispiele, Charakterskizzen und kleine Geschichten nach Art der englischen Wochenschriften erläutert. Die Gebrechen, auf die es Rabeners Satire dabei abgesehen hat, dienten zwar zum Teil auch schon frühern deutschen Autoren zur Zielscheibe ihres Spottes (z. B. das Anwesen der jungen adligen Herren, der Hausfranzösinnen u. s. w.); auch ist in jeder dieser Rabenerschen Abhandlungen das eine oder andere schablonenhaft ausgefallen, manches auch durch Wiederholung derselben Motive abgeschwächt: daneben waltet aber gerade in diesen Satiren oft ein überaus zutreffender Witz, verbunden mit einer reichen Kenntnis und anschaulichen Schilderung der vielseitigsten Lebensverhältnisse. Namentlich in der letzten, größten Abhandlung (über das Sprichwort „Gedanken sind zollfrei“) tritt diese Vielseitigkeit der Beobachtung recht deutlich zu Tage; leider ist sie nicht auch die wichtigste dieser Satiren, und ihr Grundgedanke, der bis zur Ermüdung des Lesers immer wiederholt wird, daß man nämlich eine (nach Gulden und Kreuzern genau bestimmte) Steuer für thörichte oder böse Gedanken einführen sollte, ist an sich schon etwas spießbürgerlich und überdies eintönig ohne Phantasie durchgeführt.

Eine kleine, aber an litterarischer und moralischer Satire reiche Schrift Rabeners wurde 1754 durch eine absonderliche Preisfrage der Akademie zu Pau in Bearn veranlaßt: „La médisance, est-elle autant l'effet de l'orgueil que de la malignité?“ Dazu war die seltsame Bedingung gestellt, daß die Lektüre der einzelnen Beantwortungsversuche nicht mehr als eine halbe Stunde erfordern dürfe. Rabener verfaßte mit Bezug darauf den Auffsatz „Daß die Begierde, Übels von andern zu reden, weder vom Stolge noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre“. Wichtigere noch als die Preischrift selbst war das angeblich vom Verleger beigelegte Realregister.

Mit satirischen Zügen ausgestattet, jedoch in erster Linie keine eigentliche Satire war das „Märchen vom ersten Aprile“ (1755). Zunächst will es den Ursprung der Gewohnheit erklären, die Leute „in den April zu schicken“. Dazu entlehnt Rabener die wunderbaren Motive der orientalischen Feenmärchen, deren ganzen Stil, Erfindungen, Art der Charakteristik, bunten Wechsel der Situationen er sich geschickt aneignet. Große Phantasie ist freilich nicht angewendet; aber die Geschichte ist bis auf den

Umstand, daß jede dichterische Gerechtigkeit über den Haufen geworfen ist, gut komponiert und klar und flüssig erzählt. Die darauf folgenden „Siebenmal sieben Wahrsagungen vom ersten April“ sind kleine satirische Charakterbilder in Rabeners herkömmlicher Weise. Der Schlüssel zu diesen „Wahrsagungen“ geißelt wieder satirisch die kleinlichen Leser, die hinter allen jenen allgemeinen Charakteren bestimmte, ihnen bekannte Personen entdecken wollten. Mit einer ironischen „Abbitte und Ehrenerklärung“ an die einzelnen Stände und Menschengruppen, die er beleidigt haben könnte, schloß Rabener die Sammlung seiner Satiren.

Unter seinen späteren, nie gedruckten satirischen Arbeiten hebt sein Freund und Biograph Weiße einige Nachahmungen Lukians hervor, ferner den Entwurf eines Werkchens „Entzückungen oder Gesichter“, in welchem ein besonders kühner Witz herrschte, einen Aufsatz von der schweren Kunst, mit der Welt zufrieden zu sein, endlich neben einem kleineren Stück, das eine Feengeschichte behandelte, ein bis zum vierten Aufzug beendetes Lustspiel „Der Freigeist“, dessen Entwurf, wie Weiße ihn aus der Erinnerung mitteilt, Hauptmotive des bürgerlichen Trauerspiels (ein sittenlos schwankender Mann, der sich treulos von der ersten Geliebten zur zweiten wendet, eine Buhlerin als Rivalin eines tugendhaften Mädchens u. dgl.) aufweist, aber abgeschwächt und in der rührsamten Art des Gellert'schen Lustspiels verwertet.

Der siebenjährige Krieg, in dem 1760 alle diese Papiere zu Grunde gingen, brachte Rabener auch sonst manchen schweren Schaden, den er indes mit Gleichmut, ja oft mit Humor ertrug. Seine Amtsgeschäfte ruhten; an seinem Einkommen erlitt er große Einbuße. Von den preussischen Offizieren hingegen, die in Dresden lagen, erhielt er ähnlich wie Gellert mehrfache Beweise der Hochachtung und Bewunderung. Zu dem Prinzen Heinrich wurde er mehrmals gerufen und verteidigte kräftig vor ihm die deutsche Sprache und Litteratur, die jener wenig schätzte. Bei Friedrich II. konnte er der deutschen Muse nicht denselben Dienst erweisen; denn die von dem König ebenso wie von Rabener gewünschte und 1757 schon vorbereitete Audienz fand zufolge der plötzlichen Abreise Friedrichs von Dresden nicht statt.

Nach dem Friedensschluß waren ihm unter den glücklicheren Verhältnissen, in die nun und mit dem Tode Friedrich Augusts III. (1763) Sachsen und er selbst eintrat, nur noch wenige Jahre in voller Gesundheit und Geisteskraft beschieden. Das Podagra, das ihn schon damals hin und wieder heimsuchte, hielt er selbst für keine Krankheit. Aber 1767 bekam er einen ersten Schlaganfall, dem eine schmerzliche Krankheit von einigen Wochen folgte. Ein Aufenthalt in Karlsbad 1768 blieb erfolglos. Sein Leiden nahm vielmehr im nächsten Winter zu, und von einem zweiten Schlaganfall im März 1769 erholte er sich nicht wieder. Doch konnte er noch, wie früher regelmäßig, zur Frühlings- und Herbstmesse Leipzig und die dortigen Freunde besuchen. Freilich war die gesellschafts-

liche Munterkeit, die er sonst gerade bei diesen Anlässen zeigte, dahin. Zum letzten Mal war er in der Ostermesse 1770 in Leipzig. Den Sommer und Winter darnach ging es ihm leidlich; im März aber gesellte sich zu seinen Schwindelanfällen Fieber, und am 22. März 1771 nahm ihn ein plötzlicher Tod schmerzlos, wie er es sich stets gewünscht hatte, hinweg. Seine mannigfachen Tugenden, seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, sein ehrlicher Freimut, seine treue Freundeßliebe, seine Sparsamkeit und Mäßigkeit im Lebensgenuß, sein einfach religiöser Sinn ohne Scheinheiligkeit, seine Gewissenhaftigkeit im Amt, zusammen mit seinen schriftstellerischen Vorzügen erhielt sein Andenken noch lange nach seinem Tod in Ehren. Nicht bloß Gellerts Zuhörer prägten sich in den Vorlesungen ihres Lehrers über Moral an Rabeners Beispiel die Wahrheit ein, „daß man ein Originalautor und doch zugleich für die Geschäfte des Vaterlandes der arbeitsamste und brauchbarste Mann sein kann“; auch Lavater pries in seinem „Geheimen Tagebuch“ (1772 f.) Rabener als den moralischsten Satiriker, den bei aller Laune immer gute Absichten leiteten; und Goethe schloß gar seine liebevolle Charakteristik der Persönlichkeit und der Schriften des sächsischen Satirikers im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ mit den auszeichnenden Worten: „Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenden Menschen als Heiliger verehrt zu werden. . . . Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.“ —

Im Folgenden teile ich Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“ und den Artikel über „Deutsch“ aus dem „Beitrag zum Deutschen Wörterbuch“ mit. Ich lege dabei den Druck in den gesammelten „Satiren“ (10. Auflage, Leipzig 1771) zu Grunde, ohne die geringfügigen Abweichungen des ersten Druckes im dritten Bande der „Bremer Beiträge“ zu verzeichnen. Im Anschluß daran folgt aus Liscows Vorrede zur Sammlung seiner satirischen und ernsthaften Schriften von 1739 der allgemeine Teil, stilistisch mit das Beste, was Liscow überhaupt geschrieben hat; die detaillierte äußere Geschichte der einzelnen 1739 gesammelten Schriften, die der Verfasser gleichfalls in jene Vorrede einwob, glaubte ich aus Rücksicht auf den karg bemessenen Raum und auf den weiteren Leserkreis, an den sich die „Deutsche Nationallitteratur“ wendet, aus dem folgenden Abdruck besser beiseite zu lassen.

Franz Münchler.

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs. *)

*) S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Wiſſes, 3. Band, 1 Stück.
1746 [S. 8—10].

Da einige Gelehrte unter uns so mutig sind und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nötig sein, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte festzustellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser und mit völliger Zuverlässigkeit verstehen; alle Zweideutigkeiten werden sich verlieren; und mancher, den man jetzt aus Mißbrauch einen gepriesenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sei.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntnis von mir selbst thue. Bei denen, welche glauben, derjenige sei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten edieren könne; bei diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sei darum! Kommt nur mein Wörterbuch zustande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nötig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexikon nennen. Ich bin es

zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig gewesen sei und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Grenzen eines Wörterbuchs überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden als etwas austreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß 5 der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beihülfe, sobald nur möglich, zu- 10 stande bringen könne.

Kompliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Kompliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Teils des Körpers oder auch eine Krümmung des Rückens und 15 Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Anteil daran.

Ein Gegenkompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urteilen, 20 wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Komplimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt sein, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den 25 der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ist und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland verteidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk 30 ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rats- herrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Kompliment. Der 35 junge Ratsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein

5. Pierre Bayle's (1647—1706) berühmtes „Dictionnaire historique et critique“ (Rotterdam 1697), unter Mitwirkung von Elias Schlegel, Schwabe, Gärner, Gellert und andern von Gottsched ins Deutsche übertragen (Leipzig 1741—1744).

wenig und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Komplimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte
 5 Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug sein von den Komplimenten, soweit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Kompliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Kompliment! Was aber dieses
 10 eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das Geringste bedeutet.

Ohne Komplimente, mein Herr, ich bitte gehorjamst, ohne alle Komplimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so
 15 könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den größten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nötig hätten, mir so viel Komplimente zu machen.“

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener;
 20 unterthänigster Diener; ich verharre Euer Hochedl. gehorjamst ergebenster &c.; ich verbleibe mit aller geziemen- den Devotion &c.; ich werde Zeitnehmens nicht ermangeln, zu sein Deroselben &c. Dieses sind lauter Komplimente und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der
 25 heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei ebensowenig als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der
 30 Zahlwoche Bankerott machen will und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiße gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur. *)

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsre ungesitteten Vorfahren, die ein-

35 *) Hier ist dasjenige nachzusehen, was im ersten Theile dieser Satiren, und zwar in der Abhandlung vom Mißbrauche der Satire auf der 25. und folgenden Seiten erzählt wird.

28. Laus Deo, Formel, welche die Kaufleute und Handwerker früher über ihre Rechnungen setzten. — 35 f. Hier verteidigte nämlich Rabener (1751) seinen durchaus ironisch gemeinten Aufsatz über den Eidschwur gegen die heftigen Verfolgungen, die der Geistliche und der Gerichtsverwalter eines voigtländischen Dorfes dagegen hervorgerufen hatten.

fältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sei etwas sehr Wichtiges. Heutzutage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte als im gemeinen Leben vorkömmt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bei Leuten, die etwas weiter denken ⁵ als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält und etwas verspricht oder beteuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Kompliment, das man Gott ¹⁰ macht. Was aber ein Kompliment sei, davon siehe Kompliment.

Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lügen recht wahrscheinlich machen.

Van Höfen, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam betonicam und versichert, einem den Eid defe- ¹⁵ rieren, sei nichts anders, als seinem klagenden Klienten die Sache mutwillig verspielen; und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heiße so viel, als den Prozeß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts als drei gesunde Finger und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen ²⁰ und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurteilen der Jugend eingenommen wäre und ein sogenanntes Gewissen hätte, so würde es doch nirgends an solchen Advokaten fehlen, welche ihm eines Bessern belehren und für ein billiges Geld aus seinem Irrtume helfen könnten. ²⁵

Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! ist bei Matrosen und Musketieren eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer als wenigstens bei ³⁰ tausend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprichwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte wie ein Freigeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, daß er einen Himmel ³⁵ oder eine Hölle glaubte; und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der wichtigsten Miene von der Welt bei Gott und allen Teufeln.

13. Lügen, Singular (mhd. diu lügene), noch bei Lessing. — 15. herba betonica, Betonie. — 15f. defrieren, zuschieben.

Mir kommt dieses ebenso kräftig vor, als wenn unser Münzjuden Jesus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie
 5 noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß sie so geschwind vergessen wird als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der zu leben weiß.
 10 Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Deutsche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleichthun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein jeder nach seinem Gutbefinden und
 15 so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören, wird gemeinlich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeinlich nicht länger als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbst habe ich einen jungen Ehe-
 20 mann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter un-
 25 verheirateten Personen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sei, sobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu sein, und angefangen, eine ewige
 30 Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drei ewige
 35 Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kommt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wider als der Mauth, welcher schuld daran ist; denn cessante causa cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein Gallizismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel als bei uns ein

Waffenstillestand und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vorteil dabei sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes 5 Papier schreibt und es dem Drucker übergiebt. Die Schlüssel zur Ewigkeit also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe Unsterblichkeit) besteht 10 in einer gewissen Krankheit, welche nicht sowohl dem Patienten selbst als vielmehr andern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdenn ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch 15 allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel darwider sind nicht zu raten, weil alsdenn der Paroxysmus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel Ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen 20 darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel darwider soll dieses sein, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch ungeachtet des großen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte oder sähe 25 oder das Geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Rezept mag nicht unrecht sein. Über die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneyverständigen untereinander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der 30 wunderlichen Gebärden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten 35 Galle her. Galen hält sie für nichts anders als für einen hef-

37. Claudius Galenus aus Pergamon (um 170 n. Chr.), der berühmteste medicinische Schriftsteller des spätern Altertums.

tigen Magenkrampf, und der selige Herr Geheimerat Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Kapitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

5 Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses
Worts reden; denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches
ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen
Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen
10 sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche festzustellen. Im
figürlichen Verstande also heißt ehrwürdig so viel als schwarz,
und ein ehrwürdiger Mann so viel als ein Mann in einem
schwarzen Roke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung.
Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an
15 denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet als das schwarze
Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüssig,
denn ich weiß gewiß, sie werden sich bei Lesung dieses Artikels
selber nennen und ihren Namen durch einen Eifer verraten, der
in ihrer Sprache Amtseifer und in unsrer Sprache das böse Ge-
wissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen
20 Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs
in die Registerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf ver-
lassen, daß eben diese und keine andern diejenigen ehrwürdigen
Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meine, und welche
man gewiß für Laien ansehen würde, wenn sie nicht schwarz ge-
25 kleidet gingen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts ehrwürdig voraus-
setze, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutsche
Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen
Roke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen
30 acht und höchstens zwölf Prozent vorstreckt, welcher einer not-
leidenden Witwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mittheilig
beispringt und auf ein Pfand, das zweimal so viel wert ist, einige
Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahres-
frist das Pfand eingelöst werden oder verfallen sein soll; dieser
35 Mann wird künftig ein ehrwürdiger Bucherer heißen: denn

1f. Wahrscheinlich ist Hofrat Friedrich Hoffmann in Halle gemeint (1660—1742), berühmter Arzt, neben Boerhaave und Stahl einer der großen Reformatoren der Heilkunde im achtzehnten Jahrhundert.

ginge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Bucherer und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun und lächerlich sein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftobaksdose und Manschetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Mausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden Berauschten der Schultzeiß im Dorfe oder der Pastor loci wäre, wenn Ihre Wohl-
ehrwürden nicht schwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bei dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und, ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande oder von solchen Männern genug sein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt suchen, heißt in einigen Parochieen so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heiraten.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die

studiert haben, wollen gelehrt sein; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freilich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigenjinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sei
5 noch ein sehr großer Unterscheid zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentiert, auf höhern Schulen absolviert und endlich promoviert hat. Diese
narrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle
10 diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen, die höhern Wahr-
15 heiten durch eignes Nachdenken untersuchen, sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen,
20 für Kleinigkeiten halten und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen, und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beinahe zu viel! Wenn das gelten soll, so
25 stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexikon, welches ist in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Oktavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe und ebenso tugendhaft als philo-
30 sophisch sei. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man auf solche Art um ihre gelehrten Titel und Ämter bringen. Und da sie außer ihrer gelehrten Miene
35 sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle

wissen kann, so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebeich sein, damit ich sie nicht hernach ernähren darf: ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

5

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das dreihundfünfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusehung seiner eignen Gesundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten und der Nachwelt zur Warnung, 10 Donatschnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es teuer versichern, er thut dem gemeinen 15 Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf tot schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten traktiert, so oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateinisch, und mit niemanden spricht er 25 deutsch als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programmata zugeführet, in welchem er so viel himmel- 30 schreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bei Lesung der ersten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte sich doch und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung 35 zu seiner Besserung da: wenn das Ding so fortgeht, so wird er

24. Prout nos docti loquimur, vgl. Chrysanthers ständige Redensart in Lessings „Jungem Gelehrten“: „Wie wir Lateiner sagen“.

noch an diesem feyerlichen Programm elendiglich ersticken müssen.
Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Beste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin
Banno ist mein Vetter und auch ein Gelehrter, denn er ist Doktor!
5 Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das
Geringste von der Rechtsgelehrsamkeit versteht; aber er ist doch
Doktor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Ver-
stande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doktor Pancratius
Banno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das
10 war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als
zehen andre seinesgleichen nicht hatten, und darum mußte er
auch Doktor werden. Ihro Hochedlen, unser Herr Banno, hieß
schon der kleine Doktor, als er noch in der Kappe herumlie; und
es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden
15 ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts
sein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben!
Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahr alt und
kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doktor werden, und
im kurzen wird er es sein! Die wackern Männer! Es steckt dieser
20 gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doktor sein müssen.
Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehen Jahren
noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man
ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Dokortitel ab, so
werden sie die betrübtste Figur von der Welt vorstellen! Wie
25 sehr würde ich meinen Lesern verbunden sein, wenn sie sich als-
dann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grund-
gelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser
kennt als die Bazen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Num-
30 mus in die Hände fällt, so sieht er so lustig und freundlich aus,
als Harpar kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweidritt-
teile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Ver-
bitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne geraten.
Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz
35 zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr
wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein
Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor; sein Wider-

13. Kappe, sächsischer Ausdruck für das kuttenartige Kinderkleid, das kleine Knaben tragen, bevor sie Hosen bekommen. — 31 f. Zweidritttheile, d. h. zwei Drittel Thaler.

sacher aber behauptete, sie bedeute die *Venerem armatam* der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Hestigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese große 5 Männer einig. Ob sie aber *victrix* oder *armata* sein sollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstand. Selbst die Weiber dieser beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch 10 schimpften sie einander so mutig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus *victrix*! Wie froh war mein Better! Er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken und war so listig, daß 15 er auf das Titelblatt die Worte setzen ließ:

— — — — — *Quid me galeata lacessis?*
Vincere si possum nuda, quid arma tenens?

Über diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so mutig, daß sogar seine Köchin allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut 20 für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabei zu Mute. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten sein, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beinahe nicht zumuten, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden und 25 sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Maz ist mein sehr naher Better; aber er schämt sich meiner und seiner ganzen Freundschaft: denn er behauptet trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind 30 von dem Kardinal Mazarin gewesen sei. Wer so liebeich sein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! 35 rufte er, und holte den Mabilon, damit er sehen sollte, daß

36. Jean Mabilon (1632—1707), gelehrter Benediktiner, besonders verdient durch die Entdeckung und Veröffentlichung zahlreicher geschichtlicher Dokumente. Er schrieb auch „*De re diplomatica*“ (Paris 1681).

sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Dokumente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäftigt. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaft von dem Prätendenten sprechen hört; denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlaunen Anschläge bis nach Etenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlessien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruinieren. Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herumgehen sehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächsten eine große Meuterei wider die Zarin auf seiner Studierstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studierstube gehen. Bei alledem aber schreibt er doch sehr viel Staatsfachen und sogar politische Monatschriften; doch werden sie, dem Himmel sei Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Koncepte und sagt: dieses sei ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduktion, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Kardinal Tencin dediciert, aber auch nur im Manuskripte, und nennt es in der Überschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlichgelehrte Deduktion. Sollte dieser gründlichgelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden, so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit geraten sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Projekt zur Universalmonarchie seinen Bissen Brot ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten

4f. aber . . . mächtig: durch den Wiener Frieden 1735 war Neapel und Sicilien als Sekundogenitur an die in Spanien herrschenden Bourbonen gefallen. — 7. Prätendenten, Karl Eduard Stuart, der Enkel König Jakobs II., der 1745 mit französischer Hilfe in Schottland landete und bis nach England vorbrang, aber am 27. April 1746 von dem Herzog von Cumberland bei Culloden gänzlich geschlagen wurde. — 11. Zarin, Elisabeth, Tochter Peters des Großen (1711—1762). — 22. Deduktion, ausführliche Darlegung, Beweis. — 24. Pierre Guérin de Tencin (1679—1758), Kardinal und Erzbischof von Lyon, 1743—1750 erster Minister Ludwigs XV.

Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitausend Thaler auf der Universität zu unterhalten ge- 5
 kostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten = =. Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Ge-
 ringste! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann 10
 versichern. In Leipzig heiratete er eine Jungemagd: denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut miteinander, und so lange sie noch jung ist und gut aussieht, so lange hat es keine Not; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte 15
 sie aber alt oder häßlich werden, so läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daß sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich meines Erachtens vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die 20
 Kinder um ein Spottgeld informieren. Und da heutzutage die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrei; 25
 und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine notwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben; so geduldig ist er, daß er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der 30
 ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Better erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unsrer Stadt aus- 35
 gesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Better Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und

ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Überschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland sein müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele
5 sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sei, so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Ur-
10 teil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem
15 Leben zum ersten Male lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andre Religions-
verwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmut; dieses Wort ist von einer so weitläufigen
20 Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte als die europäische Rama.

Gelehrter Wind, hievon siehe mit mehreren die meisten Vorreden.

25 Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeinlich diejenigen verdrießlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und
30 welche niemals mißvergünstiger sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andre Bedeutung des Worts Menschenfeind statthaben kann.

Ich setze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus,
35 daß gemeinlich der Mensch nichts anders ist als ein Tier, wel-

21 f. „Die europäische Rama“ erschien 1702—1735 in 360 Teilen; darauf folgte 1735—1754 die „Neue europäische Rama“ in 189 Teilen. — 25. Problema, d. h. in Wirklichkeit nicht vorhanden; vgl. Lessing, Nathan, IV, 248.

ches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Tiere aber, die um daselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu sein; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vor sagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung andrer Leute stört und zugleich sein eignes Glück hindert! Ein Menschenfeind würde ich sein, wenn ich sagen wollte, daß Neran unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiß gedruckter Unterthanen wucherte, die Zeufzer der Witwen wider sich reizte und das Vermögen verlassner Mündel an sich riße; daß diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereien des Nerans wieder erzählen und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind sein. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme; dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabei. Wie Neran ist, so sind noch unzählig viele andre, und ich würde von den größten Palästen anfangen und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nötig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind würde, sobald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bei den böshafthen, gefährlichen, unbedacht samen, verstockten, ich weiß beinahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bei den verhaßten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menschen zu sein, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartäffen einen Heuchler und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschen-

5 feinde auszurotten: so lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher sein können, den angemäßen Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Erschrecklichste ist, sogar Leute, welche sich durch den Bannstrahl, den sie in ihren drohenden Händen
5 führen, beim Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehn. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich sein wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

10 Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn
15 oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bei ihm ist nur der ein Menschen-
20 feind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch und verläumdert ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt und überläßt ihre Gunst an den Meißbietenden; Cälie ist so hochmütig, daß sie ihrer reichen Nachbarin im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrot essen müssen.
25 Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen ein Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches
30 Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, teure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bei unterschiednen Leuten, die in öffentlichen Geschäften
35 stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Kurialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die

übrigen Kurialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich als diese und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bei dergleichen Leuten so viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht dasjenige ausüben kann, 5 was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verraten. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche als weltliche Ämter nicht anders als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten erlangt werden: so ist es gar wohl zu verstehen, was die geleistete teure Pflicht heißt; und 10 alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter 15 Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht, und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders von ihrem Manne ein pflichtmäßiges Urtheil verlangt. 20 Ich habe einen Schöffer gefannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte und daher von sich selbst rühmte, daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe; denn er glaubte, nur um deswillen sei er ein verpflichteter Schöffer, daß er seinen Bauern liquidieren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schul- 25 mann vielleicht durch: pflichtmäßig arbeiten übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrungslosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt, so spricht er 30 allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit ex officio! Bald Armensachen! Bald Bericht wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald wegen herrschaftlicher Sachen! Alles ex officio!“ Sachen also, davon in der Tagordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freilich sind dergleichen Arbeiten 35 bis in den Tod verhaßt.

5. seiner aufhabenden Pflicht, d. h. der Pflicht, die er auf sich liegen hat.
— 21. Schöffer, Beamter, der den Schoß, die Steuer einnimmt. — Expensbuch, Kosten-, Tresebuch.

Verstand.

Weil ich hier nicht willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, so wird man mir nicht zumuten, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Katheder von dem Worte Verstand macht.

Ich schreibe nicht für Bedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt sein, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreier Verstand darinnen! spricht mein Wirt, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirt ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat als addieren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur auf's Geld sieht, wengleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarin spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht imstande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer, so würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Eltern eine reiche Erbschaft überkommen und nicht nötig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der Dümmeſte eben nicht, denn ich habe auch etwas wenigens von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben,

18—25. Das... ansehen: diese ganze Beschreibung paßt auf die Titelheldin in Elias Schlegels Lustspiel „Die stumme Schönheit“ (1747), das ja auch zuerst „Die Bildsäule“ betitelt werden sollte. — 20. Lomber, Plou-bré, ein Kartenspiel.

durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Kurs kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;	5
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;	
12 000 Thaler, ein feiner Verstand;	
30 000 Thaler, ein großer Verstand;	
50 000 Thaler, ein durchdringender Verstand;	
100 000 Thaler, ein englischer Verstand;	10

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war als sein Reitpferd. Er besaß aber viermalhunderttausend Thaler, und um deswillen versicherte mich mein Korrespondente, daß er in ganz Mecklenburg beinahe der Ver- 15 ständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem banferotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch 20 der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirtschaft und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal 25 so viel übrig behalten, als nötig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.



Aus dem
Beitrag
zum
deutschen Wörterbuche.*)

*) S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wißes, 3. Band, 2. Stück, 1746 [S. 112—118].

Deutsch

ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: Er hat den Fehler, daß er 'ein Deutscher ist. Denn, wie bei vielen Franzosen der Verstand überhaupt sehr sonderbar ist, so haben sie gefunden, daß alle die, welche diesseits des Rheins geboren sind, weder witzig noch tapfer und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, Deutsche sind.

Es klingt alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tieffinnige Machtspruch, den über deutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bei ihren Franzöfinnen zur Not so viel gelernet haben, daß sie die Utrechter Zeitungen exponieren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, sondern unter dem Konsulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kommt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meinung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen deutschen Michel heißen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens ebenso viel Schande und Laster in sich als bei den alten Juden ein Samariter oder bei den Savoyarden ein Barbet! Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwei Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmut und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinne. Jene geben sich eine ernsthaftige, gebieterische und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehobnem Arme zu behaupten und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Mute Gnüge zu leisten. Man nennt sie auch römischgesinnte Männer oder lateinische Götzen, zur schuldigen Vergeltung der deutschen

Michel. Es liegt ihnen viel daran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehen dürfte freilich sehr fallen, wenn die Welt anfinge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sei. In Lehmanns Speyerischer Chronike finden wir die Geschichte eines treusleißig verordneten Lehrers, welcher ein so abgöttischer Verehrer des Cicero gewesen, daß er seinen Sohn bloß deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweiht, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bei zunehmenden Jahren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen: so hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen sein, daß er sein Kind bei vermerkter Widerspenstigkeit amtsmäßig und mit der Rute in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen und seine deutsche Muttersprache solemn*i* ritu formulaque abzuschwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete so gut als sein Schuster; beide aber hatten es niemals gelernt und verstanden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keinesweges besänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sei; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle als die slavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man an ihnen nur die allzu abergläubische Verbitterung gegen ihre Muttersprache als einen lächerlichen Fehler anmerke. So bescheiden auch dergleichen Einschränkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maschine gerät in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. Ad rogam! ad rogam! schreien sie, sobald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Wises, in welchem ein

5. Christoph Lehmann gab zu Frankfurt a. M. 1612 heraus „Chronica der freien Reichsstadt Speyer“ (wäter mehrfach aufgelegt).

solcher Pflégvater unter dem Namen Jrenäus Mastigophorus*) mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HUNC TU ROMANE CAVETO!

Die zweite Art der Antideutschen machen diejenigen aus,
 5 welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinm verachten. Diese
 sind von den ersten weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen,
 das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese
 leichtsinnigen Feinde aber können es noch so ziemlich gelassen an-
 hören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache
 10 geredet wird. Ja, ich habe es sogar mit meinen Augen gesehen,
 daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen
 von Profession war, zwei Blätter aus dem Haller vorlas, ohne
 daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trällerte,
 pfiß, sich auf einem Beine herumdrehte; und, sobald er mit einer
 15 Briese Tabak dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte
 er weiter nichts als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich
 war auch sein Paroxysmus vorbei, und man sah zwischen ihm
 und einer vernünftigen Kreatur beinahe nicht den geringsten Unter-
 schied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache,
 20 daß man sie mit Langmut erträgt. Denn, wenn sie die deutsche
 Sprache verspotten, so geschieht es ebensowenig aus Bosheit, als
 wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Ein-
 falt eines deutschen Meisters und nicht der witzige Schneiderverstand
 eines erfindsamen Franzosen hervorgebracht hat. Sie spotten, weil
 25 es deutsch heißt, und lachen, weil es nicht französisch ist. Wer
 ein gegründetes Urteil oder Beweise von der Nichtswürdigkeit der
 deutschen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel.
 Genug, es ist Mode, sie zu verachten, und ihr Verstand ändert
 sich so oft als die Mode; dieses aber geschieht alle vier Wochen.
 30 Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahr-
 hunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund suchen, wollen
 aus den Lehrläsen der Physik und aus der Erfahrung beweisen,
 daß es deswegen so viele lustige Feinde ihrer Muttersprache unter

*) Im 2. Teile der Belustigungen des Verstandes und des Witzes [Mai 1742], auf der 465. Seite und in gegenwärtigen satirischen Schriften, 1. T. 132. E. [Mabeners Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen, unterzeichnet mit „Jrenäus Mastigophorus, sonst Friedrich Geißler genannt“.]

uns gebe, weil die Franzosen in ihrem Umgange so artig und einnehmend wären, daß viele von unserm deutschen Frauenzimmer ihnen nichts abschlagen könnten. Ich lasse die Vermutung an ihren Ort gestellt sein. Unwahrscheinlich ist sie freilich nicht, und ich sollte fast selbst glauben, daß die Natur dergleichen possierliche 5 Körper nicht zur Welt bringen könnte, ohne sich der Verbindung eines französischen Papas und einer deutschen Mutter zu bedienen. Dieses mag von den unterschiednen Arten der Feinde, welche die deutsche Sprache hat, genug sein.

Er ist ein ehrlicher alter Deutscher; dies würde ein An- 10 fänger in der deutschen Sprache also erklären: Er ist so ehrlich wie ein alter Deutscher. Aber das wäre ein großer Sprachschneider; sondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man sonst Höflichkeiten und in gewissem Verstande 15 auch Komplimente nennt. Denn hierdurch und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unsern Vorfahren, den alten Deutschen, noch so ziemlich gleich thun.

Altdeutsch heißt daher in einigen Gesellschaften so viel als grob. 20

Deutsche Redlichkeit ist ein verbum obsöletum oder höchstens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bei uns verloren gegangen sind.

23. Guido Panciroli (1523—1599) verfaßte unter andern Schriften eine „Raccolta breve d'alcune cose più segnalate ch'ebbero gli antichi e d'alcune altre trovate da moderni“, die schon 1599 von Heinrich Salmuth ins Lateinische übertragen wurde: „Rerum memorabilium deperditarum et inventarum libri duo“ (Amberg).

Christian Ludwig Viscow.

Aus der Vorrede

zur

Sammlung seiner satirischen und
ernsthaften Schriften.

1739.

Ich sehe vorher, daß diejenigen, welche sich an meinen Schriften zu der Zeit, als sie einzeln herauskamen, so sehr geärgert haben, über gegenwärtige Sammlung derselben gleichfalls erbärmlich seufzen werden. Allein, wie sehr ich sie auch desfalls beklage,
5 so kann ich ihnen doch nicht helfen.

Ich habe es dem Herrn Verleger nicht verwehren können, meine Schriften zusammen drucken zu lassen. Mit dem müssen sie es ausmachen. Ich bin unschuldig und würde vor mich selbst nimmer darauf verfallen sein, an eine Sammlung und neue Auflage solcher Kleinigkeiten zu gedenken, die vielleicht kaum des ersten Drucks würdig gewesen sind.

Sind meine schwachen, murrischen, eigenkönnigen und scheinheiligen Leser mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, so weiß ich nicht, wie ich es anfangen soll, ihren Zorn von mir abzuwenden.
15 Bußthränen müssen sie von mir nicht erwarten. Denn, wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin, so sehe ich sie doch nicht mit solchem Abscheu an als Buchka seinen Muffel. Es gereuet mich nicht, daß ich sie gemacht habe. Ich liebe sie als meine Kinder, und meine Absicht ist nicht, sie in dieser Vorrede zu verfluchen. Ich erteile ihnen, da ich sie von neuen in die Welt schicke,
20 meinen väterlichen Segen.

Dieses ist die letzte Pflicht, die ich ihnen leiste. Um ihr Schicksal werde ich mich wenig bekümmern. Sie haben schon Gutes und Böses erfahren, und es kann ihnen nicht viel ärger
25 ergehen, als es ihnen ergangen ist, da sie das erste Mal in der

17. Johann Simon Buchka (1705—1752), zuletzt Prediger in Hof, schrieb 1731 gegen einen Freund, der sich den Pietisten angeschlossen hatte, eine viel geleseene Satire in Alexandrinern, die in den spätern Drucken gewöhnlich den Titel führte: „Muffel, der neue Heilige, oder die entlarvte Scheinheiligkeit“. Bald nachher ging aber Buchka selbst zu den Pietisten über und verfasste nun (in Trochäen) einen Widerruf „Evangelische Bußthränen über die Sünden seiner Jugend und besonders über eine Schrift, die man Muffel, der neue Heilige, betitult, mit poetischer Feder entworfen von dem Verfasser des sogenannten Muffels oder besser M. Oatle“ (Leipzig und Bayreuth 1737).

Welt erschienen. Wenigstens werden sie, allem Ansehen nach, nicht mehr so vielen ungleichen Urtheilen unterworfen sein als ehemals; weil sie, eben darum, daß sie nicht mehr neu sind, wenig Käufer und Leser finden werden.

Dieses kann vielleicht den Herrn Verleger verdrießen: aber 5 mich nicht. Ich weiß, daß satirische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesucht werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen als ich. So hohe Absichten habe 10 ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpft ist, ist mein einziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreicht. Damit bin ich zufrieden, und es soll mir gleich viel sein, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergöhet, oder ob man noch bei 15 meinem Leben aufhöret, dieselbe zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort.*)

Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen 20 wird. Durch meine Schriften habe ich sie zum wenigsten nicht verdient. Ich habe in selbigen die Blöße gewisser Leute aufgedeckt, die so schon offenbar genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht davor aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erlegt, sondern nur mit Zwergen gekämpft habe: 25 und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demütig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselbe erhalten habe.

Viele haben es mir sehr verdacht, daß ich mich mit solchen Leuten in einen Kampf eingelassen; sie haben gesagt:

— — — demit honorem
Aemulus Aiaci — — —**)

30

und von meinem Verfahren Urtheile gefällt, die mir eben nicht rühmlich sind. Allein, zu geschweigen, daß diese Herren in der Verachtung, die sie gegen meine Gegner bezeugen, vielleicht gar zu weit gehen, so hoffe ich, sie werden von meinem Verfahren 35 milder urtheilen, wenn sie sehen, wie unschuldig und unvermerkt

*) S. les nouvelles oeuvres de Mr. Le Pays. [Teil III, S. 351; Paris 1685.]

***) Ovid. Metam. Lib. XIII. v. 16. 17.

ich mit diesen ehrlichen Männern in Handel geraten bin. Ich will ihnen zu dem Ende die Geschichte dieser Handel aufrichtig erzählen.

5

Ich habe also meinen Lesern von allen meinen satirischen Schriften Rechenschaft gegeben. Von der ernsthaften Schrift gegen den Hrn. Prof. Manzel, die in dieser Sammlung die letzte ist, sage ich nichts. Ich werde eine eigne Vorrede zu derselben machen,
 10 weil die gegenwärtige so schon lang genug ist. Doch bitte ich mir von meinen Lesern die Freiheit aus, nur noch ein paar Worte mit gewissen Leuten zu reden, die in dem Wahn stehen, daß ich mich durch meine Satiren sehr schwer an Gott und meinem Nächsten versündigt habe.

15

Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, ebenso gründlich rechtfertigen als gewisse hitzige Priester ihre Grobheit durch einige harte Worte, der sich die Propheten, Christus und die Apostel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich
 20 will ihnen auf eine andere Art weisen, daß sie nicht wissen, was sie sagen, wann sie meine Satiren verdammen, und sie dahin bringen, daß sie selbst meine Verteidiger werden sollen.

25

Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Christenheit von keinen Satiren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre, alle Welt so weise zu machen, als sie es selbst waren. Aber
 sehen sie dann nicht, daß man auf den Fall auch von Krieg und Kriegesgeschrei nichts hören würde? Ist es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbst-
 verleugnung und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche
 30 die Christen in der ersten Hitze von sich blicken ließen, Bestand gehabt hätte, von Prozessen, von Ost- und Westindischen Kompanieen, von Manufakturen, Tänzen, Fechten und dergleichen nicht das Geringsste wissen würde? Es würde niemand Bücher schreiben und sich in Wissenschaften vertiefen, die so viel Zerstreuung in sich fassen;
 35 die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau und von anderer unumgänglich nötiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe und im Gebet zubringen.

Darum aber hält niemand als ein Quäker und Wiedertäufer den Krieg vor unerlaubt und sündlich. Die Priester zweier im Krieg verwickelter christlichen Republiken bitten von beiden Seiten, Gott möge die Waffen der Ihrigen gesegnen, und singen ohne Skrupel das Te Deum, wenn ihre Partei einen Sieg erhalten hat. Kein 5
Priester in einer Handelsstadt macht sich ein Gewissen, auf der Kanzel vor einen Schiffer zu beten, der mit Schiff und Volk nach Bourdeaux gegangen ist; wohin er doch niemals kommen würde, wenn er so gesinnet wäre als die ersten Christen zu Jerusalem. Ja, der Priester thut diese Vorbitte zuweilen aus Absichten, die 10
er nicht haben würde, wenn der Geist der Apostel auf ihm ruhete. Ein Kaufmann, ein Soldat, ein Advokat, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister, das sind alles Leute, von denen niemand glaubt, daß ihre Profession sie ungeschickt mache zum Reiche Gottes. Und wer verdammet die Gelehrten? 15

Man muß also gestehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Christentums zum Endzweck haben, nicht bestehen kann, und welches nimmer geschehen würde, wenn alle Welt diese Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr, als daß man nach diesem Satz, den man, 20
ohne sich zu widersprechen und ohne die ganze heutige Christenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die satirische Schreibart beurteile. Ich bin sehr höflich: aber es sei darum. Ich will zufrieden sein, wenn man nur so billig ist und dieser unschuldigen Schreibart mit dem Kriege und mit den Prozessen gleiches Recht 25
widerfahren läßt. Thut man dieses nicht, so sage ich, daß man Rücken feiget und Kamele verschlucket.

Es kömmt wahrlich lächerlich heraus, daß man sich stellet, als könne man ein unschuldiges Spotten mit dem Sinne des Christentums nicht reimen; da man doch so künstlich ist, daß man 30
Krieg und Blutvergießen, Aufruhr und Zwietracht als Dinge vorstellen kann, die mit dem Christentum gar wohl bestehen können. Ich habe wider die Gründe, die man zu dem Ende anführet, nichts einzuwenden. Ich bekenne, Krieg und Prozesse sind ein notwendiges Übel und werden durch die vorhergegangene Be- 35
leidigung so erlaubt und unschuldig, als sie sonst an sich verwerflich sind. Aber ich bin auch versichert, daß eine Satire wider ein närrisches Buch (denn von solchen rede ich nur) durch die Thorheit des Skribenten, der ein solches Buch herausgiebt, ganz

und gar entzündet wird. Benimmt uns das Christentum das Recht nicht, uns wider Unrecht zu wehren: so wird es uns auch ja die Befugnis lassen, der überhandnehmenden Schmier sucht albernere Schreiber zu steuern. Ich weiß nicht, ob es natürlicher ist, eine angethane Beleidigung zu rächen, als über das, was lächerlich ist, zu lachen. Man wird sprechen: „Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet, die das Schwert nicht umsonst führet: hergegen würden die Satiren von Leuten gemacht, die nicht das geringste Recht hätten, ihren Nächsten auszu höhnen.“ Aber man muß wissen, daß ein Mensch, der lesen und schreiben und von einem Buche urtheilen kann, auf seine Art ebensowohl ein geistlicher König ist als ein Christ und seine Feder so wenig umsonst führet als die Obrigkeit ihr Schwert. Die Rache, die ein solcher an einem elenden Skribenten ausübet, der ihn insbesondere nicht beleidiget hat, und den er oft gar nicht kennet, kann nicht als eine Privatrage angesehen werden. Sie ist folglich erlaubt und gründet sich auf ein Recht, welches ich in meiner „Unparteiischen Untersuchung“ so nachdrücklich behauptet habe, daß es nicht nötig ist, hier desfalls ein Wort mehr zu sagen. Die Herren, die so hurtig gewesen sind, mich zu verdammen, werden indeß wohl thun, wenn sie das, was ich bisher gesagt habe, reiflich überlegen. Sie werden finden, daß meine Verdammnis unzählige Seelen mit ins Verderben reißen wird, und mich daher um so vieler Unschuldigen willen begnadigen. Soll ich aber allein der Sünder sein: so muß ich es zwar geschehen lassen, daß ein so unbarmherziges Gericht über mich ergethet: aber kluge Leute werden wohl sehen, wie partiisch sie richten; und ich muß mich damit trösten, daß mein Gewissen mich von aller Bosheit los spricht, die sie in meinem Verfahren bemerken.

Was habe ich dann gethan? Ich habe einigen elenden Skribenten, die sich dünken ließen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesagt. Sollte dieses eine so große Sünde sein? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen und ihnen die Freiheit gegeben habe,

18. Unparteiische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satire „Brontes der Jüngere oder Lobrede auf den Herrn D. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle“ mit entseflichen Religionspötereien angefüllt und eine strafbare Schrift sei. Leipzig 1733.

die Welt durch ihre alberne Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe: wir schlagen die Mücken tot: wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es sowohl als der Sünder. Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungezieters nicht fühlen, die sind glücklich: allein es stehet ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre und sich mehr Mühe gebe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreien. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Skribenten ist ebenso geschickt, eine Barbarei einzuführen, als ein Schwarm von Ost- und Westgoten: und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieser Schmierer zu hemmen!

Man glaubt, es sei wider die christliche Liebe, die Blöße dieser Leute aufzudecken und sie so lächerlich zu machen, als sie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieses zu glauben, einen wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unsers Nächstens für Weisheit zu halten und einen elenden Skribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Argerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntnis ihres Elendes zu bringen sucht, und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit sagt. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, soferne sie Menschen sind, nicht gehasset, sondern allezeit den Skribenten von dem ehrlichen Manne sorgfältig unterschieden. Daß mich aber die christliche Liebe verbinden sollte, die Thorheiten dieser Leute mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, die sie als Weisheit vor den Augen aller Welt auskramen, und mit welchen sie sich brüsten, das glaube ich nicht.

Eine solche Aufführung macht auch die elendesten und preß-

hafterten Personen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lahme vor der schönen Thür, den Petrus gesund machte, anstatt zu betteln, alle, die in den Tempel gingen, mit lauter Stimme er-
 suchet hätte, sich an einem gewissen Orte zu Jerusalem einzufinden
 5 und seine Lustsprünge anzusehen, so bin ich versichert, daß die
 Apostel Petrus und Johannes, wie ehrbar sie auch sonst waren, über den Narren gelachtet und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich soll nicht lachen, wenn Sivers und
 Philippi Bücher schreiben und ein Handwerk treiben wollen, wozu
 10 sie vielleicht ungeschickter sind als der Lahme vor der schönen
 Thür zum Tanzen? Kein vernünftiger Mensch wird eines Blinden spotten: aber, wenn er sich unterstehet, von Farben zu urteilen, so kann man ihm ohne Sünde sagen, daß er nicht sehen kann. Man wird nimmer über die Ausführung eines Bauren lachen,
 15 wie sehr er auch wider den Wohlstand sündigt. Er ist nicht schuldig, die Regeln des Wohlstandes zu wissen, und giebt sich auch nicht davor aus. Allein die Bocksprünge und Verdrehungen eines anderen, der recht manierlich thun will und sich einbildet, er wisse zu leben, können auch den Ernsthaftesten zum Lachen
 20 bewegen. Ein elender Skribent gleicht einem solchen vollkommen und muß es sich also nicht befremden lassen, wenn man auch über ihn lachtet. Der Mangel des Verstandes, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, ist es nicht, der ihm dieses Unglück zuzieht. Dieses wäre ein Fehler, den man ihm sowohl als vielen andern ehr-
 25 lichen Leuten zu gute halten könnte, weil er nicht willkürlich ist. Aber der lächerliche Stolz, der ihn verleitet, sich seiner Schwachheit ungeschachtet vor einen Lehrer der Unwissenden aufzuwerfen, die Unverschämtheit, mit welcher er von der Welt verlanget, sein Geschmier zu lesen, und die Verachtung, die er dadurch vor die-
 30 selbe bezeuget, das sind Dinge, die nicht zu dulden sind und denen er es einzig und allein zu danken hat, daß man seiner spottet.

Die Scheinheiligen meinen, dieses Spotten sei unerlaubt: sie sprechen, Ernst und Sanftmut stehe einem Christen besser an. Ich
 35 sage ihnen aber, daß das Spotten zuweilen unumgänglich nötig ist, und daß ein Christ auch lachen und scherzen kann ohne Sünde. Wir reden hier von solchen Spöttereien, durch welche ein Skribent, soferne er ein Skribent ist, oder vielmehr sein Buch lächerlich gemacht wird. Wenn diese Spöttereien überhaupt sündlich sind,

so weiß ich nicht, wie man es anfangen soll, wenn man gewisse
 Skribenten widerlegen will? Die armseligsten Schreiber würden
 auf den Fall die wenigste Anfechtung zu besorgen haben, weil
 niemand, ohne selbst ein Narr zu werden, ernsthaft wider die
 Grillen solcher Tröpfe schreiben kann. Einer ernsthaften Wider- 5
 legung sind nur diejenigen Skribenten würdig, die, auch wenn sie
 Irrtümer behaupten, Proben eines gesunden Verstandes von sich
 geben. Diejenigen hergegen, mit denen es so schlecht bestellt ist,
 daß auch die Wahrheit unter ihren Händen lächerlich und die
 Sprüche Salomons in ihrem Munde Thorheit werden, die ver- 10
 dienen, daß man sie auszisset. Jene widerlegt man in der Ab-
 sicht, daß sie sich bessern und der Welt immer nützlicher werden
 sollen: diese aber nicht sowohl in Absicht auf ihre eigene Besserung
 als andern zum Schrecken. Solche Leute müssen gar nicht schreiben.
 Da nun eine scharfe Satire das einzige Mittel ist, sie zum Still- 15
 schweigen zu bringen, so kann man das Spotten überhaupt nicht
 verwerfen; es sei dann, daß man den elenden Skribenten eine
 unumchränkte Freiheit zuschreiben wolle, zur Schande des mensch-
 lichen Geschlechts und zur Qual der klugen Welt so lange zu
 rasen, bis sie von sich selbst müde werden. Ich könnte dasjenige, 20
 was ich hier von der Notwendigkeit des Spottens in gewissen
 Fällen sage, mit Exempeln erläutern: aber ich finde es unnötig,
 weil ich in meiner „Unparteiischen Untersuchung“ schon von
 eben dieser Materie gehandelt habe. Ich bin auch überdem nicht
 gesonnen, meine ehemaligen Gegner von neuen zu kränken; und es 25
 soll mir nicht zuwider sein, wenn meine Leser gedenken wollen,
 daß alles, was ich bisher zur Verteidigung des Spottens ge-
 schrieben habe, meine Satiren nicht rechtfertige.

Mein Verfahren wird darum nicht weniger unschuldig sein.
 Ich habe gespottet: ich bekenne es: aber auf eine solche Art, daß, 30
 wenn ich gleich die Ernsthaftigkeit, die einem Christen so wohl an-
 stehen soll, aus den Augen gesetzt habe, mein Spotten dennoch
 mit dem sanftmütigen Geiste, mit welchem man seinen Bruder,
 der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen ver-
 bunden ist, sehr wohl bestehen kann. Ich gehe mit meinen Gegnern 35
 um als ein Vater mit seinem Kinde. Ein Kind gewöhnt sich
 oft an, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verschließen, oder
 sonst etwas, das ihm nicht wohl anstehet. Der Lehrmeister dieses
 Kindes, ein strenger Mann, den Amt und Christentum verbinden,

ernsthaft zu sein, bestrafet dasselbe wegen der unanständigen Verdrehung des Gesichtes und stellet ihm so gründlich als beweglich vor, wie sehr es sich dadurch an seinem Schöpfer versündigt, von dem es doch so wohl gebildet sei. Er läßet ein wenig vom vierten Gebote und von der Notwendigkeit des Gehorsams gegen Eltern und Lehrer mit einfließen und schließet seinen Sermon mit einer ernstlichen Drohung, welche er denn auch nach Gelegenheit mit einem anständigen Amtseifer ins Werk setzet. Man siehet, daß dieser Schulmeister es ungefähr so macht, als es die Feinde der Satiren haben wollen: aber er predigt tauben Ohren: das Kind hört sein Geschwätz an und bessert sich doch nicht. Der Vater indessen, der nicht so gelehrt und folglich klüger ist als der Schulmeister, wird den Fehler des Kindes gewahr, macht ihm seine Verdrehungen auf eine geschickte Art nach und fragt: Wie läßt mir das? Das Kind schämt sich und fasset von Stund an den Entschluß, sich zu bessern. Die geschickte Nachahmung, durch welche dieser Vater sein Kind bekehret, ist nichts anders als eine liebevolle und sanftmütige Spöttere, wodurch er den Fehler seines Kindes, zu dessen Besten, lächerlich macht. Und meine ersten Satiren gegen Sivers und Philippi sind nichts anders als eine Nachahmung dessen, was ich in ihren Schriften zu tadeln fand. Wie konnte ich liebevoller und sanftmütiger mit ihnen verfahren? Ich frug sie gleichsam: Wie läßt mir das? und gab ihnen stillschweigend die Lehre: Cavendum est ne quid in agendo dicendo facias, cuius imitatio rideatur.*) Diese Lehre hätten sie annehmen und sich bedanken sollen. Denn gewiß, ich begegnete ihnen becheidener und höflicher, als sie es verdienten. Man sehe ihre Schriften an. Wer die gelesen hat und doch meine Satiren als gar zu scharf, unchristlich und sündlich lästert, der verdient nicht, daß ich mich um ihn bekümmere.

Was übrigens den Mangel der Ernsthaftigkeit betrifft, den man mir vormirft, so begehre ich nicht zu leugnen, daß ich gescherzet und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieses eine Sünde sei. Man kann nicht allemal ehrbar sein. Der Scherz hat oft seinen Nutzen, sowohl als der Ernst.

— — — — Ridiculum acri

Fortius et melius magnas plerumque secat res.**)

*) Cicero in Bruto. [cap. 62, § 225.]

***) Horat. Lib. I. Sat. 10. [v. 11—15.]

Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelacht: aber waren sie nicht lächerlich? Sollte ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? So traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es immerhin: aber er muß wissen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher ist als derjenige, über dessen Thorheit er sich betrübet. Ein solcher Schwermütiger kann unmöglich eine fröhliche Stunde haben, und ich möchte lieber nicht geboren sein als in einem solchen Zustande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergeborenen rechnen, so muß ich es geschehen lassen: sie werden mir aber dann auch erlauben, daß ich ihre murrische Schwermut nicht vor eine Frucht der Wiedergeburt, sondern vor eine Krankheit halte, die gemeiniglich aus einem dicken Geblüte zu entstehen pflaget.

Je ne prens point pour vertu
 Les noirs accès de tristesse
 D'un loup garou revêtu
 Des habits de la sagesse.*)

15

Ich will jetzt nicht untersuchen, wie es in der Welt aussehn würde, wenn es diesen neuen Heiligen gelingen sollte, alle Freude aus derselben zu verbannen und das menschliche Geschlecht in die tiefe Schwermut zu stürzen, die sie als den Gipfel der christlichen Vollkommenheit ansehen, und auf welche sie sich so viel einbilden; sondern ich frage nur, was sie von der Gottheit vor einen Begriff haben, wenn sie glauben, sie könne nicht leiden, daß ihre Creaturen fröhlich sind.

25

Ich kann mir einen so traurigen und schimpflichen Begriff von Gott nicht machen; sondern ich bin versichert, daß es ihm nicht zuwider ist, wenn man sich nach der Vorchrift Salomons richtet. Ich esse demnach mein Brot mit Freuden und trinke meinen Wein mit gutem Mut. Denn das ist mein Teil. Ich entschlage mich aller traurigen Gedanken, so viel mir möglich ist, und mache mir so viele gute Tage, als ich kann. Die bösen kommen wohl ohne unsere Bitte. Ich sehe alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelassenheit und größtentheils von der lächerlichen Seite an: und ich befinde mich wohl dabei. Meinen Sa-

35

*) Rousseau T. I. p. 80. [Den, Buch II, Ode 2 (A. M. l'abbé Courtin), Vers 73—76.]

tiren insonderheit habe ich manche lustige Stunde zu danken, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeit, da ich sie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die sie gehabt haben, vollkommen zufrieden und also nicht imstande, die Sünde, die ich begangen
 5 haben soll, zu bereuen.

Wiewohl es mir nun unmöglich ist, meine alten Sünden zu bereuen: so werde ich mich doch, allem Ansehen nach, vor neue hüten. Ich bin zum Tadeln nicht so geneigt, als Leute, die mich nicht genau kennen, sich vielleicht einbilden. Meine Verachtung
 10 gegen die elenden Skribenten nimmt auch mit der Anzahl derselben täglich zu. Ich lese ihre Büchlein nicht, und es ist also nicht wahrscheinlich, daß ich sie weiter beunruhigen werde.

Inzwischen läffet sich von zukünftigen Dingen nichts Gewisses sagen. Verredet habe ich es eben nicht. Doch können die beiden
 15 Herren, die sich neulich in einer gewissen Reichsstadt über mich und meine Schriften so lustig gemacht haben, versichert sein, daß ich mich an Leuten ihrer Art nimmer vergreifen werde. Der eine ist ein Jüngling, qui animas negotiatur et experimenta per
 20 mortes agit. Ich kenne den guten Menschen nicht und weiß nicht, was ihn bewogen hat, übel von mir zu reden und zu prahlen, wie er mich abfertigen wollte, wenn ich mit ihm anbände. Er kann meinentwegen ruhig schlafen. Ich weiß nicht, ob er mehr als ein Rezept schreiben kann: und Rezepte widerlege ich nicht.

25 Haec satis ad iuvenem, quem nobis fama superbum
 Tradit, et inflatum — — —*)

Der andere ist ein elender Schulmeister, den niemand kennen würde, wenn ich ihn gleich mit Namen nennete: ein Mensch von so erstaunender Unwissenheit, daß er auch die Knaben in seiner
 30 eigenen Klasse, welche von unten auf die erste ist, in diesem Stücke übertrifft. Dieser ehrliche Mann hat lästerlich auf mich gescholten und endlich gar gedrohet, er wolle wider mich schreiben.

35 Quaenam te mala mens, miselle Ravide,
 Agit praecipitem in meos iambos?
 Quis deus tibi non bene advocatus
 Vecordem parat excitare rixam?**)

*) Juvenal. Sat. VIII [v. 71—72.]

**) Catullus Ep. 37. [Bernhard Schmidts Ausgabe (Leipzig 1887), Nr. 40, 1—4.]

Aber sein Schelten rührt mich so wenig als sein Drohen. Er schreibe wider mich, wenn er es vor gut findet. Dieses ist das Ärgste, was ich ihm wünschen könnte, wenn ich noch so rachsüchtig wäre. Doch muß er wissen, daß ich ihm nimmer antworten werde.

5

Allatres licet usque nos et usque
 Et gannitibus improbis lacessas.
 Certum est, hanc tibi pernegare famam,
 Olim quam petis in meis libellis,
 Qualiscunque legaris ut per orbem
 Nam te cur aliquis sciat fuisse?
 Ignotus pereas, miser, necesse est.*)

10

Wenn er sich diese Verse von einem guten Freunde erklären läßt, so wird er erfahren, weissen er sich zu mir zu versehen hat. Ich werde mich so wenig um ihn als um den Doktor bekümmern und nimmer mit Leuten abgeben, quos natos non puto Ich übergebe den Doktor dem Schulmeister und den Schulmeister dem Doktor. Sie können einander nach den Regeln ihrer Kunst das Blut abzapfen, so ist ihnen beiden geholfen.

20

Meinen Namen wird man weder auf dem Titelblatt noch zu Ende dieser Vorrede finden. Ich mag denselben nicht gerne gedruckt sehen und habe geglaubt, es könne meinen Lesern gleich viel sein, wie ich heiße.

Hiermit endige ich meine Vorrede. Meine Leser werden darüber so froh sein, als ich es selbst bin, und mir das gewöhnliche Abschiedskompliment gerne schenken.

*) Martial. Lib. V. Ep. 81. [Ludwig Friedländer's Ausgabe (Leipzig 1886) V, 60, 1—7.]

Johann Andreas Cramer.

Einleitung.

Die schwärmerische Bewunderung, welche den Schriften der Bremer Beiträger die Zeitgenossen zollten, vermögen wir heutzutage meistens kaum mehr recht zu begreifen. Kühn und gleichgültig, wenn nicht gar gelangweilt nehmen wir vieles von Gellert und Rabener auf, was die Leser des vorigen Jahrhunderts warm begeisterte. Noch fremder und kälter fühlen wir uns den Dichtungen Cramers gegenüber. Ihr äußeres Pathos, der Schwung ihrer Sprache, der „Triumphton“ ihrer Verse täuscht uns nicht mehr über die einförmige Armut ihres Inhalts, über die unpoetische Nüchternheit der darin niedergelegten Gedanken und Empfindungen hinweg, und ihr Verfasser, den seine ersten Leser als den Pindar ihres Zeitalters priesen, erscheint uns meistens nur noch als ein im Grunde herzlich prosaischer, oft ermüdend geschwätziger Versifikator, der aber in äußerst gewandter Weise rednerische Kunstmittel auszunützen verstand. Auch sind wir heute fast geneigt, bei Cramer das wissenschaftliche Verdienst des theologischen, besonders des kirchengeschichtlichen Schriftstellers, dergleichen das moralische Verdienst des Kanzelredners höher zu schätzen als das künstlerische des lyrischen Sängers.

Johann Andreas Cramer wurde am 29. Januar 1723 zu Zöhstadt oder Josephsstadt im sächsischen Erzgebirg an der böhmischen Grenze geboren. Sein Vater war ein armer Pfarrer, der dazu für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte. Er leitete selbst den ersten Unterricht des Sohnes; dann kam dieser auf die Fürstenschule zu Grimma und 1742, mit ganzen fünf Gulden ausgestattet, auf die Universität zu Leipzig. Er studierte natürlich Theologie; daß er daneben Philosophie,

Geschichte und schöne Wissenschaften im weitesten Umfang eingehend betrieb, daran war zum Teil seine Dürftigkeit selbst mit schuld. Von seinen Eltern in keiner Weise unterstützt, suchte er sich durch Privatunterricht, ferner durch Korrekturen und andere Arbeiten für Buchhändler, namentlich für Gottscheds Verleger Breitkopf, seinen Unterhalt zu erwerben. So beteiligte er sich an der Übersetzung Bayles, lieferte Beiträge für Gottscheds Zeitschriften, war ein thätiger Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen“ und gab im Verein mit andern Schülern des Leipziger Litteraturdiktators selbst verschiedene moralische Zeitschriften heraus, mit Mylius die im schweizerischen Lager wegen einer elenden Kritik der Hallerschen Gedichte bald übel berufenen „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“ (Halle 1743), den „Schutzgeist“ (Hamburg 1746), mit Ebert und Gieseke den „Jüngling“ (1747—1748). Er war aber auch 1744 einer der ersten, die sich von Schwabe los sagten und zur Herausgabe einer eignen Zeitschrift, der „Bremer Beiträge“, entschlossen.

Ein Jahr darnach promovierte er zum Magister und begann, nicht ohne Erfolg, Vorlesungen an der Universität zu halten. 1746 bestand er die Konsistorialprüfung in Dresden so glänzend, daß ihm noch auf zwei Jahre das kurfürstliche Universitätsstipendium verliehen wurde. Dann aber gab er die akademische Laufbahn auf, als er 1749 zum Pfarrer in dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle ernannt wurde. Sein Einkommen betrug hier freilich nicht viel, kaum dreihundert Thaler; aber für seine bescheidenen Ansprüche reichte es völlig aus. Er konnte sogar gemäß einer früheren Abrede anderthalb Jahre lang seinen Freund Johann Adolph Schlegel zu sich in seine Idylle nehmen, und als dieser von ihm schied, holte sich Cramer 1749 eine jugendliche Gattin in seine ländliche Einsamkeit, Charlotte Radike, die jüngere Schwester seiner ersten, 1747 verstorbenen Braut Johanna Elisabeth, deren sanfte Schönheit und edlen Sinn zahlreiche Gefänge seiner Leipziger Freunde, auch Oden Klopstocks verherrlichten.

Crellwitz war für Cramer ein Ort stiller Geistesarbeit und praktischer Vorübung: hier begann er seine großen wissenschaftlichen Arbeiten; hier bildete sich sein Rednertalent aus. 1750 wurde er, dessen Ruhm nach auswärts bald wuchs, als Oberhosprediger und Konsistorialrat nach Quedlinburg, 1754 durch Klopstocks und Bernstorffs Vermittlung als Hofprediger nach Kopenhagen berufen. Hier erntete er nicht nur als Gelehrter, als Dichter, als Kanzelredner ungemessene Bewunderung und Verehrung; auch sein liebenswürdiger, milder, bescheidener, dabei weltmännisch gebildeter Charakter gewann ihm die Zuneigung aller, mit denen er verkehrte. Er war in der deutschen Kolonie zu Kopenhagen und unter dem dänischen Volk, am Hof und in den Bürgerkreisen gleich beliebt; man gab ihm den Beinamen des „Ciegode“, des durchaus Guten, durch den man einst einen alten Dänenkönig und jetzt wieder den als Vater seines



Durch dieses Bildnis versichert seinen Freund
JOHANN ANDREAS CRAMER
seiner beständigen Freundschaft
JOHANN MARTIN PREISLER

J. A. Cramer

Volkes fast angebeteten regierenden Monarchen Friedrich V. ehrte. Man rühmte sein würdig-ernstes, doch stets freundliches Wesen, seine feinen gesellschaftlichen Sitten, seine allseitige Bildung, seine umfassenden Kenntnisse, die sich sogar auf Medizin mit erstreckten, dabei seinen praktischen Sinn, dem man nichts von Stubengelehrsamkeit anmerkte, seinen unermüdblichen Fleiß, der jeden Augenblick ausnützte, seine Schnelligkeit und Sauberkeit in der litterarischen Arbeit, die nach dem ersten Entwurf nur wenig mehr der Feile bedurfte. 1765 erhielt er neben seinem Predigeramte noch eine theologische Professur an der Kopenhagener Universität; 1767 wurde er zum Doktor der Theologie promoviert.

Bernstorffs Sturz (1770) bedeutete, wie für die andern deutschen Schützlinge des Ministers, so auch für Cramer einen verhängnisvollen Umschwung des Glückes. Er wurde alsbald seines Amtes enthoben. Unter verschiedenen Stellen, die man ihm auswärts anbot, wählte er 1771 die eines Superintendenten in Lübeck. Nach Struensees Fall wurde aber die Stimmung in den tonangebenden Kreisen Dänemarks für ihn wieder günstiger, und so konnte er 1774 einem Rufe als erster Professor der Theologie und Prokanzler an die schleswig-holsteinische Universität Kiel folgen; zehn Jahre später wurde er sogar zum Kanzler und Kurator dieser Hochschule befördert. Hier wirkte er segensvoll im weitesten Maße, als Docent wie als Verwaltungsbeamter der Universität. Sein hauptsächlichstes Verdienst war es, daß tüchtige Lehrkräfte herangezogen, eine Anstalt zur praktischen Ausbildung junger Theologen und ein Schullehrerseminar gegründet, die Universitätsbibliothek bedeutsam erweitert, eine Professorenwitwenkasse gestiftet, die Universitätsgesetze zweckmäßiger eingerichtet, überhaupt die ganze Universität regeneriert wurde. Er gab ein neues Gesangbuch, einen Landeskatechismus, eine verbesserte Kirchenagenda für die deutschen Provinzen des dänischen Reiches heraus. Zuletzt richtete er noch teilnahmsvoll sein regstes Augenmerk auf die Kantische Philosophie. Seine Geisteskraft blieb ihm auch bei zunehmendem Alter ungeschwächt, auch seine Thätigkeit erlahmte nicht; aber schon 1787 überfiel ihn eine ernste Krankheit, von der er sich nicht mehr recht erholte. Am 12. Juni 1788 starb er an der Brustwassersucht.

Cramer wirkte als Dichter wie als moralischer oder wissenschaftlicher Schriftsteller überaus fruchtbar und kräftig auf seine Zeit ein, aber nicht über diese Zeit hinaus. Bald nach seinem Tode rief Kants Lehre und was zunächst im Zusammenhang mit ihr war, eine völlige Umgestaltung der deutschen Theologie, Philosophie und Ethik hervor, und damit gerieten Cramers wissenschaftliche Leistungen bald in Vergessenheit. Am schätzenswertesten unter denselben war neben einer Überetzung der Predigten des Chrysostomus (1748—1751 unter der Beihülfe Adolf Schlegels und Eberts veranstaltet) und neben einer (sogleich ins Holländische, Dänische, Französische und Schwedische übertragenen) Biographie Gellerts (1774) die Überetzung von Bossuets „Einleitung in die allgemeine Geschichte

der Welt“ mit ihren sieben umfangreichen Fortsetzungen (1748—1786), in denen Cramer manchen dunkeln Abschnitt der Kultur-, insbesondere der Kirchengeschichte des Mittelalters zum ersten Mal aufhellte. Dabei befließigte er sich einer wissenschaftlich ruhigen, einfachen und nüchternen Darstellung ohne besondere dichterische oder rednerische Zieraten. Sein Stil war nicht übermäßig kräftig und eigenartig, aber immer rein, klar und übersichtlich, gleichviel ob Cramer weitschichtige Perioden aufbaute oder beweisend kleine Sätze, deren eines streng logisch aus dem andern folgte, zusammenreihete.

Ungleich schmuckreicher war die Sprache in seinen Predigten, deren mehrere durch verschiedene Sammlungen über ganz Deutschland verbreitet wurden. Bilder und Blumen waren darin nicht gespart; mit allen Kunstmitteln der Deklamation und Rhetorik war erfolgreich gewirkt. Cramer mußte Thränen der Rührung zu erpressen oder Gluthen der Begeisterung zu entzünden, die Gemüther gewaltsam zu erschüttern, aber auch durch starke Gründe des Verstandes zu überzeugen, und er scheute zu diesem Zweck auch vor den trockensten, umständlich und schulgerecht aufgebauten Beweisen nicht zurück. Uns kommen diese Predigten oft weit-schweifig und ermüdend, oft zu eintönig pathetisch oder auch zu nüchtern-lehrhaft vor; ihr Ruhm und ihre Wirkung verging überhaupt bald nach dem Tode ihres Verfassers. Auf den lebendigen Vortrag jedoch berechnet, machten diese Reden in Cramers Munde stets den tiefsten Eindruck auf die Hörer, und selbst die strengsten Richter unter ihnen, die sich durch keine äußerlichen Zieraten blenden ließen, sondern neben der formalen Kunst der geistlichen Beredsamkeit auch einen bedeutenden, wahren, folgerichtig dargestellten und praktisch brauchbaren Gehalt forderten, wie z. B. Klopstock, rühmten Cramers „starke“ Predigten stets uneingeschränkt.

An den Kanzelstil und Kanzelton, aber meist im schlimmen Sinn, erinnerten auch viele der moralischen Aufsätze, die Cramer als Redakteur oder Mitarbeiter in Zeitschriften veröffentlichte. Vor allem während seiner Leipziger Jahre war er in dieser Weise thätig; aber auch noch zur Zeit seiner vollen schriftstellerischen Reise ließ er sich durch die eigentümliche Lage der litterarischen Verhältnisse — die Parteien der Züricher, der Leipziger, der Berliner hatten ihre journalistischen Organe, nur die Deutschen in Kopenhagen nicht — bestimmen, eine moralische Wochenchrift herauszugeben, den „Nordischen Aufseher“, der es auf drei Bände brachte (Kopenhagen 1758—1761) und sich namentlich zahlreicher Beiträge von Klopstock erfreute. In der gesamten Anlage dieser Zeitschriften wie in der Ausführung seiner einzelnen Aufsätze dafür unterschied sich Cramer durch nichts Wesentliches von dem, was bei den übrigen moralischen Wochenchriften in England und Deutschland vor oder neben ihm gebräuchlich war. Sittenbesserung und Erbauung war überall sein Zweck, die Moral wurde als unzertrennlich von der Religion angesehen, gegen die Freigeisterei deshalb heftig gekämpft, statt einer philosophischen

Begründung und Behandlung der Ethik aber stets nur einzelne moralische Sätze mit Rücksicht auf das praktische Leben erörtert, einzelne moralische Charaktere gezeichnet. Gewisse neue Wahrheiten der Aufklärung wurden verteidigt, dabei der Gesichtskreis dieser moralisierenden Aufsätze anscheinlich erweitert, so daß die verschiedensten Verhältnisse der Welt und des Lebens darin betrachtet wurden, aber auch — wenigstens im „Nordischen Aufseher“ — nationale und patriotische Fragen, besonders Fragen der innern Politik nicht außer acht gelassen. Wissenschaften und Künste wurden ziemlich stiefmütterlich behandelt; mit Wit und Humor hatte Cramer überhaupt nichts zu schaffen. Seinen englischen Vorbildern lernte er auch in der äußern Form der Einkleidung und Darstellung seiner Gedanken manches ab. *) Dabei klang in seinen Ausführungen freilich vieles flach, eintönig, trocken, phantasielos, endlos weitschweifig und uninteressant; den Genuß der Lektüre verringerte überdies die Schwerfälligkeit, womit oft lang gedehnte Sätze recht kunstlos aufgebaut waren. Am schroffsten hat Lessing in seiner strengen, doch nicht ungerechten Kritik des „Nordischen Aufsehers“ (im 48.—51. und 102.—112. Litteraturbrief) die Mängel in Cramers Prosastil verurteilt; seiner Recension verdantte es Deutschland, daß nach Cramer kein schöpferischer Geist mehr unter den deutschen Schriftstellern, der auf die Entwicklung unserer Litteratur bestimmend einwirken wollte, die Form der moralischen Zeitschriften wählen konnte.

Auch über ein paar geistliche Gesänge Cramers hat Lessing sich in jener Kritik absprechend geäußert; sein Urteil darüber trifft jedoch weniger zu, da er diese Gesänge irrthümlich für Erzeugnisse Klopstocks hielt. Cramer trat fast nur als religiöser Lyriker hervor: einige Gedichte von weltlichem Inhalt, die er in jungen Jahren verfaßte, wie die berühmte Ode auf den Cheruskurfürsten Hermann (1744), blieben vereinzelt; in die Ausgabe seiner „Sämtlichen Gedichte“, die er gegen das Ende seines Lebens in drei Teilen veranstaltete (Leipzig 1782—1783) nahm er nur christliche Gesänge auf. Es sind zum größten Teil Kirchenlieder; daran reihen sich mehrere religiöse Oden.

Jene umfassen ihrem Inhalte nach den ganzen Umfang des christlichen Glaubens und des religiösen Lebens. Sie preisen die göttliche Allmacht und ihre Wunderwerke und stellen dem gegenüber die Schwäche des Menschen, der nur in frommer Hingebung an Gott Kraft und Sicherheit gewinnt; sie verherrlichen die Thaten der Heilsgeschichte, die Beweise der Gnade und wunderkräftigen Hülfe Gottes, die das Volk Israel erfuhr, die einzelnen Momente des Lebens und Leidens Christi, die Heilswirkungen der Erlösung; sie geben Vorschriften für allerlei Lagen des religiösen, des Familien- wie des bürgerlich-gesellschaftlichen Lebens, Aufschlüsse über allerlei Gemüthsfragen und Glaubenssätze. Sie knüpfen an Vorgänge der Natur wie der Geschichte oder an Verhältnisse des täglichen Lebens

*) Vgl. die Charakteristik des „Nordischen Aufsehers“ in meinem Buche über Klopstock (Stuttgart 1888), S. 329 ff.

an. Sie besingen etwa der Reihe nach die vier Jahreszeiten oder feiern sonst die Schönheiten und Nutzbarkeiten der Schöpfung in einer Weise, die deutlich an Brodtes, allerdings an die besseren seiner teleologisch-religiösen Naturgedichte, erinnert. Oder sie mahnen die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft (den Fürsten, den Edelmann, den Bürger, den Bauern, den Krieger, den Handwerker, den Lehrer, den Mann der Wissenschaft, der Kunst) an ihre Pflichten, rühmen ihre besonderen Vorzüge und beten um den Beistand und Schutz des Himmels für sie in den besonderen Gefahren oder Prüfungen, die sie zu bestehen haben. Sie muntern auch sonst gern zu bestimmten einzelnen Tugenden auf oder warnen vor bestimmten Lastern. Und zwar liebt Cramer dabei die bescheidnere Form, daß er die Ermahnung an sich selbst richtet. Wozu er die andern ermuntern will, das spricht er als seinen eignen frommen Entschluß aus; statt für jene, ersieht er für sich selbst Hilfe und Unterricht von oben („Ich will“ oder „Ich soll heilig sein“ und dgl.). Gelegentlich giebt er auch seiner durch Leibnizens „Theodicee“ bestimmten philosophischen Anschauung Ausdruck, oder er eifert (zumal in den Oden) als Protestant gegen Reliquien- und Heiligendienst, Inquisitionsgerichte und Kexerverfolgungen, aber auch gegen modernen Unglauben und Freigeisterei und klagt über die Spaltung der evangelischen Kirche in einander feindliche Sekten. Öfters bestehen seine Kirchenlieder nur aus einer freien Nachahmung oder Umschreibung von Psalmen.*) Moralisierende Betrachtung ist auch in ihnen ein hauptsächliches Element wie bei Gellert, an dessen Tendenzen, Stil und Ton Cramer als geistlicher Sänger überhaupt gar manchmal mahnt. Aber meistens fehlt ihm die populäre Einfachheit und herzliche Wärme der Gellert'schen Lieder. Er strebt nach größerer Erhabenheit als sein älterer Freund; diese Erhabenheit beruht aber oft nur in äußerem Pathos, das prunkvoll innere Hohlheit verdeckt. Den Worten fehlt es selten an Feuer, an Schwung, an Schmutz und Kraft; aber man vermißt das wirklich poetische Empfinden, die echte, aus dem Herzen strömende und zum Herzen dringende Innigkeit oder Leidenschaft, die wahrhaft dichterisch-große, innerlich-einheitliche Anschauung. In einem Brief an Gellert betonte zwar Cramer 1755, daß Lieder mehr aus Empfindungen als aus Betrachtungen bestehen und keine Lehroden sein sollten; gleichwohl sind seine Lieder zum allergrößten Teil ein Werk der Reflexion. Sie sind nicht ausschließlich Verstandesarbeit; aber der Verstand war bei ihrer Abfassung am meisten thätig, daneben schon weniger die Phantasie, am wenigsten die gemüthliche Empfindung: darum ergreifen

*) Cramer verfaßte übrigens auch eine öfters überarbeitete „Poetische Übersehung der Psalmen mit Abhandlungen über dieselben“ in vier Theilen (Leipzig 1755—1761). Bei der ganz freien Art, wie er die hebräischen Gesänge (allerdings oft aus dem Urtexte) verdeutschte, blieben gewöhnlich nur die allgemeinen Grundgedanken und die morgenländische Färbung des Originals; der Ausdruck im einzelnen wurde überall selbständig, meist mit rhetorischer Breite, gebildet. Die Abhandlungen verrieten den gelehrten Theologen, aber auch den geschmackvollen Kenner der biblischen Litteratur und Litteraturgeschichte.

und rühren sie auch den Leser oder Hörer so selten. Dazu kommt, daß ihr lehrhafter Gehalt nicht bloß, wie bei Gellert, der Moral, sondern auch der Dogmatik dient. Überdies ließ Cramer bei dem Bau seiner Verse zu wenig Rücksicht auf den Gesang walten. Das Metrum wahrte er zwar immer sorgfältig; mit dem Rhythmus aber ging er schon freier und nicht stets kunstnäßig um. Er wechselte bei zahlreichen Liedern mehrmals innerhalb einer Strophe zwischen trochäischem und iambischem Gang des Verses; vor allem aber brachte er das Gefüge des logischen Satzes und die Gliederung der Strophe nicht in den harmonischen Einklang, der bei einem für den Massengesang bestimmten Liede unumgänglich erfordert wird. Bei Cramer zerreißt die Verseinteilung und noch mehr die musikalische Melodie, wo eine solche aus dem alten Schätze der protestantischen Kirchenlieder verwendet ist, viel zu oft den logischen Satz. Übrigens fehlt es auch nicht an Füllwörtern, die wegen des Versmaßes oder Reimes eingeschoben sind. In den Gesangbüchern haben sich von Cramers Liedern nur sehr wenige erhalten.

Neben eignen geistlichen Liedern hat Cramer öfter auch nur veränderte alte Kirchengesänge geliefert. Derartige modernisierende Bearbeitungen waren im vorigen Jahrhundert ja gerade auf diesem Gebiete der Dichtkunst häufig, und Klopstock wie Johann Adolph Schlegel haben sich unter andern damit viel beschäftigt. Cramer ging bei seinen „Verbesserungen“ sehr radikal zu Werke. Er gestaltete die alten Lieder völlig um; er änderte unter Umständen sogar das Versmaß vollkommen, wählte anders gebildete, kürzere oder längere Strophen, verringerte oder vermehrte ihre Anzahl, ja bildete mitunter selbst den Inhalt seiner Vorlage neu. So stimmte z. B. sein Gedicht „Du Geist des Vaters, Geist des Sohns, Einer Macht mit beiden, Eines Throns u. s. w.“ mit Gottfried Hoffmanns altem Kirchenliede „Geist vom Vater und vom Sohne, gleicher Majestät und Kraft u. s. w.“, streng genommen, nur in dem Gedanken dieser beiden Anfangszeilen überein.

Mehr als in den geistlichen Liedern beweist sich Cramers dichterisches Talent in seinen religiösen Oden. Ihr Inhalt ist im allgemeinen dem der Lieder verwandt: sie preisen Thaten und Männer der Heilsgeschichte und zwar sowohl Gestalten der biblischen Überlieferung als der späteren Kirchengeschichte, Luther, Melanchthon; sie feiern daneben aber auch im Hymnenstil den edlen, zugleich christlich frommen König von Dänemark, dem Cramer diente, Friedrich V., und besingen ferner geistliche Tugenden oder Künste, z. B. die heilige Beredsamkeit (in einer von Klopstock besonders gerühmten Ode). Von den Liedern unterscheiden sie sich meist durch ihren ungleich größeren Umfang und durch ihre höhere, gleichmäßiger andauernde Begeisterung. Gelegentlich wird zwar moralischen oder dogmatischen Andeutungen nicht ausgewichen; moralische und dogmatische Lehre ist jedoch nicht mehr, wie in den Liedern, ein hauptsächlichlicher Endzweck der Dichtung. Das Pathos, das Feuer und die Kraft des Dichters

ist auch hier vornehmlich nur in der äußeren Form der Darstellung ersichtlich. Die bei den Liedern so häufige rhetorische Wiederholung einzelner Worte oder die Aneinanderreihung verwandter Gedanken nach Art des morgenländischen Parallelismus begegnet auch hier manches Mal; im allgemeinen aber sind in diesen Oden die Gedanken dichter, knapper und dadurch stärker und wichtiger aneinander gedrängt: der äußere Prunk und das äußere Pathos der Sprache entspricht wenigstens einer gewissen Fülle des geistigen Gehaltes, wengleich auch aus diesen Oden ebenso wie aus den Liedern in letzter Linie stets nur der Redner, nicht aber der gottbegnadete Dichter spricht.

Zu der Sammlung der Gedichte Cramers veröffentlichte sein Sohn Karl Friedrich, der schwärmerische Anhänger und erste Biograph Klopstocks, 1791 eine Nachlese. Sie enthielt mehrere Oden und Lieder, größtenteils auf bestimmte Personen aus dem Kreise der Freunde und Gönner des Dichters verfaßt, eine Anzahl derselben in antiken oder halbantiken Versmaßen. In den letzteren fühlte sich Cramer jedoch augenscheinlich befangen; metrische und sprachliche Unbeholfenheiten verschiedener Art lähmten da seine poetische Kraft. Daran reihte sich ein unvollendetes Lehrgedicht in vier Gefängen von reimlosen fünf Fußigen (meist männlich ausgehenden) Jamben, „Der Mensch“ betitelt. Es schilderte zunächst die geistigen und gemüthlichen Vorzüge des Menschen vor den andern Geschöpfen der Erde, dann im allgemeinen die Entwicklung der Geselligkeit und Kultur überhaupt, ihre Bedingungen, die Pflichten und Freuden, die aus ihr erwachsen. Leider ist darin beständig der schulmeisterlichste, trockenste Lehrtön angeschlagen; von Phantasie, warmer Empfindung, künstlerisch freier Darstellung sind kaum leise Spuren zu bemerken. Den Schluß der Nachlese bildet eine kurze Sittenlehre und eine kurze Glaubenslehre in knapp gefaßten, einfachen, mitunter kindlich verständlichen Denkprüchen, die Cramer ursprünglich auch für den Schulunterricht bestimmt hatte, sowie eine Anzahl von Rätseln und Beschreibungen, die den zu erratenden Gegenstand meistens umständlich und vollständig, doch bei aller Einfachheit der Worte nicht immer ganz deutlich und anschaulich schildern.

Die folgende, dürftige Auswahl aus Cramers Gedichten enthält sechs originale geistliche Lieder, ein neubearbeitetes altes Kirchenlied und drei religiöse Oden. Jedes dieser Gedichte ist, wofern nicht sein künstlerischer Wert die Aufnahme in unsere Sammlung rechtfertigt, charakteristisch für eine bestimmte Gattung der Cramerschen Lyrik. Dem Neudruck liegt der Text der letzten Gesamtausgabe, die Cramer von seinen dichterischen Versuchen 1782—1783 selbst veranstaltete, zu Grunde; die oft nur unwesentlich abweichenden Lesarten der früheren Drucke sind nicht angemerkt.

Ausgewählte Gedichte.



1.

Der Herr ist Gott, und keiner mehr,
 Frohlockt ihm alle Frommen!
 Wer ist ihm gleich? Wer ist wie er?
 So herrlich, so vollkommen?
 5 Der Herr ist groß! Sein Nam' ist groß!
 Unendlich ist und grenzenlos
 Der Herr in seiner Größe!

Er ist und bleibet, wie er ist!
 Wer strebet nicht vergebens,
 10 Ihn auszusprechen? Wer ermißt
 Die Dauer seines Lebens?
 Wir Menschen sind von gestern her;
 Eh' noch die Erde war, war er,
 War, eh' die Himmel waren.

15 Um seinen Thron her strömt ein Licht,
 Das ihn vor uns verhüllet.
 Ihn fassen alle Himmel nicht,
 Die seine Größ' erfüllet.
 Er bleibet ewig, wie er war,
 20 Verborgnen, und auch offenbar
 In seiner Werke Wundern.

Wir sind allein durch seine Kraft
 Das, was wir sind und werden.
 Er kennet alles, was er schafft
 25 Im Himmel und auf Erden.
 Bei ihm ist Weisheit und Verstand,
 Und Kraft und Stärke; seine Hand
 Umspannet Erd' und Himmel.

Ist er nicht nah? Ist er nicht fern?
 Weiß er nicht aller Wege? 30
 Wo ist die Nacht, da sich dem Herrn
 Ein Mensch verbergen möge?
 Wölft keine Schatten um euch her;
 Gedanken selbst erkennet er
 In ihrer ersten Bildung! 35

Wer schützt den Weltbau ohne dich,
 O Herr, vor seinem Falle?
 Allgegenwärtig breitet sich
 Dein Fittich über alle. 40
 Du bist voll Freundlichkeit, voll Huld,
 Barmherzig, gnädig, voll Geduld,
 Ein Vater, ein Verschoner.

Unsträflich bist du, heilig, gut,
 Und reiner, als die Sonne.
 Wohl dem, der deinen Willen thut;
 Denn du belohnst mit Wonne! 45
 Du hast Unsterblichkeit allein,
 Bist selig, wirst's auch ewig sein,
 Du aller Freuden Fülle!

Du nur verdienst Lob und Dank! 50
 Du nur Gesang und Ehre!
 Kommt, werdet Gottes Lobgesang,
 Ihr alle seine Heere!
 Der Herr ist Gott, und keiner mehr!
 Wer gleicht ihm? Niemand ist, wie er, 55
 So herrlich, so vollkommen!

2.

Kommet, laßt uns niederfallen,
 Erstaunen, rühmen, daß uns allen
 Jehovah unbegreiflich ist!
 Sagt, ihr Engel, sagt, ihr Frommen:
 Erschaffer, Herr, du bist vollkommen, 5
 Du warst, du bleibest, der du bist!

Noch eh' der Himmel war,
 Den deine Macht gebar,
 Vor der Erde,
 10 War schon ihr Herr,
 Und herrlicher,
 Als ihn, wer endlich ist, sich denkt.

Alles, was er schaffen wollte,
 Was nach der Schöpfung werden sollte,
 15 Sah er in seiner Möglichkeit;
 Sah's, als ob's erschaffen wäre,
 Sah jede Welt, sah ihre Heere,
 Und jeden Geist, den er erfreut!
 Allwissend war der Herr!
 20 Allmächtig war der Herr!
 Gut und heilig!
 Auch ohne Reich,
 Bedurft er euch,
 Ihr Welten, nicht zur Seligkeit.

25 Er erschuf, uns zu beglücken,
 Euch, Erd' und Himmel! Euch zu schmücken,
 Floß über euch sein Licht herab!
 Ihnen sich zu offenbaren,
 Erschuf er Geister; zahllos waren
 30 Die, denen er die Welten gab.
 Nun hat der Herr ein Reich,
 Noch immer selbst sich gleich,
 Unausprechlich!
 Und die Natur
 35 Verkündigt nur,
 Was er vor allen Welten war.

Alles will und muß den Willen
 Des Allgewaltigen erfüllen;
 Was er verordnet, das besteht!

13 ff. Nach der Darstellung Leibnizens in seiner „Theodicee“ war bei der Schöpfung vor Gott der Wettstreit der Möglichkeiten. Gott verglich sie und brachte so die vollkommenste wirkliche Welt hervor.

Seine Wege sind vollkommen. 40
 Er schützt, beglückt und liebt die Frommen,
 Und wer ihn trotzen will, vergeht!
 Er hält in Ewigkeit,
 Was er verheißt, und dräut
 Nicht vergebens; 45
 Bebt, Sünder, bebt!
 Jehovah lebt!
 Gerechte, jauchzt! Jehovah lebt!

Leben wird er; sein ein Rächer 50
 Euch, widerspenstige Verbrecher;
 Der Frommen Vater im Gericht!
 Dunkel sind noch seine Pfade;
 Einßt aber Heiligkeit und Gnade,
 Und alle seine Thaten Licht!
 Lobſingt, lobſingt Gott! 55
 Jehovah Zebaoth
 Ist, der sein wird!
 Schon offenbar
 Nun, wie er war;
 Mehr noch, wenn er gerichtet hat! 60

3.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
 Nicht unsers Werks sich an;
 Will er das Haus nicht bauen,
 Vergebens baun wir dann.
 Will er die Stadt nicht schützen,
 Er, groß durch Rat und Macht,
 Was wird der Wächter nützen?
 Umsonst ist's, daß er wacht!

42. Cramer verbindet trotzen regelmäßig mit dem Accusativ. — 56. Der Herr der Heerscharen. — 1 ff. Val. Psalm 127, Vers 1—2. Auch Cramers Paraphrase dieses Psalmes in seiner „Poetischen Übersetzung der Psalmen“ beginnt mit denselben acht Zeilen wie das obige Lied.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
 10 Bis in die Nacht euch quält?
 Laßt euern Vater sorgen;
 Er weiß es, was euch fehlt;
 Er, der uns selbst im Leiden
 So treu und zärtlich liebt,
 15 Und uns so viele Freuden
 Auch unerwartet giebt.

4.

Wohl dir, o Landmann; denn dein Stand
 Ist auch von Gott! Gott schuf das Land
 Für deinen Fleiß, und väterlich
 Beglückt und segnet er auch dich.
 5 Lobjunge Gott!

Lobjunge Gott; denn herrlicher
 Und schöner und gesegneter
 Wird jede Flur und jedes Feld
 Durch deinen Fleiß für seine Welt,
 10 Und auch für dich!

Im Schweiß deines Angesichts
 Arbeitest du; doch, wenn gebriert's
 Dir, wo du thust, was Gott gebent,
 An Segen, an Zufriedenheit?
 15 Was brauchst du mehr?

Dir lächeln freudig Au' und Flur.
 In deiner Hütte wohne nur
 Die Unschuld, die nie Arges thut;
 Und Gottes Wohlgefallen ruht
 20 Und wohnt bei dir!

Was hat der Reiche mehr? Mehr Pracht,
 Mehr Ansehn, und mehr Glanz, mehr Macht,
 Und auch mehr Sorg' und Überdruß;
 Bei allem seinem Überfluß
 25 Mehr Furcht und Gram.

Nicht mehr Gesundheit, Ruh' und Kraft,
 Und eine größere Rechenſchaft;
 Und, wenn du fromm und gut biſt, wirſt
 Du ſelig, wie der Reich' und Fürſt,
 Wenn ſie gut ſind.

30

Mühseligkeit iſt aller Loſ,
 Der Menſch ſei niedrig oder groß:
 Doch kommen wahre Ruh' und Luſt
 Auch gern, und nur in deſſen Bruſt,
 Der Gott gefällt.

35

Thu' gern, was dir befohlen iſt:
 So biſt du frei, wie Fürſten; biſt
 Vor Schmeichlern ſicher; biſt ein Mann,
 Der's Schmeicheln haßt, und beteßt an
 Nur deinen Gott.

40

Dein Brot hat Kraft und ſtärkt den Leib
 Zur Arbeit, und dein Kind, dein Weib,
 Gelagert hin im Schatten, iſt
 Dein Brot mit Freuden und vergißt
 Des Tages Laſt.

45

Iſt's auch nicht köſtlich, dein Gewand,
 Gewirkt von deines Weibes Hand:
 Beneide du kein Feierkleid,
 Das oft ein Herz voll Sorg' und Reid
 Und Gram verhüllt.

50

In ſeiner Werke Herrlichkeit
 Siehſt du Gott täglich; dich erfreut
 Der Sonne Glanz; der ſanſte Mond,
 Wald, Thal und Berg und Flur belohnt
 Dir deinen Fleiß.

55

Sieh, Gottes Ernten freuen ſich
 Auf deine Sichel; freue dich!
 Du biſt ein Mann für's Vaterland;
 Du nährſt es, und von deiner Hand
 Lebt Herr und Fürſt.

60

Dich ruft's vom Pfluge, der es nährt,
 Zu seinem Schutz auch, und das Schwert
 Hat Kraft und Sieg in deiner Hand;
 Du bist ein Mann fürs Vaterland.
 65 Des freue dich!

Wohl dir! Dein Stand ist auch vom Herrn;
 Geh hin, sei glücklich; baue gern
 Das Feld; denn er, er schuf's für dich;
 Er segnet und beglückt auch dich.
 70 Lobjinge Gott!

5.

Wo ich auch bin, will ich dem Herrn vertrauen;
 Ich will mein Heil auf diesen Felsen bauen.
 Auch in den nächsten schrecklichsten Gefahren
 Kann er bewahren;

5 In seinen Donnern, in den Ungewittern,
 Vor denen selbst der Welten Säulen zittern,
 Und da, wo Bergen gleich, empörte Wellen
 Zum Himmel schwellen.

10 Und wenn sie, wie sein Sturm sie schleudert, wieder
 In ihrer Meere tiefste Tiefen nieder
 Sich wie Gebirge stürzen, will ich's wagen,
 Nicht zu verzagen.

15 Sei alles Sturm und Aufruhr und Getümmel:
 Er schuf das Meer, den Erdkreis und den Himmel.
 Was er gebet im Himmel und auf Erden,
 Das, das muß werden!

20 Zum Sturme spricht er: Ruh! und ruft der Stille:
 Komm wieder! Allgewaltig ist sein Wille.
 Der Sturm gehorcht; die Wogen sinken nieder,
 Und ruhen wieder!

Wer taumelnd niedersank und angstvoll klagte,
Den Abgrund offen sah und schon verzagte,
Frohlockt, belastet mit der Völker Segen,
Dem Land' entgegen;

Und sinkt am friedevollen Ufer nieder, 25
Und ruft: Frohlockt mit mir dem Herrn, ihr Brüder,
Er ist der Herr des Meers; Gott ist der Retter
Im Sturm, im Wetter!

Im Donner ist er's, und wenn Erd' und Himmel
Schon einzustürzen drohn, und im Getümmel 30
Empörter Wogen! Gott, dem Herrn der Meere,
Sei Preis und Ehre!

Anbetung sei ihm! Auch in Ozeanen
Bahnt Menschen seine Güte sichere Bahnen!
Frohlockt, frohlocket ihm! Dem Herrn der Meere 35
Sei Preis und Ehre!

6.

Still-lächelnd, wie ein frommer Greis,
Der sterben will, voll Dank und Preis,
Daß er dem Herrn gehorchte, naht
Der Herbst, den Gott gerufen hat.

Der segenreiche Garten prangt 5
Mit vollen Zweigen und verlangt
Von seiner Frucht befreit zu sein,
Um Gottes Menschen zu erfreun.

Der Sänger in den Lüften schweigt,
Er, der in ferne Lande fliegt, 10
Wo Gott schon eine neue Saat
Und Frucht für ihn bereitet hat;

Denn Gott ernährt, was fliegt und webt,
Daß alles fröhlich sei, was lebt,
Daß seine ganze Schöpfung Dank 15
Und Jubel sei und Lobgesang.

20 Auf traubenvollen Hügeln schallt
Des Winzers Lob, und wiederhallt
Von Berg auf Berg; denn Most und Wein
Giebt uns der Herr, uns zu erfreun.

25 Wie liebevoll, wie mild und gut
Ist Gott, der so viel Wunder thut!
Der Jüngling sei, der Mann, der Greis
Sei fröhlich; sei sein Ruhm und Preis!

30 Auch, wenn du alterst, sorgt für dich
Dein Herr und Gott. Wie väterlich!
Er, der, wenn sich dein Abend naht,
Auch dann für dich viel Freuden hat.

35 Froh kannst du sterben, wenn du nur,
Wie seine segnende Natur,
Gesegnet hast; wenn er die Frucht,
Die er verlangt, umsonst nicht sucht.

40 Auch die Natur verblüht und stirbt;
Nur, daß ihr Same nicht verdirbt,
Und schöner auflebt, wenn ihr Freund,
Der lebensvolle Lenz erscheint.

40 So blühest und reiffst du in der Zeit
Zu größerer Vollkommenheit.
Nur sei ein guter Same; sei
Gott auch bis in den Tod getreu!

7.

O Gott, von dem wir alles haben,
Wir preisen, wir erheben dich!
Du überschüttest uns mit Gaben;
Du sorgst für uns so väterlich!

1 ff. Das Gedicht Cramers ist eine völlig freie Umgestaltung eines Kirchenliedes von Rasper Neumann (1648—1715), das sich in seiner älteren sechsstrophigen Form noch in unsern Gesangbüchern erhalten hat:

O Gott, von dem wir alles haben,
Die Welt ist ein sehr großes Haus;
Du aber theilst deine Gaben
Recht wie ein Vater drinnen aus.

Dein Segen macht uns alle reich: 5
 Herr, was ist deiner Güte gleich?

Die Menschen, Gott, sind nicht zu zählen,
 Die deine milde Hand ernährt.
 Die Gaben, die uns not sind, fehlen
 Dem nie, der kindlich sie begehrt; 10
 Der Acker giebt auf dein Gebot
 Uns allen unser täglich Brot.

Du sorgst für alle deine Kinder;
 Doch für die Frommen nicht allein;
 Du, Vater, segnest selbst die Sünder 15
 Durch Regen und durch Sonnenschein.
 Verkennen wir gleich deine Huld,
 So schonst du doch und hast Geduld!

Dein Segen macht uns alle reich;
 Ach, lieber Gott, wer ist dir gleich?

Wer kann die Menschen alle zählen,
 Die heut' bei dir zu Tische gehn?
 Doch muß die Nothdurft keinem fehlen;
 Denn du weißt allem vorzustehn
 Und schaffest, daß ein jedes Land
 Sein Brot bekommt aus deiner Hand.

Du machst, daß man auf Hoffnung fäet
 Und endlich auch die Frucht genießt.
 Der Wind, der durch die Felder wehet,
 Die Wolke, die das Land begießt,
 Des Himmels Thau, der Sonne Strahl
 Sind deine Diener allzumal.

Und also wächst des Menschen Speise,
 Der Acker selbst wird ihm zu Brot;
 Es mehret sich vielfält'ger Weise,
 Was anfangs schien, als wär' es tot,
 Bis in der Ernte Jung und Alt
 Erlanget seinen Unterhalt.

Nun, Herr, wer kann's genug bedenken?
 Der Wunder sind hier gar zu viel.
 So reich als du kann niemand schenken,
 Und dein Erbarmen hat kein Ziel;
 Denn immer wird uns mehr beschert,
 Als wir zusammen alle wert.

Wir wollen's auch niemals vergessen,
 Was uns dein Segen bringet ein;
 Ein jeder Bissen, den wir essen,
 Soll deines Namens Denkmal sein,
 Und Herz und Mund soll lebenslang
 Für unsre Nahrung sagen Dant.

20 Laß uns denn deiner nie vergessen,
 Wenn wir uns deiner Gaben freun;
 Laß, wenn wir trinken, wenn wir essen,
 Uns teuer deine Güte sein!
 Dir sei für Speise, sei für Trank,
 Für alles Gute Preis und Dank!

8.

Erbebt und betet an zur Erde!
 Im tiefsten Staube! Jeder werde
 Bekümmernis und werde Schmerz!
 Und Schauer, Schauer, Todesstille
 5 Ergreif' euch, und der Schrecken Fülle
 Durchströme jedes Sünderherz!
 Verstummt! Erzittert! Trauert! Weinet!
 Sinkt tiefer hin! Entsetzet euch!
 Der, der euch richtet, Gott erscheint;
 10 Dem Richter ist kein Richter gleich!

Die Himmel unter ihm zerrissen
 Erseufzen! Unter seinen Füßen
 Strömt eine dunkle bange Nacht.
 Es kömmt, es kömmt Gott zu vergelten;
 15 In ihrem Laufe stehn die Welten,
 Versunken in die neue Nacht.
 Und aller Sterne Harmonieen
 Verstummen. Jeder Stern erklang
 Zum Lobe Gottes: sie entfliehen,
 20 Und tönen keinen Lobgesang.

Tief ist die Pause! Jede Wonne
 Der Schöpfung ist dahin! Die Sonne,
 Sie ängstigt und verfinstert sich!
 Was ist euch, daß ihr Gott zu Ehren
 25 Nicht singt, daß ihr verstummt, ihr Sphären?
 O Sonne, wer verfinstert dich?

1 ff. Zuerst am 23. März 1758 im „Nordischen Aufseher“, Band I, Stück 15 gedruckt
 als „Eine Ode auf das Leiden Christi“. Vgl. Lessing im 1. und 103. Litteraturbrief. —
 11. zerrissen, Participium Passivi.

Weh, wehe, wehe dem Geschlechte
 Der Übertreter! Gott erscheint;
 Daß er mit den Gefallnen rechte,
 Der Frevler Richter und ihr Feind. 30

Es rüstet Gott sich, zu verdammen,
 Es brennt in allen seinen Flammen
 Der fürchterliche Richterthron.
 Zwar hält er immer noch die Erde,
 Damit sie nicht zernichtet werde; 35
 Doch dräuet ihr Verderber schon.
 Und sieben Donner Gottes tönen
 Durch die bestürzten Himmel hin:
 Wer will die Sünder mir versöhnen,
 Mir; mir, der ich ihr Richter bin? 40

Die Himmel trauern und am Throne
 Nimmt jeder Cherub seine Krone
 Und wirft sie hin und betet an!
 Und ihr verhülltes Antlitz beuget
 Sich immer tiefer; jeder schweiget, 45
 Weil keiner ihn versöhnen kann.
 Und sieben Donner Gottes tönen
 Noch einmal durch die Himmel hin:
 Wer will die Sünder mir versöhnen,
 Mir; mir, der ich ihr Richter bin? 50

Da schauert durch des Himmels Chöre
 Ein dreimal Heilig! Alle Heere
 Erbeben! Niemand spricht: Ich will!
 Die Tief' entschließt sich und es türmen
 Sich ihre Gluten auf und stürmen, 55
 Und kein Erschaffner spricht: Ich will!

35. Vgl. Klopstock, Messias V, 322—325, die Verse von dem alle Sünden der Welt richtenden Gotte:

Jetzt denkt Gott sich selbst und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
 Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet er. Ruhend
 Hoch auf Tabor, hält er den tief erzitternden Erdbreis,
 Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!

Die sieben Donner Gottes tönen
 Furchtbarer durch die Himmel hin:
 Will niemand, niemand sie verfühnen
 Mir; mir, der ich ihr Richter bin?

60

Will niemand unser Bürge werden?
 Im Himmel niemand? Ist auf Erden
 Nicht einer, der erretten kann?
 Doch nun; — allein, ihr Sünder, tretet
 Von ferne! Betet, betet, betet
 Mit allen euren Kräften an!
 Es tönt wie eines Menschen Stimme,
 So tönt's hinauf vom Golgatha:
 Ich will verfühnen! Deinem Grimme
 Bin ich, mich zu verbürgen, da!

65

70

Ich, ewig hab' ich es begehret,
 Ich habe, Vater, dich verkläret,
 Verklären will ich dich noch mehr!
 Ich habe, tief in Qual versunken,
 Schon mehr als einen Kelch getrunken;
 Ach wie ist deine Hand so schwer!
 Allein ich will sie ganz verfühnen;
 Laß sie in diesen Wunden ruhn!
 Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
 Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun.

75

80

Unendlich ist's; was ich empfinde;
 Doch ich, gemacht für sie zur Sünde,
 Erfülle deinen Willen gern.

Ich bin durch deinen Zorn zerrüttet,
 Ich bin wie Wasser ausgeschüttet;
 Laß ab, laß ab, o Zorn des Herrn!
 Ich will's vollenden; ich will sterben,
 Ihr Bürge, Herr, dein Opfer, Gott.
 Laß nur die Sünder nicht verderben,
 Und rette sie durch meinen Tod!

85

90

Ihr Himmel, wißt ihr nicht zu sagen,
 Wer seinen Richterzorn ertragen,

Wer uns mit ihm versöhnen kann?
 Wer ist, damit wir unsre Herzen
 Ihm geben, jener Mann der Schmerzen? 95
 Ihr Himmel, sagt den Namen an?
 Nennt, nennt den Namen! Dieser Väter
 Ist mehr als eines Menschen Sohn!
 Wer ist, wer ist der Keltertretter?
 Es ist! — — Es ist des Richters Sohn! 100

Es schauert durch des Himmels Chöre
 Ein neues Heilig ihm zur Ehre;
 Bald strahlt der zweiten Schöpfung Fest.
 Der Abgrund schließt sich; seine Gluten
 Verlöschen! Denn die Wunden bluten, 105
 Die sich der Bürge schlagen läßt.
 Die sieben Donner Gottes tönen
 Nicht mehr im Himmel hin und ruhn,
 Und fragen nicht: Wer will versöhnen?
 Er will's, der Herr, der Sohn will's thun! 110

Die Engel beten noch und beben,
 Und siehe! neue Thronen heben
 Sich an des Sohnes Thron empor.
 Wem sind die Thronen? — Für die Sünder
 Geln sie, für Gottes neue Kinder, 115
 Aus seinem Heiligtum hervor.
 Und schneller als die Blitze, schneller
 Als Sonnen, strömt ein neuer Glanz
 Im Himmel; immer wird er heller,
 Verschönert sich und glänzet ganz. 120

Nur, nur am Golgatha wird's dunkler,
 Und immer bänger, immer dunkler,
 Und tausendfacher wird die Nacht.
 Ach wie muß er die Sünde hassen,
 Da solche Dualen ihn erfassen, 125
 Zu schwer für der Erschaffnen Macht!
 Es trägt das Weltgericht und stöhnet
 Der Kreuzstamm unter seiner Last:
 Denn nicht ein Mensch nur, Gott versöhnet,
 Was der erzürnte Richter haßt. 130

O wie sie rauschen, alle Fluten
 Des Zornes Gottes! Wie sie bluten
 Die Wunden! Seine Kraft vergeht!
 Ach wie er duldet, der Gerechte,
 135 Für euch, ihr frevelnden Geschlechter,
 Für euch am Golgatha erhöht!
 Nun faßt den Golgatha, Verbrecher,
 Faßt, faßt den neuen Gnadenthron:
 140 Nun wird, Jehovah wird ganz Rächer,
 Ganz gegen seinen eignen Sohn!

Er seufzt, der Sohn: Ich bin verlassen,
 Mein Gott, mein Gott, von dir verlassen;
 Ganz bin ich Fluch nun, ganz Gericht!
 Wie donnert's! — Jesu, nicht im Tode,
 145 Uns Übertreter der Gebote,
 Verlaß uns im Gerichte nicht!
 Erbarme dich! — — Nun sinkt es nieder
 Sein Haupt! Er ruft: Es ist vollbracht!
 Er stirbt! — — Die Himmel hallen wieder:
 150 Es ist vollbracht! Es ist vollbracht!

9.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
 Zumal nicht stolzen, weicht, das du darfst
 Hochaufsehn, und herab von ihren Thronen
 Viel Peiniger der Völker warst,
 5 Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
 Du Arm der Freiheit, du Erschütterer
 Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
 Schon Gallien und Lybia,
 Iberien und Afrika
 19 Zu Sklaven angefettet lagen;

1 ff. Zuerst 1771 zu Kopenhagen erschienen unter dem Titel „Luther, eine Ode“. —
 7. Der Weltbezwingerin, Rom's.

Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
 Der Völker, als aus Luft zur Tyrannei
 Rom's Wahn und List der Erde neue Götter
 Er fand zur neuen Sklaverei:
 Thuisfons Volk, fromm, redlich, frei und hoch, 15
 Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
 Ein Feind, der mutig weiß, sich loszuringen:
 Wer will von deinen Sängern, kann
 Den Mann, der's that, den deutschen Mann
 In alten Bardenliedern singen? 20

Nehmt eure Telyn; denn der Lieder Spiele
 Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
 In's Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
 Daß weit umher ihr Hall erklang!
 Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied 25
 Von einer himmelvollen Glut geglüht,
 Selbst Hermann's Barden hätten ihm geschwiegen,
 Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht,
 Vergessen dich, Gesang der Schlacht,
 Und dich, Bardit von seinen Siegen. 30

Wer fliegt voran? Wer will der hohen Lieder,
 Die er verdient hat, Führer sein? Soll ich?
 Soll ich? Ich will's. Fliegt, Barden, meine Brüder,
 Mir nach und übertönet mich.
 Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht, 35
 Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten nicht
 In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
 Des mögen sich Erobrer freun!
 Sie werden doch vergessen sein,
 Wie viel sie Ehrenbogen haben! 40

Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
 Wer Welten durch sein dürstig Schwert gewinnt.
 O Luther! Luther! Hoher Name! größer,
 Als aller Helden Namen sind!

18. neue Götter, die Päpste und Heiligen der katholischen Kirche. — 19. Der Rom niederwarf und die Völker rettete. — 21. Telyn, keltisches Wort für Leier, von Klopstock in die deutsche Dichtung eingeführt. — 22 ff. Luthers Kirchenlieder. — 30. Bardengesang von den Siegen Hermann's.

45 Als Hermanns auch, und der besiegte doch
 Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
 Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
 Schon trugen wir sie; sträubend zwar;
 Doch trugen wir sie; keiner war
 50 Noch weiß' und kühn genug, uns zu retten.

O Finsternis, wie jene war, o Erde,
 Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
 Eh' sich noch auf des Weltenchaffers Werde
 Sein Lichtquell über dich ergoß,
 55 Daß deine Mächte flohn! o Finsternis,
 O neue greuelvolle Finsternis,
 Viel schwärzer; (der Gedank' an dich erschrecket!)
 Verhüllt in deine Dunkel lag
 Ein neues Chaos ohne Tag
 60 Mit Mitternachtgraun überdeckt!

Als hätt' Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
 Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom!
 Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
 Aus deinem Schatten her, o Rom,
 65 Als wär' es Gottes. Wie aus Latium
 Die Donner schollen, stürzten Thronen um
 In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
 Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
 Nicht betete die Götzen an,
 70 Aus Silber oder Gold gegossen.

Wie alle zittern, durch den Blitz geblindet,
 Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
 Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
 Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
 75 Wo bist du, Gott? Wo du, Religion?
 Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
 Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, sterben!
 Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
 In deinen Kerker nie das Licht
 80 Des Tags mehr sehen und verderben.

61. Abaddon, vgl. Offenbarung Johannis IX, 11. — 62. eines Menschen Stuhle, der päpstliche Stuhl. — 67. Feuerflammen, Autos da fe. — 74. vor Heiligenbildern und Reliquien. — 78. Blutgericht, Inquisitionsgericht.

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
 Dem Gößen, dessen Lügen ihr vertraut!
 Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! den haben
 Betrug und Tyrannei erbaut!
 So schallt's aus halberhellten Thälern her; 85
 Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
 Wird kaum gehört: so flammen neue Gluten.
 In Klust und Felsen flüchten sich,
 Die ihn verstehn, und Wahrheit, dich,
 Geheim nur ehren, oder bluten! 90

Umsonst ist's, daß die Nationen klagen,
 Versammelt klagen, und das fremde Joch
 Und seiner Schande Last unwillig tragen!
 Wie fühlen sie's und tragen's doch!
 Mutloser Klagen lacht das stolze Rom, 95
 Und sendet Räuber aus; des Reichthums Strom
 Kauscht hin aus Deutschland in den Strom der Tiber.
 Und Rom durch seine Beut' entzückt,
 Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
 Der frechen Räuber mehr herüber. 100

Wie bist du, Vatikan, vom Raube trunken!
 Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr,
 Wie tief, wie tief seid ihr herabgesunken!
 Sind wir die freien Deutschen? Wir?
 Uns schreckt kein Schwertstrahl, und wir beten an 105
 Nicht einen Zeus; ach! Gößen, die der Wahn
 Vergöttert; meinen, daß sie's sind, und liegen
 Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
 O du, der sieben Hügel Reich,
 Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen? 110

Da kämpft er schon, der Mann, der Wahrheit Rächter,
 Und strahlet, ein Polargestirn, unglänzt
 Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
 Durch einen engern Kreis begrenzt.

85. aus halberhellten Thälern, von den Waldensern oder Albigeniern. — 96. des Reichthums Strom, Ablassgelder, Peterspfennig. — 107. daß sie's sind, daß sie Götter sind.

115 Stürzt um die Wechslertische! Stürzt sie um!
 Mit uns ist Gottes Evangelium!
 Der Himmel ist nicht feil für Gold! der Sünden
 Vergebung ist nicht feil für Gold!
 Zu Gott befehrt euch, wenn ihr wollt
 120 Vergebung und den Himmel finden!

Gesang, ertöne stärker! Hallt, ihr Lieder,
 Die Stimme: Feil ist nicht für Gold
 Die Banne der Vergebung, hallt sie wieder:
 Der Himmel ist nicht feil für Gold!
 125 Sie schallt! Wie weit! Der Freiheit Odem kehrt
 Zurück in uns, in jeden, der sie hört,
 Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
 Fragt ängstlich: wes die Stimme sei,
 Und fühlet seine Tyrannei
 130 In ihrem tiefsten Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn sein Bannblitz töte,
 Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz:
 So folgt der Dämmerung die Morgenröte
 Und ihr des Tages voller Glanz.
 135 O Evangelium! o Wort des Herrn,
 Wie strahlst du wieder? Und wer ist so fern,
 Den nicht die strahlenvolle Sonn' erhelle?
 Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
 Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
 140 Nun wieder aus der reinsten Quelle.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
 Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
 Von Himmel, und nun strömen ihre Lehren
 Von ihren Lippen in den Sinn.
 145 Germanien, frohlocke! denn sie spricht
 Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
 Sich mit dem Nalab undeutscher Zungen brüstet;
 Durch keine Barbarei entweiht,
 Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
 150 Auch mit dem Edelsten gerüstet.

Wie sie, daß er nicht seines Zieles fehle,
 Auch aller ihrer Fesseln Zwang besiegt,
 Und frei den hohen Flug mit seiner Seele
 Geflügelten Gedanken fliegt;
 Bald Donner und bald sanftre Melodei, 155
 Und was er will! Des Wahnes Barbarei
 Bethört nicht mehr mit fremden Zauberstimmen!
 Der Geist ist fessellos und sucht
 Die Wahrheit selbst, zwingt ihn zur Flucht,
 Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen! 160

Heil dem, der Gott will dienen! Des verwundert
 Europa sich und glaubt's kaum! Er ist da,
 Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahrhundert
 Erseufzt hatt', aber ihn nicht sah!
 Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr 165
 Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
 O Rom, zu deinen Katafomben wallen!
 Wo ist nun, Völkerkönigin,
 Dein Bann und Wucher und Gewinn?
 Es ist die Königin gefallen! 170

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
 Gewitter brausen, und auch Fürsten sich,
 Weil sie nicht deinen Wert, o Wahrheit, wissen,
 Zuhauß versammeln wider dich!
 Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer, 175
 Ragt über seine Wogen um sich her
 Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
 Verleugnet nicht, wie Rom auch droht,
 (Sein Troß ist Gott und sein Gebot;)
 Läßt sie nach seinem Blute dürsten. 180

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
 Vom Joche frei; der edle deutsche Mann!
 Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
 Vom Interdikt aus Rom, vom Bann!
 Der Glaub' erhebt noch strahlender sein Haupt: 185
 Germanien wird immer heller, glaubt

Und mit ihm glaubt der freie Brudernorden.
 Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
 Bist wieder, o Religion,
 190 Der Tugend Licht und Trost geworden.

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
 Panier nicht, nun der Völker Sicherheit,
 Siehst du den Königen, den Bürgern Lehrer
 Der Treue, der Gerechtigkeit;
 195 Zu deinen Füßen krümmt das Laster sich;
 Der Tugenden Gefolg umringet dich
 Und flengt mit dir herab von deiner Höhe!
 Nun ist nur fromm, was Gott gebeut,
 Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
 200 Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

Noch irren in den ersten Finsternissen
 Der Völker viel und sehn die Sonne nicht:
 Doch freier sind auch da schon die Gewissen
 Und fürchten weniger das Licht!
 205 Und werden heller! Leichter wird das Joch
 Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,
 Als wär' es durch sein Alter heilig, ehren!
 Das hast du, edler deutscher Mann,
 Das hat der Herr durch dich gethan,
 210 Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
 Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
 Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
 Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt!
 215 Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
 Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
 Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
 Bliebst arm und deine Lust war Gott,
 Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
 220 Ein keusches Weib und eine Hütte!

203 ff. Läuterung und Umgestaltung des Katholizismus infolge der Lutherischen Reformation durch das Tridentiner Konzil.

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
 Wer flammte mehr fürs Evangelium?
 Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
 Hoch über Stolz und Eigenruhm?
 Wer war mehr Eiferer? Mehr des Irrtums Feind? 225
 Mehr sein Verfolger, und mehr Menschenfreund?
 Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
 Doch kämpftest du für sie allein,
 Und wolltest gern vergessen sein,
 Vergessen gern in ihrem Siege. 230

Er wird's nicht sein, er soll's, er kann's nicht werden!
 Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
 Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden,
 Der frei und fromm zu sein sich freut.
 Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn, 235
 Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
 Wenn auch der Neid von seinem Werte schweiget;
 Doch einen freiern edlern Mann,
 Als Luther war, der edle Mann,
 Hat keine Nation gezeuget. 240

Sein Name sei dir heilig, ewig teuer;
 Fleuch, Volk, das Sklaverei mehr haßt, als Tod,
 Des Spottes Frevel; fleuch dieß Ungeheuer,
 Das neue härtere Ketten droht!
 Italien gebar's, und Gallien 245
 Hat's aufgefäugt, und ach! Britannien,
 Es waren Briten, die ihm Waffen gaben!
 Zermalmt hätt' er sie; würd' entbrannt
 Vom Himmel dich, mein Vaterland,
 Vor seiner Pest beschirmet haben! 250

243. Des Spottes Frevel, die Religionspöttelei, deren Anfänge Cramer, wie Luther, in dem Italien der Renaissance suchte, die er dann bei Voltaire und der gleichzeitigen französischen Litteratur wiederfand, während in England die Deisten den Kampf gegen das orthodoxe Christentum in wissenschaftlicherer Weise aufnahmen.

10.

Ich sah es! Myriaden Bitten
 Ergossen sich zu Gott empor:
 So strahlt der Blitz hinauf! Sie stritten,
 Im Eifer ein harmonisch Chor.
 5 Sie stritten, wer mit heißerer Liebe
 Geflügelter sich in den Himmel erhübe,
 Und eine jede flog gleich schnell;
 Und jed' in einem Feierkleide
 Durchglänzte die Wolken in festlicher Freude
 10 Und hinter ihnen blieb es hell.

Da sie dem Throne nahe kamen,
 Ertönt' auf einmal ihr Gesang,
 Und alle nannten Friedrichs Namen,
 Und alle nannten ihn voll Dank.
 15 Uns hat, uns hat Jehovah sein Leben
 In einer der gnädigsten Stunden gegeben;
 Fleug, unser Dank, fleug weit umher!
 Er, der ihn gab, gedenke seiner!
 Wer liebet nicht seine Beherrscher? Doch keiner
 20 Wird billiger geliebt, als er.

Noch schwinget, mehr noch zu verheeren,
 Der Krieg die Fackel, und die Glut
 Vertilgt! Einander zu zerstören,
 Ergrimmt der Nationen Wut.
 25 Er stürmet neue Wetter zusammen;
 Die Hütten, die stolzen Paläste, sie flammen;
 Noch floß des Blutes nicht genug!
 Nur Friedrichs Scepter ist umkränzet
 Mit friedlichen Palmen und feierlich glänzet
 30 Sein Volk, das keine Plage schlug.

Du gabst, damit es sicher bliebe,
 Ihm, Gott, ein väterliches Herz.
 Sein Glück ist seiner Völker Liebe,
 Und was sie leiden, wird sein Schmerz.

1 ff. Zuerst am 6. April 1758 im „Nordischen Aufseher“, Band I, Stück 18 gedruckt
 als „Eine Ode auf den Geburtstag des Königs“ (31. März). Vgl. Lessing im 51. und
 103. Litteraturbrief. — 29. Mit friedlichen Palmen: für Dänemark war es ein Glück,
 daß König Friedrich V. am siebenjährigen Krieg nicht teilnahm.

Ergeuß, o Quell des Ewigen, Leben 35
 Auf unsern Geliebten! Du hast ihn gegeben,
 Erhalt' ihn, wie die Völker flehn!
 Wir danken dir! Wir flehen! Höre!
 Laß Weisheit zur Rechten, laß Gnade, laß Ehre
 Zur Linken unsers Vaters stehn! 40

Ich hört's, und eine Myriade
 Drang näher an den Thron heran,
 Und rief: Heil, Heil ihm, Freud' und Gnade
 Von dem, der ihm vergelten kann!
 Die Myriade schimmert in Freude: 45
 So glänzt des erretteten Jünglings Freude,
 Wenn er ein neues Leben fühlt.
 Sie ruft frohlockend: die wir danken,
 Wir sind die Gebete genesener Kranken;
 Erhalt' ihn, wie er uns erhielt. 50

Gott hört's, und alle Myriaden
 Von unsern Bitten wandeln sich,
 Und sie, sie alle, werden Gnaden,
 Und kommen, Friedrich, über dich.
 Wer zählt sie? Die verwandelten Heere 55
 Sind Friede, sind Weisheit, sind Freuden, sind Ehre.
 Seht, wie viel Gott für ihn vermag!
 Daß Gott noch oft die Völker danken,
 So wird von den Bitten genesender Kranken
 Zu seinem Leben jed' ein Tag! 60



Johann Elias Schlegel.

Einleitung.

Un dichterischer wie an philosophischer Begabung überragte die älteren Bremer Beiträger samt und sonders Johann Elias Schlegel. Er stellte sich unter ihnen die höchsten künstlerischen Aufgaben; er ging — mehr noch in seinen theoretischen Kunstanschauungen als in seinen dichterischen Werken — am kühnsten und freisten über die engen Schranken der Gottschedischen Poetik hinaus. Eben deshalb aber gelangte er bei seinem Volke nicht zu der allgemeinen, unbedingten Anerkennung und Wirkung, deren sich seine ihm keineswegs ebenbürtigen Genossen Gellert, Rabener, Cramer erfreuen durften. Nicht, als ob es ihm an dem Beifall seiner Zeitgenossen gefehlt hätte. Gerade die besten unter diesen spendeten ihm reichlich Lob und Achtung; den vollen Lohn für seine Bestrebungen ernteten aber doch erst seine Nachfolger, welche das, was er begann, fortsetzten, überholten oder zu einem von ihm nur geahnten, doch nicht erreichten Ziele führten. Statt bei den kleinen Formen und Arten der Dichtkunst zu verweilen, versuchte er sich im Epos und im Drama. Nicht bloß die herkömmlichen, wohlfeilen moralisierenden Betrachtungen des Lebens und der Kunst beschäftigten ihn, sondern bedeutame, schwierige ästhetische Untersuchungen, die das Wesen des künstlerischen Schaffens betrafen und nur von einem philosophisch scharfen und gründlich geschulten

Geist angesetzt werden konnten. Er ward hier der unmittelbare Vorläufer Klopstocks und Lessings; diese aber folgten zu rasch auf ihn, als daß er vor und noch neben ihnen lange eine seinem geschichtlichen Verdienst entsprechende große Rolle im literarischen Leben Deutschlands spielen konnte. Seit dem Erscheinen des „Messias“ und der reiferen Dramen Lessings traten Schlegels Dichtungen immer tiefer in den Schatten zurück; seine ästhetisch-dramaturgischen Aufsätze aber wurden zu spät gesammelt, um neben den sie überflügelnden gleichartigen Schriften Lessings überhaupt noch namhaft zu wirken. Dazu raubte ihm ein unerwartet früher Tod die Möglichkeit, sein Talent ganz zu entfalten und von den jugendlichen Versuchen zu künstlerisch vollkommeneren Manneswerken sich zu erheben.

Johann Elias Schlegel wurde am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren, der Sohn eines kursächsischen Appellationsrates und Stüttsyndikus, der mit juristischen Kenntnissen und praktischer Lebenserfahrung viel literarisches Wissen, Sinn für die Dichtkunst, sogar etwas eignes poetisches Talent verband und mit liebevoller Sorgfalt über der Erziehung und den Studien seiner Söhne wachte. Durch Hauslehrer erhielt Elias seinen ersten Unterricht; mit den klassischen Sprachen des Altertums wurde er frühzeitig innig vertraut. Durch die Lektüre des Plautus erstarbte schon in dem Knaben der Trieb zum Drama; Hantes und Neutirchs Gedichte regten ihn zu seinen ersten deutschen Versen an — er war damals noch nicht volle zwölf Jahre alt. Am 17. April 1733 trat er in die Fürstenschule zu Pforta ein. Wegen seiner fortgeschrittenen Kenntnisse wurde er sogleich in eine der höheren Klassen aufgenommen, so daß er dann vier von den vorgeschriebenen sechs Jahren des Schulbesuchs in der obersten Klasse zubrachte. Geistig weit reifer als seine Altersgenossen, wurde er hier nicht nur gründlich bekannt mit der Litteratur der alten Griechen und Römer, sondern drang auch auf selbständige Weise tief in den Geist der antiken Poesie und Kunst ein. Er übersetzte oder bearbeitete verschiedene Werke der antiken Litteratur, schon 1735 den vierten Gesang der „Georgika“ des Virgil und einige Horazische Episteln, 1737 einen Teil der „Alyropädie“ Xenophons, dann besonders Tragödien des Sophokles, Euripides und Seneca, die für ihn die Quelle und Vorlage zu neuen, deutschen Originalstücken wurden. Den Lehrern flößte er Achtung, den Mitschülern höchste Bewunderung ein, zumal seitdem seine zwei ältesten Trauerspiele „Hekuba“ und „Die Geschwister in Taurien“ 1737 und 1738 von seinen vertrautesten Freunden heimlich in einer abgelegenen Kammer aufgeführt worden waren. Der Pole Johann Daniel Janozki, der 1745 „Kritische Briefe“ über seine Portenser Lehrer und Schulgenossen ver-

öffentliche, rühmte ihn geradezu als den größten Dichter der Pforte voll feuerreichen Witzes, tiefen Verstandes, reicher Erinnerungskraft; er pries ebenso die vernünftige Hoheit des Geistes in seinen Gedanken, den Nachdruck und das Gewicht seiner Lehrsprüche wie die Pracht und Eigenart seiner Darstellung. „Überall herrschet eine wohlgeordnete Übereinstimmung wahrhafter poetischer Schönheiten und, was daraus folget, die Kunst, das Gemüt mit herrlichen und wunderbaren Empfindungen einzunehmen.“ Nicht minder aber hob Janozki Schlegels umfassende Kenntnisse in den Sprachen, in den philosophischen Wissenschaften, in der Mathematik, der Dicht- und Redekunst, und ebenso in der Schreib- und Zeichnungskunst hervor, sowie seinen edlen, heitern, liebenswürdigen, zugleich selbständigen, festen, ja stolzen Charakter und seine körperlich schöne Erscheinung.

Joseph Liab Pfleger.

Am 23. März 1739 schied Schlegel mit einer Rede über die Verbindung von Osterreich und Toskana von Schulpforta und bezog als angehender Jurist, den zunächst vornehmlich noch philosophische und geschichtliche Studien in Anspruch nahmen, die Universität Leipzig. Allein daneben hörte er auch philologische und schönwissenschaftliche Vorlesungen (besonders bei Christ) und setzte nach einer kurzen Unterbrechung, die er auf den Wunsch seines Vaters sich abgerungen hatte, das eigne litterarische Schaffen fleißig fort. Er übersetzte aus Cicero und Xenophon und bethätigte sich bald eifrigst auf den verschiedenen Gebieten der Tragödie, der Komödie, der Anacreontischen und lehrhaften Lyrik, des Epos, der ästhetischen und der dramaturgischen Abhandlung. Neben einer Aufführung, deren seine „Geschwister in Taurien“ auf der Leipziger Bühne von der Kennerin gewürdigt wurden, bestärkte ihn namentlich der nahe Verkehr mit Gottsched in diesen dichterischen und kunstphilosophischen Bestrebungen. Seit 1740 schloß er sich inniger an den berühmten Lehrer an, dessen litterarische Macht damals eben ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde ein Mitglied seiner Mednergesellschaft, richtete an ihn ein poetisches Sendschreiben über Mauvillons Hohnreden auf die deutschen Dichter, das 1740 in den „Kritischen Beiträgen“ zum Abdruck kam, überließ ihm seine dramatischen Arbeiten zur Mittheilung in der „Deutschen Schaubühne“ und übersetzte für ihn die „Elektra“ des Sophokles, die er zu Pforta bereits in Prosa übertragen hatte, in Reimen. Sein Verhältnis zu Gottsched gründete sich

auf persönliche Zuneigung und Hochachtung; deshalb aber erniedrigte sich Schlegel nicht zum slavischen Parteigänger und unselbständigen Lobredner alles dessen, was Gottsched that oder erstrebte. An der Polemik der Leipziger gegen die Züricher nahm er in keiner Weise teil; besonders aber ging er in seinen theoretischen Aufsätzen, die doch größtenteils in Gottscheds Zeitschriften erschienen, bald weit über die Ansichten seines Lehrers hinaus, bald bestritt er darin geradezu Grundsätze der Gottschedischen Poetik oder Folgerungen, die sich notwendig daraus ergaben.

Zur Litteratur und Poesie zog ihn sein ganzes Herz; um ihretwillen erwarb er sich auch gute Kenntnisse in der französischen, italienischen und englischen Sprache. Zur Rechtsgelehrsamkeit hingegen hatte er nicht den geringsten Hang, und die Pandekten haßte er beinahe. Seinem Vater zu liebe zwang er sich jedoch 1742 zum angestrengtesten juristischen Studium, bestand die öffentliche Prüfung glänzend und bereitete sich, während er gleichzeitig durch eine Hofmeisterstelle sich seinen Unterhalt zu verdienen suchte, schon auf das juristische Doktorexamen vor, als sich ihm neue, günstige Lebensaussichten eröffneten. Die Witwe seines Oheims verheiratete sich wieder mit dem geheimen Kriegsrat Ulrich v. Spener, der zum sächsischen Gesandten am dänischen Hof ernannt war. Dieser bot dem jungen Dichter, als ihn derselbe um Weihnachten 1742 zu Dresden besuchte, die Stelle eines Privatsekretärs in seinem Bureau an. Bald darauf machten sich beide auf die Reise über Berlin und Hamburg nach Dänemark. In der alten Hansestadt gewann sich Schlegel, bevor er aus Deutschland schied, noch die Freundschaft des Dichters, der am einhelligsten von allen litterarischen Parteien als Meister des deutschen Gesangs gepriesen wurde, Friedrich v. Hagedorn's. Mit ihm unterhielt er von da an einen vertraulichen Briefwechsel, und beide legten sich wiederholt ihre Meinungen und dichterischen Arbeiten zum Urteil gegenseitig vor.

Am 19. Februar 1743 traf Schlegel in Kopenhagen ein. Er konnte sich hier bald heimisch fühlen; denn in der dänischen Hauptstadt war gerade damals das Deutschtum überaus mächtig. Am Hofe des Königs Christian VI. (1730—1746), dessen Gemahlin, eine brandenburgische Prinzessin, nicht dänisch sprach, ja lange Zeit es kaum recht verstand, herrschte ausschließlich deutscher Einfluß; der höhere Adel, das Beamtenwesen und das Bürgertum in Kopenhagen war stark mit deutschen Elementen vermischt. Aber Schlegel wollte keineswegs sich allein in diesen dem eigentlichen dänischen Volksleben doch immer fremden Kreisen bewegen. Er lernte sogleich nach seiner Ankunft mit größtem Eifer Dänisch; nach zwei Monaten war er der Sprache Herr. Dann ging er verständig auf

dänische Sitten und Bedürfnisse ein, studierte die Geschichte und Litteratur seines neuen Vaterlands, verkehrte mit dänischen Gelehrten und Dichtern, wußte sich sogar durch eine kleine List den Zugang zu dem verschlossenen Holberg zu verschaffen und bald die Achtung und persönliche Teilnahme des großen Dramatikers zu gewinnen und verweilte gern und oft in den verschiedensten Gesellschaften des Volkes. Ohne ein Weltmann zu sein, war er doch im stillen ein guter Beobachter und Menschenkenner — Vorzüge, die ihm sehr zu statten kamen, als er vom 6. April 1745 bis zum 5. April 1746 seine Ansichten über Land und Leute Dänemarks, über nordische Sage, Geschichte und Poesie in der moralischen Wochenschrift „Der Fremde“ mit gutem Erfolge vortrug.

Im August 1745 betrat er noch einmal den deutschen Boden. Im Gefolge des Hofes reiste er nach Holstein; sein eigentliches Ziel war Hamburg. Der neue persönliche Verkehr mit Hagedorn befestigte die Freundschaft der beiden Dichter; auch mit Brockes wurde Schlegel bekannt, und durch Hagedorns Vermittlung knüpfte er jetzt einen Briefwechsel mit Bodmer an, dem er seine neuesten Arbeiten übersandte, um sich das Urtheil des berühmten Kritikers darüber auszubitten.

Am 6. August 1746 bestieg Friedrich V. den dänischen Thron. Ein neuer Geist zog mit ihm in das dänische Hof- und Staatsleben ein. Unter Christian VI. war die Religiosität immer mehr zur engherzigsten Bigotterie ausgeartet, die selbst unschuldige Vergnügen verdamnte und jede heitre Geselligkeit untergrub. So waren z. B. in Kopenhagen seit 1728 keine Schauspiele mehr aufgeführt worden. Friedrich V. pflegte Wissenschaften und Künste wieder in freisinniger Weise und beförderte Aufklärung jeder Art. Er ließ französische und deutsche Schauspieler kommen; dazu bildete sich aus dem Volke selbst eine dänische Theatertruppe. Die Wiedereröffnung der Kopenhagener Bühnen erweckte auch Schlegel zu neuer dramatischer Thätigkeit. Trauerspiele, deren Stoff der dänischen Geschichte entnommen war, wurden theils ausgearbeitet, theils entworfen, mehrere Lustspiele entstanden in rascher Folge, und mit einem Vorpiel aus seiner Feder, „Die Langeweile“, wurde am 18. Dezember 1747 das dänische Theater, für dessen Errichtung Schlegel auch durch prosaische Denkschriften nach Kräften gewirkt hatte, neu eröffnet. Zu dänischer Uebersetzung dachte er seine neuen Trauer- und Lustspiele hier zur Aufführung zu bringen.

Gleichzeitig gestalteten sich auch seine äußeren Lebensverhältnisse in erfreulicher Weise um. Im März 1748 wurde er zum kurfürstlichen Gesandtschaftssekretär ernannt, wenige Wochen darauf aber am 3. Mai

1748 auf Holbergs Vorschlag als Professor der Politik und des öffentlichen Rechtes an die 1747 erneute dänische Ritterakademie zu Sorö berufen. Er las namentlich über Geschichte, Staatsrecht, Handelswesen, auch über Stilistik und schöne Wissenschaften überhaupt, und verband damit praktische Übungen, die er mit einer „Rede von dem Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäften“ eröffnete. Geschichtliche Arbeiten, besonders über Heinrich den Löwen und über die ältesten Epochen der nordischen Völker, beschäftigten ihn auch in seinen Mußestunden. Aber leider strengten diese ausgedehnten und mannigfaltigen Studien seine seit einer langwierigen Krankheit (1744) geschwächte Gesundheit zu heftig an. Im August 1749 überfiel ihn ein hitziges Fieber, dem er nach wenigen Tagen erlag, am 13. August 1749. Wenige Wochen zuvor hatte ihm seine Gattin Johanna Sophia geb. Riordt (im April 1748 ihm angetraut) seinen ersten Sohn geschenkt. Deutsche und dänische Freunde betrauertem gleich aufrichtig den frühen Tod des hochbegabten, allgemein beliebten Mannes.

Schlegels Bedeutung für unsere Litteratur beruht zumeist in dem, was er auf dem Gebiete des Trauerspiels, Lustspiels und der Ästhetik geleistet hat; die Aufgaben, die ihm hier winkten, reizten ihn auch immer am meisten, und ihnen wandte er sich daher auch immer wieder mit neuem Eifer zu, während seine Versuche in den andern dichterischen Gattungen ihn nur zeitweise oder nebenbei in Anspruch nahmen. Auch als Dramatiker und Ästhetiker ging er von Gottsched aus und blieb lange Zeit in den Formen, teilweise auch in den Anschauungen der Gottschedischen Schule haften; von Anfang an aber schützte ihn sein innigeres, unmittelbarereres Verhältnis zur antik-hellenischen Litteratur vor manchen Einseitigkeiten Gottscheds und ermöglichte es ihm, sich langsam nach und nach aus den Fesseln jener Schule frei zu machen. Gottsched schöpfte seine Kenntnis der antiken Poesie meistens aus französischen Autoren; die römischen Schriftsteller studierte er zur Not noch im Original, die griechischen aber nur in Übersetzungen und Bearbeitungen. Schlegel hingegen schöpfte überall unmittelbar aus den echten, ursprünglichen Quellen; ihm war Sophokles und Euripides so vertraut, ja fast eher vertraut als Corneille und Racine. Euripides lieferte ihm denn auch hauptsächlich den Stoff zu seinen ältesten Tragödien, Gottsched und dessen überlegene Muster, die Franzosen, die äußere Form.

Zwei Dramen von Euripides („Die Troianerinnen“ und „Hekabe“) und eines von Seneca („Die Troianerinnen“) benutzte Schlegel zugleich in seinem ersten Trauerspiel, dessen Anfänge wohl in das Jahr 1736

zurückreichten, „Hecuba“. Dem ersteren Stücke des griechischen Dichters entnahm er die Hauptidee, dem zweiten viele wichtige Einzelheiten; von Seneca entlehnte er nur ein Nebenmotiv. Ahmte er aber dabei auch äußerlich das Beispiel Gottscheds nach, der ja auch seinen „Sterbenden Cato“ aus einem englischen und einem französischen Drama zusammengestückt hatte, so verstand er es ungleich besser, die verschiedenen Teile seiner Vorlagen zu einem innerlich einheitlichen neuen Ganzen zusammenzuschweißen. Anfangs war er freilich mit seiner Arbeit so wenig zufrieden, daß er sie bald nach der Vollendung und ersten Aufführung in Schulpforta (1737) wieder vernichtete. Doch hatte einer seiner Freunde eine Abschrift des Stücks aufbewahrt, und nach dieser nahm Schlegel 1742 eine vollständige Umarbeitung seines Trauerspiels vor, das er jetzt „Die Troianerinnen“ betitelte und 1745 noch einmal an vielen Stellen verbesserte. So wurde es erst 1747 in seinen „Theatralischen Werken“ gedruckt. Aber auch in dieser letzten Fassung zeigt noch manche Stelle den gelehrigen Schüler der französischen Tragiker, der gleich seinen Meistern den stilistischen Ausdruck und den Vers epigrammatisch kühn und scharf zuzuspitzen wußte. So teilt z. B. Ulyß der gefangenen Polyxena, welche zweifelt, wem die Griechen als der schönsten Troianerin den Tod an Achills Grabe bestimmt haben, ihr Schicksal mit (III. Aufzug, 4. Auftritt):

Ulyß.

Nur die Bescheidenheit deckt dir die Augen zu.

Du siehst die Schönste nicht.

Polyxena.

Wer sonst soll sterben?

Ulyß.

Du!

Noch 1765 spendete Moses Mendelssohn im 111. Litteraturbriefe diesem Trauerspiele seinen vollen Beifall.

Der „Hecuba“ folgten 1737 „Die Geschwister in Taurien“, 1739 und besonders 1742 bedeutungsvoll umgearbeitet (namentlich in den letzten Aufzügen) und nunmehr „Dreß und Pylades“ betitelt, aber vom Verfasser selbst noch nicht zum Druck bestimmt. Vielmehr begann Schlegel noch einmal seine Tragödie umzuschmelzen, kam damit aber nicht über den Anfang des ersten Aktes hinaus. Die „Taurische Iphigenie“ des Euripides war seine Quelle; aber nach Gottscheds Poetik und den Mustern, welche dem jungen Dichter die gleichzeitige Litteratur darbot, versuchte

er, die tragische Fabel des Griechen der französischen Schablone besser anzupassen. Er änderte manche Einzelzüge der Euripideischen Tragödie (so die Wiedererkennung der Geschwister) und vornehmlich ihren Schluß. Rationalistisch beseitigte er die Götterersehung, die den betrogenen Thoas von der Verfolgung der Geschwister abhält, und begnügte sich damit, den Oberpriester des Artemistempels ein altes Orakelbuch hervorholen zu lassen, in welchem die Entführung des Götterbildes durch das schon zum Tod bestimmte Opfer als eigener Wille der Göttin verkündigt war. Er suchte ferner bei der Entwicklung der Schlußhandlung die Fäden mannigfacher durcheinander zu schlingen, so daß die griechischen Freunde, nachdem sie fast schon aller Gefahr entronnen sind, noch durch einen Kriegshauptmann des Thoas gefangen genommen, vor den tödlich verwundeten König geschleppt und erst nach seinem Tod durch den Oberpriester befreit werden. Ganz ohne Wiederholung ähnlicher Motive und sonstige kleine Unbeholfenheiten ging es dabei freilich nicht ab. Nach französischer Manier gab Schlegel Iphigenien eine Vertraute an die Seite; ja bisweilen scheint es fast, als wollte er auch den Pylades zu dem herkömmlichen bloßen Vertrauten seines fürstlichen Freundes herabdrücken. Daß, wie in der „Hecuba“, so auch hier die Personen bei der Anrede mit dem Titel Prinz oder Prinzessin nicht eben sparsam umgehen, verstand sich nach dem französischen Stil von selber. Übrigens bildete Schlegel, wahrscheinlich unbewußt, auch öfters Gottscheds eignen Stil nach und wählte dabei gerade nicht immer die nachahmungswürdigsten Berse der Leipziger Magnificenz. Einmal (III. Aufzug, 4. Auftritt) kopierte er geradezu den bekannten, von Gottscheds Gegnern besonders glücklich verspotteten Anfang des fünften Aufzugs in „Sterbenden Cato“:

Ja, Plato, du hast recht; dein Schluß hat großen Schein.
Wahrhaftig, unser Geist muß doch unsterblich sein.

Nicht viel besser beginnt Schlegels Orest, als er gebunden vor Iphigenie geführt wird, mit sich selbst zu reden:

Ja, Phöbus, du hast recht. Dein Ausspruch ist erfüllt,
Der mein Gewissen heilt und meinen Jammer stillt.
Dein Wort steht demnach fest. Das Ende meiner Not
Sind' ich im Tempel hier, obgleich durch meinen Tod.

Gleichfalls noch in Schulpforta schrieb Schlegel 1739 ein drittes fünfaktiges Trauerspiel, „Dido“, angeregt durch den unzulänglichen Versuch eines Mitschülers (Baron Schell), der die Virgilische Liebesepisode dramatisch behandelt hatte. Das Stück wurde 1744 in der „Deutschen Schaubühne“ gedruckt, nachdem der Dichter den letzten Aufzug vollständig um-

gestaltet und dabei in der That dramatisch lebendiger gemacht hatte. Die Fabel, die ihm die Aeneide darbot, erweiterte Schlegel, indem er neben Aeneas noch einen zweiten Liebhaber Didos, den König Hiarbas von Libyen, aufführte. Die Handlung wurde dadurch verwickelter, reicher, bewegter; man merkt es indes dem Stücke recht wohl an, daß der Verfasser diesmal nach einem epischen und nicht, wie zuvor, nach dramatischen Vorbildern gearbeitet hat. Der ganze Aufbau des Werks, namentlich die Exposition ist episch geartet, umständlich, ohne starke Kontraste oder sonstige Bühneneffekte; es wird sehr viel geredet und geschieht wenig; die Charaktere sind mitunter recht konventionell. Der Einfluß der französischen Tragödie bekundet sich — oft ziemlich äußerlich — in der ganzen Art, wie der an sich schon sentimentale antike Stoff behandelt ist; in der Sprache zeigt sich hie und da auch noch Gottschedische Manier.

Gottscheds Regeln von den drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung, von der Würde der Personen und des Ausdrucks galten überhaupt unverrückt immer für Schlegels Trauerspiele, für seine letzten und reifsten tragischen Werke so gut wie für seine ersten Versuche. Das erste Stück, das er 1740 in Leipzig schrieb, „Lucretia“, scheint zwar eine Ausnahme davon zu machen; denn es ist in Prosa geschrieben. Uns ist aber eben nur ein einigermaßen ausgeführter Entwurf der Tragödie erhalten, den Schlegel noch in Versen ausarbeiten wollte und schon ausarbeiten begonnen hatte, ohne jedoch damit über die erste Scene hinauszukommen. Veranlaßt wurde der Entwurf durch einen Versuch des Tasso-Übersetzers Koppe, der denselben Stoff in ziemlich roher und anstößiger Weise dramatisch behandelt hatte. Schlegel wollte nicht zugeben, daß das für unsere Sitten Bedenkliche der Geschichte, wie sie Livius erzählt, von dem dramatischen Dichter nicht beseitigt werden könne. Er glaubte seinen Zweck zu erreichen, indem er in echt französischer Weise nur den letzten Akt des geschichtlichen Ereignisses auf die Bühne brachte. Er begann seine Tragödie erst nach der Entehrung Lucretias. Dadurch wurden die vier ersten Aufzüge derselben nahezu ganz leer an Handlung; der fünfte stellte den Tod der Beschimpften und den Macheplan ihrer Verwandten dar, ohne uns von der glücklichen Ausführung dieses Planes etwas zu verraten. Die Charakteristik der Hauptpersonen wies hingegen mehrere treffliche Züge auf; die Prosa zeichnete sich im allgemeinen durch Einfachheit, Kürze und Kraft aus.

Gleichfalls 1740, noch vor der „Lucretia“, begann Schlegel sein Lieblingsstück „Hermann“; die Ausführung beschäftigte ihn, der sonst so rasch arbeitete, ungewöhnlich lang: erst um die Mitte des folgenden Jahres

war die Tragödie vollendet. 1743 wurde sie im vierten Teil der „Deutschen Schaubühne“ gedruckt mit einigen kleinen Änderungen, die nicht von Schlegel selbst herrührten. Die lange Mühe des Verfassers war nicht verloren; sein Werk gewann während der Arbeit beständig an dramatischem Leben, und verschiedene glücklich erfundene und bühnlich wirksame Motive und Scenen kamen erst nach und nach zu dem ursprünglichen, wie es scheint, ziemlich dürftigen Entwurf. Nachdem Schlegel bisher durchweg Stoffe aus der Antike gewählt hatte, wandte er sich jetzt zuerst zu einem nationalen Stoff und machte es sich von nun an zum unabänderlichen Grundsatz, seine tragischen Fabeln aus der Geschichte des Volkes zu nehmen, für das er dichtete. So plante er nach dem „Hermann“, als er noch in Deutschland weilte, einen „Otto von Wittelsbach“ (er dachte an den Mörder König Philipps von Schwaben, nicht an den Freund Barbarossas) und suchte sich in Dänemark die Helden seiner neuen Trauerspiele stets in der älteren nordischen Geschichte. Das Prinzip der idealen Ferne, das für die französische und für die französisierte Tragödie in Deutschland noch ziemlich unangetastet galt, war hier wenigstens hinsichtlich des Ortes, wenn auch nicht der Zeit, absichtlich vernachlässigt.

Seitdem zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in den Kreisen des deutschen Humanismus die national-patriotische Begeisterung sich mit dem philologisch-historischen Forschungseifer verbunden hatte, war die Heldengestalt Arminius und seine Befreiungsthat immer wieder in unserer Literatur gefeiert worden. Zuletzt hatte Lohenstein in seinem umfangreichen, gelehrten Roman „Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelde“ (1689) eine Fülle der abenteuerlichsten Erfindungen, Episoden und Motive gehäuft, deren sich ein neuer dichterischer Bearbeiter des gleichen Stoffes bei sorgfamer kritischer Auswahl mit Erfolg bedienen konnte. Leider beachtete Schlegel, als er zuerst in deutscher Sprache die vielfach behandelte Teutoburger Schlacht dramatisch darzustellen unternahm, Lohensteins Roman gar nicht und ließ sich daher sogar ein von dem schlesischen Dichter erfundenes, dramatisch überaus brauchbares Motiv entgehen, das noch in Kleists „Hermanns Schlacht“ einen tragisch tiefen Eindruck macht (die Tötung einer von den Römern geschändeten deutschen Jungfrau). Vielmehr schloß sich Schlegel im allgemeinen genau an die Berichte der antiken Geschichtschreiber an. Dio Cassius, Vellejus Paterculus, Florus, Tacitus, Sueton boten ihm historisches Material zur Genüge; überdies fand er bei den gleichzeitigen Geschichtschreibern Bünau und Mascou die meisten einschlägigen Stellen der alten Autoren gesammelt. In diesen Quellen fand er auch schon die Hauptzüge für den Charakter seiner Nebenpersonen, die er um Hermann, Thusnelde und Segeft gruppierte, für Flavius, den römisch gesinnten Bruder des Cheruskerfürsten, für Siegmund, den vaterländisch denkenden Sohn des Segefts, für Siegmar, den Vater Hermanns. An der geschichtlichen Überlieferung änderte er nur Einzelheiten, wo innere oder äußere Gesetze der Tragödie, die er noch

immer nur im Lichte der französischen Aesthetik betrachtete, dies ihm zu erfordern schienen. Wohl um für den außerdem heiteren Ausgang des Stücks eine tragische Schlußstimmung zu erzielen, erdichtete er, daß Siegmund im Befreiungskampfe gefallen sei; er nützte allerdings die tragische Situation, die sich daraus ergeben konnte, nicht aus. Das Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes zwang ihn, die dreitägige Schlacht in einen Kampf von wenigen Stunden zu verkürzen und das Schlachtfeld dicht neben den Hain zu verlegen, in welchen Varus aus seinem stehenden Lager herüber zu friedlicher Beratung mit den deutschen Fürsten zu kommen pflegt. Den Flavius, über dessen Anwesenheit oder Teilnahme an der Teutoburger Schlacht die alten Schriftsteller nichts berichten, stellte Schlegel als Nebenbuhler seines Bruders dar: sentimental wirbt er in französisch galanter Weise um die Braut Hermanns, und für sie will er, der so lange zwischen Rom und Deutschland geschwankt hat, noch im letzten Augenblick sich zu den Streitern seines Volks gesellen; sein Entschluß kommt aber zu spät. Auch Thusnelda und Hermanns Mutter ließ Schlegel am Befreiungskampfe thätigen Anteil nehmen und die erstere dabei in Lebensgefahr geraten, woraus sie ihr Bruder errettet; so gestaltete er dramatisch geschickt die Teilnahme Siegmunds an der Schlacht, welche Tacitus nur allgemein angedeutet hatte, bei der endgültigen Ausarbeitung seines Trauerspiels aus.

Durch diese mannigfachen Episoden und Einzelzüge belebte er zwar nach Kräften seine Darstellung; wahrhaft dramatisch vermochte er den von Grund aus epischen Stoff nicht zu machen. Hermann selbst ist bei ihm so wenig ein tragischer Held als bei irgend einem der späteren Dichter unsers Volkes, die sich die gleiche Aufgabe stellten. Hermann, der Sieger in der Schlacht, der Befreier seines Volkes, steht allerdings bei Schlegel schließlich auch an der Bahre des im Kampfe gefallenen Vaters. Dieses Motiv ist aber keineswegs bedeutend genug verwertet, es ist vor allem nicht in einen inneren, ursächlichen Zusammenhang mit Hermanns vaterländischer That gebracht, so daß dadurch die Siegesfreude am Schlusse des Dramas irgendwie getrübt würde. Bewunderung erwecken uns mehrere Personen und Situationen des Stücks, tragisches Mitleid keine. Aber auch abgesehen von diesem Grundmangel des Stoffes, fehlt dem Trauerspiel zur dramatischen Vollkommenheit sehr viel. Eine tiefe, individuelle Charakteristik vermißt man ziemlich bei allen Personen, am meisten bei Segest; hier bleibt alles schablonenhaft allgemein oder äußerlich. Ebenso entbehrt das Drama einer wirklichen bedeutenden und wechselreichen Handlung. Auf der Bühne wird nur erzählt und überlegt, überhaupt viel Schönes gesprochen; hinter der Bühne geschieht freilich manches, aber ohne genügend motiviert, sogar ohne immer innerlich begründet und organisch mit dem Ganzen verbunden zu sein. Auch da that die französische Technik, welche alle gewaltsamen Handlungen, namentlich alle Katastrophen hinter die Kulissen verlegte, dem dramatischen Gehalte des Stücks schlimmen Eintrag. Singsagen verstand es Schlegel meisterlich, im Einzelausdruck und in

der Versifikation sich alle Vorteile der großartigen, pomphaften, sentenzenreichen und zugleich epigrammatisch scharf zugespitzten Rhetorik der französischen Tragödie anzueignen. Alle Gottschedische Unbeholfenheit war jetzt verschwunden. Schon Mendelssohn, der, keineswegs blind für die Fehler des „Hermann“, doch nach dieser Seite das Drama unbedingt lobte (im 311. Litteraturbrief), bemerkte dazu richtig erklärend: „Die Poesie des Herrn Schlegel war, wie es scheint, mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft, reicher an Betrachtungen und Sittensprüchen als an Gemälden und Empfindungen.“ Vielleicht zog der Dichter gerade deshalb den „Hermann“, wie er dem anders denkenden Gottsched eingestand, allen seinen dramatischen Stücken vor.

Aufgeführt scheint das Drama nicht eben oft worden zu sein, zuerst auf der Neuberschen Bühne in Leipzig, in derselben Stadt noch 1766 bei der Einweihung des neuen Theaters, und damals war der junge Goethe unter den Zuschauern. Um dieselbe Zeit (1769) wurde es auch ins Französische überetzt, von Bauwin, und 1772 aufgeführt, doch ohne nachhaltigen Beifall.

Schlegels Übersiedlung nach Dänemark und die dortigen dem Theater ungünstigen Verhältnisse bewirkten nach dem Abschluß des „Hermann“ eine mehrjährige Unterbrechung seiner dramatischen Thätigkeit. Erst 1746 im Sommer, als er auf dem Lande bei Kopenhagen weilte, arbeitete er ein neues Trauerspiel aus, dessen Stoff er der dänischen Geschichte entlehnte, „Ranut“. Es erschien 1747 in seinen „Theatralischen Werken“ und wurde in Deutschland wie in Dänemark sehr beifällig aufgenommen, sogleich 1747 von Jakob Graae schlecht ins Dänische und von zwei weiter nicht genannten Grafen ins Französische überetzt und auf den deutschen Bühnen lange mit Vorliebe gespielt. Als seine Quelle bezeichnete Schlegel selbst das zehnte Buch der Geschichte des Sazo Grammaticus, dessen Erzählung er aber mit dichterischer Freiheit erweiterte und veränderte. Dabei war wieder seine französische Anschauung von der Tragödie vielfach maßgebend. Streng wahrte er wieder die Einheit des Ortes, äußerlich ebenso die der Zeit, obgleich man in dem ganzen Drama eigentlich gar nicht an den Ablauf bestimmter Zeiträume erinnert wird. Wie in der „Lucretia“, liegt auch im „Ranut“ die Hauptschuld, durch die sich Ulfo, der Unterbefehlshaber und Schwager Ranuts II. (1016—1035), an seinem König vergangen hat, weit vor dem Anfang des Stücks. In diesem erblicken wir nur die Folgen jener Schuld, die allerdings durch ein neues Verbrechen, eine neue Treulosigkeit Ulfos verhängnisvoll gesteigert werden. Die wirkliche Haupthandlung in dem Trauerspiel ist also wieder dürftig, wie meistens bei Schlegel. Eine Liebesepisode in französischer Manier zwischen Ulfos Gemahlin Estrithe und dem seinem König treuen, ihr nur durch Ulfos listigen Betrug entfremdeten Godewin ist mehr angedeutet als ausgeführt und veranlaßt nur eine kleine Nebenhandlung (Ulfos Zweikampf mit Godewin). Die Charakteristik ist viel bedeutender als im

„Hermann“, gleichwohl aber nicht über den Tadel des Allgemeinen, Schablonenmäßigen erhaben. Streng genommen, fehlt dem Drama der tragische Held. Also handelt zwar verhältnismäßig am meisten; in seinem Innern mangelt aber jeder tragische Konflikt. Sein Schicksal erregt Bewunderung oder Abscheu, aber nicht Mitleid oder Furcht. In Kanuts Seele hingegen liegt ein tragischer Konflikt: der Staatsverräter, den er als König verurteilen muß, ist ein Held, der sich früher um ihn oft verdient gemacht hat, der noch seinem Herzen nahe steht; er ist zugleich der Gemahl seiner innig geliebten Schwester. Aber auch diese Motive hat Schlegel nicht nach ihrer vollen Bedeutung ausgenützt, den Kampf in der Seele des Kanut nicht überzeugend groß und mächtig dargestellt. Handelnd tritt Kanut fast nirgends auf. Dagegen kann er in seiner versöhnlichen Milde vielfach als ein Abbild des Friedensfürsten Friedrich V. gelten, dem Schlegel auch sein fertiges Trauerspiel mit Versen, die diese Charakterähnlichkeit deutlich betonten, zueignete. Zweifellos ist „Kanut“ die beste Tragödie unseres Dichters; auch in der künstlerischen Behandlung der Sprache und des Verses war derselbe hier seit dem „Hermann“ fortgeschritten. Statt allgemeiner Sittensprüche boten seine Reden jetzt mehr einen konkreten, aus der geschichtlichen Situation unmittelbar sich ergebenden Inhalt dar; seine Verse waren leicht, scheinbar mühelos gebaut, dabei das antithetische Element der ganzen Redeweise auch durch das Metrum zur kräftigsten Wirkung gebracht.

Aus Studien über die älteste nordische Geschichte erwuchs dem Dichter in der letzten Zeit seines Lebens noch der Entwurf zu einem unvollendeten Trauerspiel „Gothrika“, dessen Quelle bis jetzt noch nicht aufgefunden worden ist. Die drei Aufzüge, die davon in Prosa nahezu vollständig vorliegen, zeichnen sich vor allen früheren Tragödien Schlegels durch den raschen und kräftigen Gang der Handlung aus, die zudem reicher als sonst bei unserm Dichter entwickelt erscheint. Ein eigentlicher tragischer Konflikt fehlt zunächst zwar noch, doch mochte dieser den beiden letzten Akten aufgespart worden sein; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Schlegel hier von der Regel der ständigen fünf Aufzüge einer Tragödie abgewichen wäre. Auch deutet die breite Anlage der ersten Szenen auf eine gleichmäßig breite Darstellung der Peripetie und Katastrophe. Sicherlich sollte bei der Ausführung des Entwurfs auch wieder der gereimte Alexandriner in sein verzährtes Recht eintreten. Von den handelnden Personen sind manche, besonders die Bösewichte, noch ziemlich schablonenhaft charakterisiert; doch finden sich dazwischen schon mehrere kraftvoll bezeichnende Züge individuell ausgedrückt. Die Titelheldin mahnt wieder, wie Kanut, durch ihre Friedensliebe und aufopfernde Fürsorge für das Wohl ihrer Untertanen an Friedrich V.

Neben diesem Entwurf begann Schlegel zu Sorö eine freie, besonders mehrfach verkürzende Übersetzung eines Trauerspiels von William Congreve, „Die Braut in Trauer“ („The mourning bride“, 1697 aufgeführt).

Das englische Original, ein Intriguenstück mit ziemlich verwickelter Handlung, ohne große tragische Konflikte, hatte keinen hervorragenden dichterischen Wert. Bedeutend war Schlegels Übersetzung, von der etwa anderthalb Aufzüge fertig vorliegen, auch nur durch die neue metrische Form: zum ersten Mal tauchte hier im deutschen Drama der reimlose fünffüßige Iambus der englischen Tragödie auf, sogleich mit großer Kunst und Gewandtheit behandelt und namentlich durch musikalischen Wohlklang dem Ohre sich einschmeichelnd. Die Wahl des neuen Verses führte auch zu Neuerungen im sprachlichen Ausdruck: die pathetische und gelegentlich epigrammatische Rhetorik der Alexandrinertragödie machte einer einfacheren, natürlicheren Sprache der unmittelbaren Empfindung Platz.

Später als mit seinen Trauerspielen trat Schlegel mit Lustspielen hervor, schritt aber auf diesem Gebiet auch ungleich rascher von den ersten, dichterisch wenig bedeutenden Versuchen zu künstlerisch hochehrwürdigen Leistungen fort, den besten komischen Erzeugnissen der ganzen Gottschedischen Schule, ja überhaupt den besten deutschen Lustspielen vor „Minna von Barnhelm“. Er begann 1741 mit einem frischen, witzigen Nachspiel, das in Leipzig mit Beifall gegeben, von ihm selbst aber sehr geringschätzig beurteilt und deshalb nicht des Druckes gewürdigt wurde, „Die entführte Dose“. Die paar Szenen daraus, die sein jüngster Bruder aus seinem Nachlasse mitteilte, zeigen eine einfache, recht geringfügige Handlung, ziemlich oberflächliche Charaktere, die nach alter Weise schon in ihren Namen ein Aushängeschild ihrer hauptsächlichsten Eigenschaften haben, überhaupt viel Unbedeutendheit und alte Manier, aber auch viel muntere, übrigens harmlose Kritik. Merkwürdig ist der Einfall des jungen Dichters, in diesem ersten komischen Versuch den antiken Trimeter (ohne Reime, mit regelmäßiger Cäsur nach der fünften Silbe) anzuwenden. Der den Deutschen damals noch ganz ungewohnte Vers ist mit großem Geschick streng, ohne alle metrischen Freiheiten und Auflösungen und doch auch ohne jeden fühlbaren Zwang gebildet.

Noch in demselben Jahr 1741 schrieb Schlegel sein erstes größeres Lustspiel in Prosa, „Der geschäftige Müßiggänger“, zuerst „Vieles und doch nichts“ betitelt, 1743 in der „Deutschen Schaubühne“ gedruckt. Er arbeitete hier noch ganz in der Manier eines richtigen Gottschedianers, nur daß er, wie Gellert, durchaus Personen des deutschen Mittelstandes abzuschildern suchte. Er zeichnete diese Charaktere mitunter auch recht treu nach dem Leben, doch meist etwas karikiert. Dem eigentlichen Titelhelden stellte er glücklich einen äußerlich von ihm ganz verschiedenen Charakter gegenüber, der im Grunde doch nur eine andere Spielart des gleichen geschäftigen Müßiggangs darstellt. Sonst zeigen die zahlreichen Personen des Stücks eine ziemlich große Mannigfaltigkeit der Charakteristik, weniger freilich ungezwungene Natürlichkeit und Frische. Eine gewisse Einseitigkeit ist ihnen allen gemeinsam; wie die meisten Figuren der sogenannten hohen französischen Komödie sind sie nur lebendige Beispiele einer einzigen mora-

lischen Eigenschaft, neben der die mannigfachen andern Eigenschaften, die doch ein jeder Mensch in seinem Wesen vereinigt, gar nicht zum Vorschein kommen. Von einer innern Entwicklung ist dabei nicht die Rede. Unverändert wie die Charaktere Regnards, den die deutschen Lustspieldichter jener Zeit sehr schätzten, steht der geschäftige Müßiggänger am Schlusse des Stücks. Im einzelnen hat Schlegel manches der „Fausse Agnès“ des Destouches oder den „Précieuses ridicules“ des Moliere, aber außer dem endgültigen Titel nichts dem „Stundenslöse“ Holbergs, den er erst 1743 kennen lernte, nachgebildet. Aus Molieres „Misanthrope“ (II, 4) schöpfte er vielleicht auch die erste Idee seines Lustspiels. Hier beschreibt nämlich Celimene unter anderm den Charakter des Timante:

[Qui] sans aucune affaire est toujours affairé.

Die Handlung des fünftätigen Stücks ist trotz aller Geschäftigkeit, die auf der Bühne herrscht, dürftig und schreitet langsam vorwärts. Dagegen ist die Einheit des Ortes und der Zeit zwar gelegentlich durch kleine Kunstgriffe, aber stets geschickt gewahrt. Dem Dialog aber, der hie und da eine schwache Wendung zur Satire nimmt und statt echten Witzes nur bisweilen einige Kalauer aufweist, fehlt trotz äußerlicher Beweglichkeit nahezu alles, was uns über die inneren Längen des Werkes hinwegtäuschen und vor der dadurch bedingten Langweiligkeit der Lektüre schützen könnte. Mendelssohn (im 312. Litteraturbrief) und Lessing (im 52. Stück der „Dramaturgie“) haben deshalb den schärfsten Tadel über das Lustspiel ausgesprochen. Gottsched hatte mehr Anstoß an den zahlreichen Meißner Provinzialismen Schlegels genommen. Uns fallen dieselben heute nicht mehr so sehr auf, da unser Hochdeutsch weniger einseitig als das Gottscheds ist und speziell aus den verschiedenen Mundarten Deutschlands mancherlei Bereicherung empfangen hat.

Sein folgendes Lustspiel, „Die Pracht zu Landheim“, 1742 zuerst in gereimten Alexandrinern begonnen, dann in Prosa ausgearbeitet, verbrannte Schlegel, als sein Vater darin zu deutliche satirische Abschilberungen bestimmter Personen und Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in seiner unmittelbaren Nähe erblickte. Doch geben uns größere Bruchstücke des Werkes, die sich im Nachlaß des Dichters vorfinden, hinreichenden Aufschluß über dessen Inhalt und litterarische Bedeutung. „Die Pracht zu Landheim“ bezeichnet jedenfalls einen beträchtlichen Fortschritt gegen den „Geschäftigen Müßiggänger“. Sie ist unverhältnismäßig reicher an Witz, an echten komischen Situationen, an treffender Satire, welche meistens den prahlerischen, aber vermögenslosen oder geizigen Landadel geißelt, aber auch sonst allerlei Schwächen der Deutschen streift, den lächerlich verschörfelten Kanzleistil, die Nachäffung französischer Sitten und Unsitten, ja selbst die plumpe Nachahmung der unverhöferten Natur, für die vereinzelt Ästhetiker und Kunstkritiker damals eintraten. Die Hauptcharaktere sind glücklich gezeichnet, teils, wie es scheint, nach lebenden

Modellen aus Schlegels Bekanntschaft, teils nach litterarischen Vorbildern. Hat auch die angebliche Französin Lisette mit der „Hausfranzösin“ der Frau Gottsched erfreulicher Weise nicht viel gemein, so mahnen doch mehrere Züge im Charakter des aus Paris zurückkehrenden Junkers Berthold an Holbergs „Jean de France“, der 1740, von Detharding übersezt, im zweiten Teil der „Deutschen Schaubühne“ erschienen war und in vielen Einzelheiten, auch des Ausdrucks, ersichtlich auf Schlegels Stück einwirkte. Seinem Einfluß ist vielleicht nicht am wenigsten die Lebendigkeit, Frische, Knappheit und Kraft zu verdanken, wodurch sich die Prosa dieses Lustspiels vor der des vorausgehenden auszeichnet. Am schwächsten ist wohl die eigentliche Handlung ausgefallen. Sie rückt oft kaum über die bloße Schilderung von Zuständen hinaus. Dazu fehlt dem, was man etwa noch als dramatische Handlung bezeichnen könnte, die innere Einheit; denn Junker Berthold scheint im Verlaufe der Arbeit das Interesse des Dichters so an sich gefesselt zu haben, daß dieser seinen ursprünglichen Entwurf, in welchem nach allem Anscheine die Landedelfrau und nicht ihr Sohn die Hauptrolle spielen sollte, mehrfach umgemodelt haben dürfte. Durch eine Eigentümlichkeit unterschied sich „Die Pracht zu Landheim“ vorteilhaft von den meisten Lustspielen, die damals Deutschland aufzuweisen hatte: Schlegel stellte keine Liebesintrigue in den Mittelpunkt des Stückes, sondern ließ es, nachdem er schon im „Geschäftigen Müßiggänger“ die Liebeshandlung nicht allzu bedeutsam hervorgehoben hatte, hier gar bei einigen Nebenscenen voll scherzhaft tändelnder Galanterie bewenden.

Noch vor seiner Abreise aus Deutschland (1743) entwarf Schlegel ein fünftaktiges Lustspiel „Die drei Philosophen“, dessen erste Scenen er in gereimten Alexandrinern ausarbeitete. Es sollte am Hofe des Dionysios zu Syrakus spielen und dort den Platon, Diogenes und Aristipp, die wechselsweise auf den Tyrannen Einfluß gewinnen, vorführen. In der Gegenüberstellung der drei verschiedenen philosophischen Charaktere und ihrer Lehren sollte vermutlich der Schwerpunkt der Komik liegen; vielleicht dachte der Verfasser auch durch gewisse Widersprüche zwischen den Lehren und dem Leben seiner Philosophen, die er aufdecken wollte, eine humoristische Wirkung zu erzielen. Das dürftige Scenarium giebt über den geplanten Verlauf des Stückes, das augenscheinlich unter dem Einflusse des „Démocrate“ von Regnard entstand, nur wenig Aufschluß; deutlich zu erkennen ist jedoch, daß Platon zuletzt über die Intriguen, die seine Gegner am Hofe wider ihn anstrengen, siegen sollte. 1747 dachte Schlegel auf das wiederholte Drängen seiner Freunde hin noch einmal an die Fortsetzung des Fragments; aber es blieb auch jetzt bei dem frommen Wunsche.

In Dänemark entstand zunächst ein prosaischer Einakter, „Der gute Rat“, der in der Zeitschrift „Der Fremde“ am 9. und 16. November 1745 gedruckt erschien. Schon diese Bestimmung des kleinen Lustspiels für eine moralische Wochenschrift führte dazu, daß Schlegel die sittlichen Tendenzen

desselben stärker hervorhob als die Komik. Witz im einzelnen fehlt dem Stück nahezu ganz. Die Entwicklung geht rasch vor sich, ist aber höchst einfach und im ganzen kaum dramatisch zu nennen. Die Charaktere sind überaus einseitig ausgebildet, der Dialog mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit geführt. Auf das ganze Stück übte Holberg den deutlichsten Einfluß aus; namentlich ist Raadsfaß ein ganz Holbergischer Charakter. Von einzelnen Lustspielen des dänischen Dichters scheint Schlegel hier am meisten „Den bonnette Ambition“ benützt zu haben.

Aus Leipzig hatte Schlegel unter anderm den Entwurf eines fünf-aktigen Lustspiels „Der Geheimnisvolle“ mitgebracht, dessen Grundidee er aus denselben Versen des „Misanthrope“ geschöpft hatte, denen er auch den Grundgedanken des „Geschäftigen Müßiggängers“ entnommen haben mag. Damals aber wußte er des Stoffes nicht Herr zu werden, weil er mit Recht fürchtete, den Charakter des Geheimnisvollen unzustofsen, wenn er ihm einen Vertrauten beigebe, dem er sich völlig eröffne; ohne einen solchen Vertrauten aber schien ihm die ganze Handlung allzu dunkel zu bleiben. Erst 1746 in Kopenhagen nahm er den Plan wieder auf, gestaltete ihn aber vollständig um und vollendete jetzt das Drama, das 1747 in seinen „Theatralischen Werken“ einen Platz fand. In mancher Hinsicht kann das Stück gewissermaßen als eine verbesserte Auflage des „Geschäftigen Müßiggängers“ gelten. Der karikaturhaft übertriebene Charakter der Hauptperson, einseitig und bis zum Schluß unverbesserlich und ohne Entwicklung gleich dem Titelhelden in jenem Jugendlustspiel, verdient Lessings herben Tadel im 52. Stück der „Dramaturgie“ vollständig; er wirkt oft kleinlich und läppiſch. Besser, getreuer nach dem Leben und frischer sind die meisten übrigen Personen gezeichnet, besonders die Diener. Die Handlung ist etwas zu dürftig für den großen Umfang des Lustspiels; im einzelnen weist der Aufbau desselben einige Wiederholungen der gleichen Motive und demzufolge stellenweise eine gewisse Einförmigkeit auf. Die Verwicklung der verschiedenen Fäden hingegen ist sehr künstlich und mannigfaltig; auch läßt die glückliche Komik vieler einzelnen Scenen das Interesse des Lesers oder Zuschauers nie erlahmen. Wieder macht sich der Einfluß Holbergs bei der Charakterzeichnung, besonders der Diensthoten, und bei mehreren Einzelzügen der Handlung bemerkbar; namentlich Holbergs „Masterade“ dürfte Schlegels Vorbild öfters gewesen sein. Daneben machte der Verfasser sich die Verkleidungen recht zu nutze, die im italienischen Lustspiel von je gebräuchlich waren und von da sowohl in die französische und dänische wie in die deutsche Komödie gelangten. Schlegels Stück, für die Kopenhagner Bühne bestimmt, wie eine Anspielung auf Kopenhagner Verhältnisse (IV, 4) beweist, erhielt sich in Deutschland lange mit gutem Erfolg auf dem Theater.

Ein eigentümlicher Entwurf einer Tragikomödie, die zugleich als litterarische Satire gelten konnte, beschäftigte den Dichter in den Jahren 1746 und 1747. Er wollte die Geschichte des Gärtners Abdalonymus,

den Alexander zum König von Sidon machte, nach der Erzählung des Curtius (IV, 3) und Justin (XI, 10) dramatisch behandeln. Zu der hohen Würde dieses grunderständigen und untadelhaft gerechten „Gärtnerkönigs“ sollten seine derbe Redeweise und seine unhöflichen Sitten überhaupt einen heitern Gegensatz bilden. Zudem aber sollte die Frau des Abdalonymus, eitler als er, sich einer gezwungen edlen Sprache befleißigen und zu diesem Zweck „das precieuse Wesen der Panthea“ (von Frau Gottsched) und alle die steifen und übel angebrachten hochtrabenden Wendungen der neuen deutschen Tragödie nachahmen — der ehemalige Schüler Gottscheds war in wenigen Jahren zum Parodisten seines einstigen Meisters geworden. Die Anlage des Stückes, die zum Teil auf dem alten Verkleidungsmotiv beruht, mit einfacher, aber theatralisch wirksamer Intrigue, zeigt keine bedeutenden selbständigen Züge; interessant erscheint dagegen das Versmaß der winzigen Fragmente, wieder der reimlose Trimeter des antiken Dramas.

Zur Eröffnung des dänischen Theaters am 18. Dezember 1747 dichtete Schlegel ein inhaltlich unbedeutendes Festspiel in sogenannten vers légers, „Die Langeweile“, das alsbald gedruckt und von einem ungenannten Schriftsteller ohne besondere Kunst ins Dänische übersetzt wurde. In anmutigen und gewandten Versen stellte es unter allegorischen Masken, wie sie bei derartigen Stücken herkömmlich waren, die Vertreibung der Langeweile durch die von Friedrich V. neu begründete Komödie dar und verteidigte das gute Recht der letzteren gegenüber unverständigen oder griesgrämigen Pedanten.

Für das gleiche neue Theater in Kopenhagen schrieb Schlegel 1747 sein bestes Werk, ein einaktiges Lustspiel in gereimten Alexandrinern, das er zuerst „Die Bildsäule“ betiteln wollte, schließlich aber „Die stumme Schönheit“ benannte. Im September war das Stück vollendet; noch in demselben Jahr, 1747, wurde es zu Altona gedruckt; im folgenden Jahre zusammen mit der „Langeweile“ und dem „Triumph der guten Frauen“ als „Beiträge zum dänischen Theater“ herausgegeben. Die erste Anregung dazu scheint der Dichter durch eine Stelle in Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“ bekommen zu haben, der 1746 in den „Bremer Beiträgen“ erschien (vgl. oben Teil I, S. 315). Aber was ihm hier geboten wurde, führte er ganz selbständig mit gutem Humor und unleugbar großem dramatischen Geschick aus. Die Handlung, für einen Einakter reich und verwickelt genug, schreitet rasch und beständig von einer bühnlich wirksamen Scene zur andern fort. Schlegel versteht diese Wirkung noch zu steigern, indem er einige Male die aufeinander folgenden Scenen nach den darin auftretenden Charakteren und demgemäß nach dem ganzen Ton, der darin herrscht, scharf kontrastiert. Anschaulich und wahr gezeichnet und mit individuellen Zügen ausgestattet, stellen uns die mannigfachen Personen des Lustspiels eine ganze Reihe wechselvoller, aber wirklich nach dem Leben gebildeter Charaktere dar. Dazu kommt die meisterliche

Behandlung des Verses und Reims, der ohne jeden Zwang überall die witzigen Pointen des leicht und natürlich, aber sehr grazios geführten, durchaus gesellschaftlich feinen Dialogs schärfer und zugleich zierlicher hervortreten läßt. Dem Drama fehlt nichts, als daß die Sitten darin mehr dänisch als deutsch sind, wie denn auch Schlegel gelegentlich einen dänischen Namen darin bildet. Schon Lessing hob diesen Mißstand, der jedoch bei der ursprünglichen Bestimmung des Stückes für das dänische Theater eigentlich gar keiner war, im 13. Stück der „Dramaturgie“ hervor, gab jedoch dem Werk dabei das Lob, es sei demungeachtet unstreitig unser bestes Original, das in Versen geschrieben sei (noch 1767, zwanzig Jahre nach der Entstehung des Stückes!). Von ausländischen Dichtern, die dem deutschen Verfasser hier zum Vorbilde dienten, ist weniger Holberg als Moliere und Destouches zu nennen. Die „Ecole des femmes“ des ersteren und die „Fausse Agnès“ des letzteren haben auf Schlegels Charakterzeichnung und auf einzelne Wendungen seines Dialogs einen bedeutenden Einfluß ausgeübt; besonders bildete der deutsche Dichter in der humoristischesten Scene seines Dramas (der fünften) mehrere Einzelheiten des Gesprächs geradezu nach dem Muster, das er bei Destouches fand. Das geht so weit, daß z. B. Schlegels Jungwitz ebenso wie Monsieur Desmazuures vor Verzweiflung über die einfältigen Antworten ihrer Partnerin sich den Schweiß von der Stirne wischen. „Et moi tout en eau, je sue de la tête aux pieds“, ruft dieser erschöpft aus: „Mich dünkt, hier ist sehr große Hitze“, bemerkt Jungwitz. Und wenn Frau Praatgern (Scene 4) von ihrer blöden Tochter versichert „Sie glauben's nicht, das Kind hat englischen Verstand“, so erteilt sich bei Destouches Angelique dieses Lob selber (II, 6): „J'ai de l'esprit comme un ange“. Auf dem dänischen Theater scheint „Die stumme Schönheit“ nicht aufgeführt worden zu sein, nachdem die erste Übersetzung des Stückes, die von unbekannter Seite zu diesem Behufe geplant worden war, nicht zu stande kam. Um so länger erhielt sich das Drama, zuletzt meistens in zwei Akte eingeteilt, auf der deutschen Bühne. Eine dänische Übersetzung in Versen begann übrigens auch J. F. Ewald, doch ohne mehr als die ersten Scenen davon zu vollenden.

Auch sein letztes Lustspiel bestimmte Schlegel ursprünglich für die dänische Bühne, ja ausschließlich für diese, während hernach das Stück, dessen geplante Übersetzung ins Dänische wohl nie zu stande kam, sich eines langen Lebens auf den deutschen Theatern erfreute. Es entstand 1747 unmittelbar nach der „Stummen Schönheit“ und sollte zuerst „Der strenge Chemann“, dann „Der Chemann nach der Mode“ betitelt werden, bis es 1748 unter der Überschrift „Der Triumph der guten Frauen“ gedruckt wurde. Die Charakterzeichnung hier übertrifft an Feinheit, Sorgfalt und psychologischer Tiefe Schlegels frühere Versuche auf diesem Gebiete weitaus. Zum ersten Mal zeigt uns der Dichter während seines Dramas eine innere Entwicklung seiner Charaktere, eine moralische Besserung

derselben, die er wenigstens folgerichtig Schritt für Schritt uns vorführt, wenn er auch in dem einen oder andern Falle uns nicht ganz von ihrem bleibenden Wert überzeugen kann. Die Sitten des Dramas sind freilich auch hier ausländisch — französisch oder englisch — und uns Deutschen zum Theil sogar anstößig. Die Handlung leidet bei aller unbestreitbaren Friihe und Beweglichkeit im einzelnen wieder an einer gewissen Eintönigkeit: sie ist viel zu arm, um auf fünf lange Akte ausgedehnt zu werden. Die Darstellung ist deshalb öfters etwas breit; der leichte, gewandte Ton der feinen Conversation ist aber vorzüglich getroffen; der Witz im einzelnen ist seltener als in der „Stummen Schönheit“ geworden. Die Einheit des Ortes und der Zeit ist äußerlich gut gewahrt. Gegen die Einheit der Handlung läßt sich nichts einwenden, obwohl im Grunde zwei Handlungen parallel nebeneinander herlaufen; denn beide sind durch eine verwandte Idee innerlich verbunden und durch die gegenseitige Teilnahme der handelnden Personen an ihren verschiedenen Schicksalen auch äußerlich durcheinander verschlungen. Übrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß anfangs von den beiden Paaren, die jetzt im Mittelpunkt des Lustspiels stehen, das eine (Agenor und Juliane) einseitiger hervortrat. Der erste Titel des Stückes deutet darauf hin, ebenso Schlegels Angabe, daß er von Richard Steeles „Zärtlichem Ehemann“ („The tender husband or the accomplished fools“ 1703) die erste Anregung zu seinem Werk erhalten habe; denn hier waren ihm nur für die Behandlung des Verhältnisses zwischen Agenor und Juliane brauchbare Motive dargeboten. Für sein anderes Paar (Mitander und Philinte-Hilaria) bildete er dem Marivaux einzelne Züge nach, insbesondere aus dessen Lustspielen „Le petit-maitre corrigé“ und „Le triomphe de l'amour“. Holberg galt ihm höchstens für die Ausführung der Rolle des Dieners Heinrich als Muster. Die Zeitgenossen sparten das Lob dieses letzten Lustspiels Schlegels nicht; noch Mendelssohn und Lessing, der es die beste deutsche Komödie nannte, stimmten in diese hohen Beifallsäußerungen ein. Wir stellen heute „Die stumme Schönheit“ unbedingt höher. Hier konnte Schlegel im engen Rahmen leichter erreichen, was er bei dem großen Umfang des späteren Stückes zum Theil doch vergeblich erstrebte, eine künstlerische, harmonische Durchbildung von Form und Inhalt, rastlosen Fortschritt der Handlung und klare, treue Zeichnung der Charaktere verbunden mit Witz, Anmut und poetischer Formen Schönheit des stilistischen Ausdrucks.

Im innigsten Zusammenhange mit Schlegels dramatischen Dichtungen, zum Theil durch diese in ihm erst völlig gereift und geklärt, sind seine ästhetischen und dramaturgischen Schriften. Nachdem er schon 1739 in einem wissenschaftlichen Brief an seinen Bruder Johann Adolf, aus welchem mit Recht in seinen Werken 1764 ein Auszug mitgeteilt wurde, in dem langjährigen Streit über den Vorzug der antiken und modernen Dichter entschieden sich auf die Seite der alten Tragiker gestellt

und dabei die Ansichten Perraults und St. Evremonds kurzer Hand abgewiesen hatte, verfaßte er in den folgenden Jahren verschiedene rein theoretische oder litterarisch-kritische Aufsätze, die größtentheils in Gottscheds Zeitschriften gedruckt erschienen, zum Theil auch äußerlich durch Lehrsätze Gottscheds oder durch Vorgänge im Kreise seiner Schüler und litterarischen Freunde angeregt wurden, sehr bald aber verrieten, daß ihr jugendlicher Verfasser mehr und mehr eine freie Stellung gegenüber dem Leipziger Litteraturdiktator einnehme, ohne deshalb in das Lager der Züricher Feinde überzugehen. Vielmehr wahrte Schlegel seine Selbständigkeit zwischen beiden Parteien, indem er zugleich vermöge seiner Verbindung von wahrhaft philosophischer und dichterischer Anlage beide als Ästhetiker übertraf. Zu diesem eignen Talente gesellte sich bei ihm ein eifriges, fruchtbares Studium der deutschen und der französischen philosophischen, speziell ästhetischen Schriften der letzten Jahrzehnte. Leibnizische Ideenkehrten gelegentlich bei ihm wieder; Christian Wolff lieh ihm zwar inhaltlich nichts, aber formal viel: die „demonstrativische Lehrart“ lernte Schlegel von ihm. Namentlich aber wurden französische Kunsttrichter seine Gewährsmänner, denen er mitunter nicht nur die Gedanken, sondern auch den bestimmten Ausdruck derselben nachbildete, zumeist der Abbé Claude François Fraguier (1666—1727), dessen Abhandlungen die Pariser Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften in ihrer „Histoire“ und in ihren „Mémoires de littérature“ veröffentlichte, daneben andere Mitarbeiter dieser Werke, Batry, Massieu, Sallier, Quincy, St. Marc, Houdart de la Motte und andere. Auch die Schriften des holländischen Gelehrten G. J. Vossius dienten ihm öfters als Quellen; anderes stammte in letzter Linie aus den Vorlesungen oder litterarischen Äußerungen Christs und Kästners in Leipzig. Die Benützung dieser zahlreichen Quellen erklärt zwar manche Anschauungen Schlegels, die durch ihre ungewöhnliche Bedeutung uns im höchsten Grade überraschen müßten; sie thut jedoch seinem Ruhme keinen Eintrag. Mit ebenso großem philosophischem Scharfsinn als seinem Kunstgeschmack wählte der junge Dichter vielmehr aus der Fülle der mannigfachen Anschauungen und Theorien, die ihm in der französischen und deutschen Litteratur vorlagen, gerade diejenigen aus, welche ihm nach seiner dichterischen Anlage und insbesondere nach seinem dramatischen Talent als die natürlichsten und richtigsten erscheinen müßten. Doch band er sich dann selber in seiner poetischen Thätigkeit nicht sklavisch an die Grundsätze, die er einmal ausgesprochen hatte, auch hierin Lessing ähnlich, der gleich ihm manche äußerliche Regel der französischen Dramatik theoretisch bekämpfte, als bloß zufällig und nebensächlich nachwies und praktisch doch befolgte.

So verteidigte Schlegel 1740 gegen einen der unselbständigsten Gottschedianer, Gottlob Benjamin Straube, die Komödie in Versen. Straube, der sich überall auf Gottsched unmittelbar stützte, verwarf die Verse im Lustspiel, weil sie ihm gegen sein Prinzip der gemeinsten Naturnachäfferei und gegen die daraus folgende Wahrscheinlichkeit zu verstoßen

schienen. Mit leichter Mühe wies Schlegel diese Angriffe auf die gereimte Komödie ab, benutzte aber zugleich schon jetzt die Gelegenheit, sein neues Kunstprinzip von der Nachahmung anzudeuten. Als Endzweck der Dichtkunst setzte er einzig und allein das Vergnügen voraus, ohne des Nützlichkeitsprinzips der Wolffschen Schule auch nur zu gedenken. Dieses Vergnügen beruht auf der Ähnlichkeit (Übereinstimmung der Verhältnisse bei den korrespondierenden Teilen), nicht aber auf der Gleichheit des Nachbildes mit dem Urbild. Schlegel verlangte, daß der Künstler, statt nur die rohe Wirklichkeit selbst vor uns hinzustellen, nach idealer Gestaltung derselben ringe. Was er hier zuerst allgemein andeutete, suchte er in den beiden folgenden Jahren breiter auszuführen und tiefer zu begründen. Am 2. Dezember 1741 hielt er in der Gottschedischen Rednergesellschaft einen Vortrag darüber, daß die Nachahmung der Sache, die man nachahmt, zuweilen unähnlich werden müsse, und 1742 arbeitete er, im Verfolgen dieser Gedanken vermutlich neu bestärkt durch eine Stelle in Breitingers Schrift über die Gleichnisse, die große Abhandlung von der Nachahmung aus, in zwei Abschnitten mit vierundzwanzig Paragraphen. Er griff darin gelegentlich geradezu zurück auf den Aufsatz über die gereimte Komödie und erörterte eingehend die verschiedenen Fragen der künstlerischen Nachahmung. Während Gottsched herzlich unbeholfen und auch die Schweizer mehr äußerlich zumeist auf die nachzunehmenden Stoffe des Dichters ihr Augenmerk richteten, blickte Schlegel philosophisch tiefer auf die Form und den Zweck der künstlerischen Nachahmung. Edles Vergnügen zu erwecken, nicht aber zu unterrichten, auch nicht durch übertriebene Ähnlichkeit, die fast Gleichheit wird, zu täuschen, bezeichnete er als die Aufgabe der Kunst, und schon deutete er, unsern größeren Dichtern und Ästhetikern bis auf Goethe vorarbeitend, die Erkenntnis an, ohne sie freilich schon klar auszusprechen, daß die Kunst sich selbst Zweck sei. Wenige Jahre nach seiner Abhandlung erschien 1746 *Batteux' Werk* „*Les beaux arts réduits à un même principe*“, viel oberflächlicher und äußerlicher, aber vielleicht zunächst praktisch anwendbarer als Schlegels Schrift, indem es wieder statt auf die Art, vielmehr auf das Vorbild der Nachahmung hinwies. Gleichwohl schlug diese Theorie, die überall rasch verbreitet und in Deutschland gar durch Schlegels Bruder Adolf schon 1751 übersetzt wurde, die ungleich tiefere Lehre des deutschen Ästhetikers aus dem Feld, um erst nach zwei Jahrzehnten durch Lessing und die von seinem Geist angehauchten Kunsttrichter wieder beseitigt zu werden.

Zu diesen rein theoretischen Abhandlungen gesellten sich 1741 drei halb litterargeschichtliche, halb kritisch-ästhetische Aufsätze, zunächst eine Beurteilung des Trauerspiels „*Herodes der Kindermörder*“ von Johannes Klaj, satirisch gehalten nach dem Muster einer humoristischen Spottschrift von Kästner, vielfach die strenge Abhängigkeit des Verfassers von den Kunstgrundsätzen Aubignacs und Corneilles bekundend, aber als witziger, feuilletonistischer Essay nicht ohne Verdienst. Gleichfalls satirisch,

im ganzen aber nicht eben sehr selbständig und bedeutend, folgte eine Kritik der Komödie „Demofrit“ von Regnard in der dem Boileau nachgebildeten Form eines Totengesprächs; doch benützte Schlegel den einzelnen Fall, um allgemein gültige Grundsätze dabei auszusprechen, und gab so der (freilich nicht unantastbaren) Forderung Ausdruck, daß der Dichter bei dem geschichtlichen Lustspiel mit derselben Treue und Genauigkeit wie beim geschichtlichen Trauerspiel verfare. Ungleich bedeutender war die „Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs“, veranlaßt durch Kaspar Wilhelm von Borcks gereimte Übersetzung des „Julius Cäsar“ (Berlin 1741). Aus den paar Worten, welche frühere deutsche Schriftsteller dem großen englischen Dramatiker hin und wieder gewidmet hatten, kannte Schlegel kaum mehr als den Namen Shakespeares; doch dürfte er schon, bevor er Borcks Übertragung las, durch den „Spectator“ und durch Voltaires Drama „La mort de César“ (1736) etwas tiefer in die Dichtungen des Engländers eingeführt worden sein. Im Gegensatz zu Gottsched und seinen urteilsunfähigen Anhängern, die nur das klassische Drama Frankreichs zu begreifen vermochten, gelang es ihm, zum ersten Mal in Deutschland die Großartigkeit der Charakterzeichnung Shakespeares zu erkennen — denselben Vorzug, den er am antiken Drama vornehmlich bewunderte. Auch den Gryphius beurteilte er, hier von Gottsched abhängig, richtiger und wohlwollender als manche Zeitgenossen, die, wie Breitinger, ihn fast dem Lohenstein gleich stellten. Sorgfältig und gerecht suchte er die Vorzüge und Fehler der beiden Dichter gegen einander abzuwägen, den größten englischen mit dem größten deutschen Dramatiker vorurteilslos zu vergleichen — vorurteilslos für seine Zeit, in der eine solche Erhebung Shakespeares schon ein Wagnis schien; dreißig Jahre später hätte die junge Dichterschule das Unterfangen, Gryphius ebenbürtig neben Shakespeare zu stellen, mit Hohn und Entrüstung abgewiesen. Doch auch hier strebte Schlegel wieder nach allgemein gültigen Ergebnissen: er untersuchte das Verhältnis des dramatischen Dichters zur Geschichte und gestand, obwohl er keineswegs der Phantasie alle Zügel schießen lassen wollte, doch dem Poeten für seine künstlerischen Zwecke, zumal für die dramatische Ausgestaltung seiner Charaktere eine größere Freiheit gegenüber den Thatsachen zu. Shakespeares Einwirkung auf Schlegel scheint aber in den folgenden Jahren noch stärker geworden zu sein; die Abhandlung von der Nachahmung empfahl geradezu gewisse Kunstgriffe des Elisabethanischen Dichters den deutschen Dramatikern.

Die Übersiedlung nach Dänemark veranlaßte auch in Schlegels ästhetischen Aufsätzen eine mehrjährige Pause: nur entstand 1745 die Vorrede zu einer von ihm und Gärtner gemeinsam unternommenen gereimten Übersetzung des „Glorieux“ von Destouches. 1747 aber traten bald hinter einander drei dramaturgische Abhandlungen ans Licht. Die Sammlung seiner „Theatralischen Werke“ wurde durch eine größere Vorrede eingeleitet, die später unter dem Titel „Von der Würde und

Majestät des Ausdrucks im Trauerspiele“ in seinen gesammelten Werken zum größten Teil wieder abgedruckt wurde. Nicht ungewöhnlich tief, ihrer geistigen Stufe nach nicht über das Niveau der besseren moralischen Zeitschriften erhaben, verlangte diese Vorrede vom tragischen Dichter, daß er sich zunächst aller gemeinen und niedrigen Ausdrücke enthalte, ferner Schwung, Nachdruck, Schönheit und Adel (aber nicht blendenden Glitterprunk) der Gedanken erstrebe. Als seine Quellen für diese Forderungen, die freilich noch ganz zum klassischen Drama Frankreichs stimmten, nannte er selbst Fenelon und namentlich Longin; außer diesen beiden scheint stellenweise noch der Marquis d'Argens (in seinen „*Songes philosophiques*“) und vielleicht auch Pyra sein Vorbild gewesen zu sein. Um dieselbe Zeit, da Schlegel diese Vorrede abfaßte, lenkten die wiedergepflanzten theatralischen Neigungen des Hofes auch seinen Blick auf die Förderung der dänischen Bühne hin. Vielleicht noch zu Ende des Jahres 1746 setzte er ein „*Schreiben von Errichtung eines Theaters in Kopenhagen*“ auf mit einer ganz utopischen Berechnung der Einnahmen und der Kosten eines Theaters, in welchem abwechselnd deutsche und dänische Stücke gespielt werden sollten. 1747 schrieb er dann, wohl auf den Wunsch hochstehender Hofbeamter, seine „*Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters*“. Vorschläge zu einer höheren Bildung der Schauspieler verbanden sich darin mit Vorschlägen für den dramatischen Dichter. Wie vorher schon Du Bos in Frankreich und Bodmer bei uns, drang Schlegel mit allem Nachdruck auf einen nationalen Stoff und Gehalt des Trauerspiels wie des Lustspiels und warf, um dies besser zu veranschaulichen, einen vergleichenden Blick auf das französische und auf das englische Drama, auf den Charakter des französischen, italienischen, deutschen, englischen und dänischen Volkes. Er untersuchte den Zweck und Wert einer echten nationalen Bühne, indem er dabei sich zart an seine Lehrsätze aus der Abhandlung von der Nachahmung anlehnte. Er unterschied fünf Arten von Dramen, nicht mehr, wie die strengen Gottschedianer, nur nach dem Stande der handelnden Personen, sondern nach Ständen und Leidenschaften und rechtfertigte so auch das bürgerliche Trauerspiel, das rührende Lustspiel, kurz fast jede freiere Gattung des recitierenden Dramas. Überhaupt schritt er über die Regeln der französischen Dramatik hier kühn hinaus, ohne jedoch ihren äußeren, praktischen Wert zu verachten. Er suchte sich bei allen seinen Vorschlägen vor stürmischem Übereifer, vor jähem Umsturz des bisher Bestehenden und vor schroffer Einseitigkeit zu hüten. Seine Bemerkungen bezogen sich zum großen Teil ebenso sehr auf das deutsche wie auf das dänische Theater, für das sie zuwörderst bestimmt schienen. Bedeutsam traten besonders noch seine Äußerungen über die Wichtigkeit der tragischen Charaktere hervor, wobei sich schroffer als in seinen andern, von ihm selbst zum Druck beförderten Schriften zugleich der jetzige Gegensatz des Verfassers zu Gottsched offenbarte. Zunächst konnten diese „*Gedanken*“, die in Deutschland lange so gut wie unbekannt blieben, keine große

Wirkung hervorbringen; später aber wies selbst Lessing in der „Dramaturgie“ (Stück 44) bei Gelegenheit mit verdienter Anerkennung auf sie hin.

Neben diesen ästhetischen und dramaturgischen Arbeiten hat Schlegel nach der Sitte seiner Zeit, in der die moralischen Wochenchriften der Engländer und ihre Nachahmungen allerorten in Europa herrschten, auch zahlreiche moralisierende Aufsätze verfaßt, von seinen Studentenjahren an bis in die letzte Zeit seines Lebens. Eine Anzahl derselben wurde erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht. Meist handelte es sich dabei um Tugenden oder Untugenden, Sitten oder Ansitten des gesellschaftlichen Lebens, manchmal auch um Fragen, die an die geschichtliche Forschung anstießen (so die Betrachtung über den Charakter Josephs in Ansehung seiner Aufrichtigkeit). Pietistisch-asketischer Engherzigkeit gegenüber verteidigte Schlegel die harmlosen „sinnlichen Ergänzungen“, z. B. das Tanzen. Eifrig kämpfte er dagegen wider alles gekennhafte Wesen, aber auch gegen jegliche täuschende Verstellung an. Bald sprach er seine Ansichten in ruhig betrachtender und erörternder Form aus, bald rief er die Satire und Ironie zu Hülfe. Am reichsten waren diese erbaulich-lehrhaften Aufsätze in der moralischen Wochenchrift „Der Fremde“ vertreten, die Schlegel 1745/46 ein volles Jahr lang allein verfaßte. Ohne dabei etwas Epochenmachendes zu leisten, wußte er sich doch beständig auf der Höhe der besten moralischen Zeitschriften Englands und Deutschlands zu erhalten. Ihren Ton, ihre Formen, ihren Inhalt bildete er erfolgreich nach. Verhältnismäßig gern bediente er sich der direkten oder indirekten Satire, ließ die Ironie spielen oder seine verschiedenen Charaktere in humoristischen Selbstporträts sich abbildern. Auch hier wieder zog ihn das nationale Moment vornehmlich an. Nicht bloß allgemeine ethische Eigenschaften, sondern lieber noch die Anschauungen, Sitten, Vorzüge und Schwächen der einzelnen Völker betrachtete, erörterte, verglich er, und die Forderungen des äußeren geselligen Lebens behandelte er dabei nicht feltner und nicht oberflächlicher als die Gebote der eigentlichen Moral im engeren Sinn. Namentlich blieb er stets der Rolle eingedenk, die er nach dem Titel seiner Wochenchrift als fremder Beobachter Dänemarks und der Dänen zu spielen hatte. So rühmte er die landschaftlich schöne Umgebung Kopenhagens, feierte (in Prosa und in Versen) freudige Ereignisse im dänischen Volk und Königshause, schilderte vor allem die Sitten der Kopenhagner Gesellschaft. Auf die ältere dänische, überhaupt auf die nordische Sage und Geschichte ging er sorgfältig ein, und besonders aus dem Sarg Grammaticus teilte er mehrmals alte, halb sagenhafte Heldengeschichten mit; auch Hamlets Gestalt tauchte dabei öfters vor seinen Blicken auf. Aber auch aus der „Edda“ und andern altnordischen Quellen schöpfte er und bewegte sich selbst die alten Mythen weiter dichtend unter den Göttern Asgard's. So stellte er z. B. Imir und Loki im lebhaften Zwiegespräch einander gegenüber oder erklärte Mut, Ansehen, Ehre, Schönheit, Putz in einer allegorischen Erzählung als Geschenke Odins und Frickas an das Menschen-

geschlecht. Die gleiche Rücksicht wie der altnordischen Litteratur ließ er der neueren dänischen Poesie angedeihen, und besonders wies er immer wieder auf Holberg hin. Aus seinen Dichtungen übersetzte er gelegentlich ein Stück, Personen derselben griff er als allgemein bekannte Typen heraus, ja manchen Aufsatz schrieb er gewissermaßen als Ergänzer oder Fortsetzer Holbergischer Werke, speziell der „Unterirdischen Reise des Nikolaus Klim“. Holbergs Rat und Wink scheint überhaupt den Herausgeber des „Fremden“ vielfach geleitet zu haben. Auf seinen Wunsch stellte Schlegel denn auch im 48. Stück seiner Zeitschrift einen litterarischen Streit des Bischofs und Profanzlers Pontoppidan mit dem späteren Geheimarchivar und Justizrat Jakob Langebeck, der im „Dänischen Magazin“ Unrichtigkeiten des hochgestellten Kirchenhistorikers wissenschaftlich verbessert hatte und von dem beleidigten Bischof zur öffentlichen Abbitte gezwungen worden war, in satirischer Weise dar und zog sich dadurch gleichfalls die Verfolgung Pontoppidans zu: dieser wühlte so lange am Hofe, bis man dem deutschen Dichter zu verstehen gab, er solle seine Wochenschrift schließen.

Gleichfalls seit den ersten Studentenjahren, ja noch früher, schon in Pforta, versuchte sich Schlegel wiederholt in der epischen und lyrischen Poesie. Im Frühling 1738 feierte er die Vermählung Karls, des Königs beider Sicilien, mit der sächsischen Prinzessin Amalia durch ein kleines Gedicht von vorwiegend epischem Charakter „Bemühungen Zrenens und der Liebe“, das vorläufig ungedruckt blieb. Die Liebe zum Vaterland und zum angestammten Herrscherhaus begeisterte ihn zu diesem Versuch, und in dieser Liebe sah er alle Personen und Verhältnisse am Dresdener Hof im strahlendsten Licht ohne die Mängel, die in Wirklichkeit auf das Land und das Volk ihre finstern Schatten warfen, und schaute zuversichtlich einer rosigten Zukunft entgegen. Der Glanz der Persönlichkeit Augusts III. blendete ihn so, daß er, statt sie zu besingen, schüchtern seine Leier verstummen ließ; aber laut rühmte er zuvor seine treue Vater Sorge für Polen und Sachsen, seine weiße Mühe, das Blut der Deutschen und das der drohenden Russen und Türken zu sparen, und gleich ihm erhob er des Königs ersten Berater, den „leutseligen“ Grafen Brühl. Dichterisch war das kleine Epos unbedeutend, konventionell im Inhalt, arm an Handlung und Erfindung, überall mit Allegorien angefüllt; die Sprache, reich an Bildern und Gleichnissen, verfiel nicht in Trivialitäten, ragte jedoch auch durch nichts über das Mittelmaß hervor.

Höher stand Schlegels zweiter und letzter epischer Versuch, der allerdings Fragment blieb: 1742 und 1743 arbeitete er die zwei ersten Gesänge eines Helbenedichts „Heinrich der Löwe“ aus. Dann erhielt sie Bodmer zur Beurteilung; aber dieser überließ die Kritik lieber seinem jüngeren Freunde Schultheiß. Auch ohne dessen berechtigten Tadel hätte Schlegel wohl das Epos nicht vollendet. Andere Aufgaben schläferien während der ersten Jahre seines dänischen Aufenthaltes sein Interesse an dem Gedicht ein; dann erschien Klopstocks „Messias“, der in allem und

jedem anders und künstlerisch weitaus bedeutender als Schlegels Versuch war, und nun erhielt der große Rivale Friedrich Barbarossa als epischer Held endgültig seinen Abschied. Die Anlage des ganzen Plans von „Heinrich den Löwen“ kennen wir nicht; nur die zwei ersten Gesänge, die der Verfasser vollendete, sind uns erhalten. So sehr uns an ihnen der bedeutende nationale Stoff erfreut, so machen sie doch nirgends den Eindruck der Größe. Die Motive, welche die Handlung in Bewegung setzen, sind zum Teil klein, ja unedel. Daran ist auch die eigentümliche Begrenzung schuld, die Schlegel seinem Stoffe gab. Wie ein französischer Dramatiker begann er seine Darstellung erst mit dem Schluß der geschichtlichen Handlung, nachdem Heinrich von Barbarossa schon besiegt und seine Macht zerstückt ist, mit dem Ausbruch des Kaisers in das gelobte Land. Alles Vorausgehende, also alles, worin sich Heinrichs wirkliche Größe erweist, mußte so durch eingeschobene Erzählung mittels zurückgreifender Motive nachgeholt werden; die Gegenwart aber, die das Gedicht darstellen sollte, war geschichtlich geringfügig gegenüber dieser gewaltigen Vergangenheit. Zu einer rechten Charakterzeichnung konnte es Schlegel auch nicht bringen, da er statt der herkömmlichen Göttermaschinerie, mit der er bei seinem Stoffe nichts anzufangen wußte, die Tugenden und Laster seiner Helden als allegorische Wesen selbständig personifizierte; den Charakteren seiner geschichtlichen Personen wurde durch diese Individualisierung ihrer wichtigsten Eigenschaften alle Farbe genommen. Abgesehen davon, fehlte es der Darstellung durchaus nicht an der nötigen Sinnlichkeit. Sinnlich gut waren namentlich die — im Verhältnis zu dem früheren Versuch sparsamer angewandten — Gleichnisse ausgemalt. Überhaupt gaben dem Dichter seine gründlichen geschichtlichen Studien überall eine feste, sachliche Grundlage, so daß er mit leeren abstrakten Reden oder mit episch ungehörigen Sentenzen nicht übermäßig nachzuhelfen und Lücken der Erzählung auszufüllen brauchte. Seine Sprache war manchmal schwerfällig, niemals niedrig, das ganze Gedicht freilich auch niemals künstlerisch erhebend oder anregend.

Die Universitätsjahre zeitigten denn auch die meisten lyrischen Gedichte Schlegels. Aber nur ein verhältnismäßig geringer Teil derselben wurde gleich damals in Zeitschriften gedruckt; viele wurden erst siebenzehn Jahre nach seinem Tod aus seinem Nachlaß veröffentlicht. Nicht alles ist originell, manches aus Virgil und Horaz, aus Rousseau, aus Metastasio übersetzt, manches aus antiken Sagen, aus Boccaccio oder andern Quellen geschöpft. Auch der dichterische Wert dieser lyrischen Stücke ist verschiedenartig. Die Mehrzahl, namentlich die poetischen Briefe und die sogenannten vermischten Gedichte, auch die Oden, zeigen vielleicht am stärksten den Anhänger der alten Richtung, den Gottschedianer, wenn auch ohne Gottscheds Lächerlichkeit und Trivialitäten. Schlegels Gedanken sind immer edel, seine Sprache immer würdig; aber seine meisten Verse sind ein Erzeugniß des Verstandes, des besonnenen Nachdenkens, nicht der Phantasie oder eines

übermächtigen Empfindens. Auch ist gewöhnlich viel Lehre und viel Moral darin angebracht. Neben den landläufigen Themen der didaktischen Dichter werden auch entlegnere Fragen behandelt. So beweist Schlegel einmal in einem Schreiben an Kästner, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sei; ein anderer poetischer Brief bringt eine halb philosophische Untersuchung von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe. Viele dieser Episteln und Oden gehören vollkommen in die Gattung der Gelegenheitsgedichte im eigentlichsten und äußerlich plumpsten Sinne. Künstlerisch wertvoller sind einige Liebesoden: sie zeigen wenigstens wahre, echte sinnliche Leidenschaft. Auch das eine oder andere kurze Spruchgedicht ist gut gelungen, z. B. „Die Kunst glücklich zu sein“.

Ein Freund des Spottens sein und doch nicht Feinde haben,
 Gern einsam in sich gehn, doch nicht sich selbst begraben,
 Im Lieben voller Glut und dennoch ohne Pein,
 Im Scherz voll Munterkeit und doch bedachtsam sein,
 Der Sorg' entgegengehn und doch sich niemals grämen,
 Dem Weine günstig sein, doch nicht sich übernehmen,
 Nach Ehre sich bemühen, doch ohne Stolz und Dunst:
 Dies ist das größte Glück und auch die größte Kunst.

Von keiner hervorragenden Bedeutung sind ein paar dichterische Erzählungen, welche die bestimmte, am Schluß deutlich beigefügte Lehre sämtlich in das Gebiet der Fabel hinüberweist, sowie mehrere entweder durchaus lyrisch oder durchaus episch gehaltene Kantaten, bei denen alle Absicht des Verfassers auf Stimmungsmalerei, nicht auf Charakteristik geht. Dagegen machen die „Anakreontischen Oden“, fast lauter Liebesgedichte, nur selten durch ein Trinklied unterbrochen, mit ihrer frischen Munterkeit und ihrer echten, natürlich-sinnlichen Empfindung einen gewinnenden Eindruck. Ihr Inhalt ist nicht besonders groß und tief, aber liebenswürdig, die Form äußerst leicht, gewandt, anmutig. Alle diese lyrischen Gedichte, auch die Oden und die Anakreontischen Versuche, sind durchweg gereimt; mit den durch Klopstock erst völlig eingebürgerten antiken Versformen befreundete Schlegel sich nicht: er starb zu bald, um gleich vielen der übrigen Beiträger diesen letzten Schritt von der alten zur neuen Zeit mitzumachen.

Zwölf Jahre nach seinem Tode begann sein jüngerer Bruder Johann Heinrich Schlegel (1724—1780) eine für jene Zeit ganz ausgezeichnete Sammlung seiner meist in Zeitschriften verstreuten Werke in fünf Teilen (Kopenhagen und Leipzig 1761—1770). Die Einleitungen zu den einzelnen Dichtungen Schlegels und die Biographie des Dichters, die der Herausgeber dem fünften Bande beifügte, sind lange Zeit die wichtigste und zwar immer eine reine, ungetrübte Quelle für unsere Kenntnis von Schlegels Leben und Wirken gewesen. Dann ergänzten gelegentlich veröffentlichte Briefe des Dichters unser Wissen (so Briefe an Gottsched bei

Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848; Briefe an Bodmer, mitgeteilt von Johannes Crüger in Schnorrs Archiv, Band XIV, Leipzig 1886, u. a.). Neuerdings haben zwei verdienstvolle Arbeiten ein viel tieferes Eindringen in Schlegels Wesen und Wirken angebahnt, eine schwedische Schrift von Werner Söderhjelm, Om J. E. Schlegel, sårskildt som lustspeldiktare (Helsingfors 1884), der wir hauptsächlich den Nachweis der Quellen von Schlegels Lustspielen verdanken, und noch mehr die nach jeder Seite hin gehalt- und aufschlußreiche ausführliche Einleitung, mit der Johann von Antoniewicz seinen vorzüglichen Neudruck von Schlegels ästhetischen und dramaturgischen Schriften (in Bernhard Seufferts „Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts“ Nr. 26, Heilbronn 1887) ausstattete: hier wird zum ersten Male Schlegels litterarische Persönlichkeit im Lichte der gesamten Geistesbestrebungen seiner Zeit klar und treu dargestellt. Ein drittes Buch, von Eugen Wolff (Berlin 1889), das in den jüngsten Tagen erschien, nachdem diese meine Einleitung schon gedruckt war, enthält eine liebevolle und gewandte Darstellung des gesamten Lebens und Wirkens Schlegels und fördert namentlich unsere Kenntniss seiner rein dichterischen Leistungen mannigfach.

Bei der Auswahl Schlegelscher Werke für unsere Sammlung mußte ich mich auf die dramatischen Arbeiten beschränken. Ich teile von diesen das beste Lustspiel Schlegels, „Die stumme Schönheit“, und sein zwar künstlerisch nicht vollkommenstes, aber litterargeschichtlich für uns Deutsche merkwürdigstes Trauerspiel, „Hermann“, mit. Die Vorreden des jüngeren Bruders zu diesen Dramen glaubte ich weglassen zu dürfen, auch die Auszüge desselben aus den Berichten des Dio Cassius, Vellejus Paterculius, Florus, Tacitus und Sueton über Arminius und die Teutoburger Schlacht, zumal da die letzteren größtentheils schon von Richard Hamel vor der Ausgabe der Klopstockischen „Hermannsschlacht“ (Band 48 von Kürschners Deutscher Nationallitteratur S. 45—52) wieder abgedruckt worden sind. Eben so wenig habe ich die älteren, von dem Druck in der Gesamtausgabe abweichenden Lesarten des „Hermann“ verzeichnet; denn die meisten von ihnen rühren nach der Angabe des Bruders gar nicht einmal von dem Dichter selber her.

Franz Muncker.

H e r m a n n ,

ein Trauerspiel.

Personen.

Hermann, Herzog der Cherusker.	
Sigmar, Hermanns Vater.	
Flavius, Hermanns Bruder.	
Segeſt, ein Fürst der Cherusker.	5
Siegmund, Segeſts Sohn, ein Priester Augusts.	5
Der Fürst der Chauzier.	
Der Fürst der Catten.	
Varus, Prätor in Deutschland.	
Marcus, ein junger Römer.	10
Adelheid, Hermanns Mutter.	
Thusnelde, Segeſts Tochter, Hermanns Braut.	

Stumme Personen.

Sechs Römer, die dem Varus in Ruten gebundene Beile vortragen.	
Einige Catten.	15
Einige Deutschen, die dem Hermann die eroberten Adler und die Waffen nachtragen.	
Der Schauplatz ist ein Hain, mit den Bildern des Thuisfon und Mannus.	

18. Thuisfo und Mannus, nach Tacitus (de Germania, cap. 2) die Stammväter der Germanen, von ihnen göttlich verehrt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Sigmar, Hermann.

Sigmar.

- Nun Hermann, höre zu, und merke mit Bedacht,
Warum dein Vater dich in diesen Hain gebracht.
Sohn, wo dich Hitz' und Mut zu edlen Thaten tragen,
So laß dir deine Pflicht von diesen Bildern sagen.
5 Sei groß, und hebe dich in dieser Helden Zahl!
Hier prangt Thuiskons Bild, hier Mannus' Ehrenmal.
In diesen ist zuerst der deutsche Mut entglommen;
Durch sie sind Großmut, Treu und Ruhm auf uns gekommen.
Der Trieb, der Falschheit flieht, nicht weiche Sitten liebt,
10 Nichts von Gesetzen weiß, und doch die Tugend übt,
Der Ehrgeiz, frei zu sein, und nie verkauft zu leben,
Ist uns von ihnen her, in unsre Brust gegeben.
Zu diesen Helden hat auch dich dein Volk gezählt,
Das heute dich erhebt, und dich zum Herzog wählt.
15 Nun kämpf' ich unter dir erfreut an deiner Seite.
Du siehst, Cheruskien liebt deinen Mut im Streite;
Erfülle drum die Pflicht, die man dir aufgelegt,
Vergnüge das Vertrauen, das jeder zu dir trägt.
Zwei Dinge nimm in acht, die deinem Volke nützen!
20 Du mußt es vor dem Feind und vor den Lastern schützen.
Ich habe diese Welt noch tugendhaft gesehn;
Der Himmel weiß allein, was künftig wird gesehn.
Kom, welches herrschen will, erkaufst sich unsre Fürsten,
Lehrt sie nach Golde sehn und nach der Wollust dürsten.

Die Unschuld wird verjagt, die Einfalt ist verlacht, 25
 Die unsre Väter doch beglückt und groß gemacht.
 Laß uns den Vätern nicht durch Lafter untreu werden!
 Auch nach uns tritt ein Volk in diesen Strich der Erden,
 Das, wenn es dienen muß, vielleicht nur uns verklagt,
 Und unsrer Trägheit flucht, wenn es die Knechtschaft plagt. 30
 Drum, Hermann, zeige du den Kindern deine Thaten;
 Laß uns ihr Beispiel sein, anstatt sie zu verraten.

Hermann.

Dies Herz, mein Vater, weiß, wie manchmal durch die Nacht
 Mich diese Namen schon um Ruh und Schlaf gebracht,
 Wie oft sie mir das Blut ins Angesicht gejaget. 35
 Hat meine Röte dir nicht meine Scham gefaget,
 So oft der Barden Mund von ihrem Ruhm erklang,
 Der mich zu schelten schien, wenn er ihr Lob besang?
 Mein Herz ist noch zu schwach, an ihren Ruhm zu reichen;
 Doch schämt sich's nachzustehn, und ihnen nicht zu gleichen. 40

Sigmar.

Sohn, willst du ehrenvoll und Helden ähnlich sein,
 So bilde sie dir stets als gegenwärtig ein;
 Mit dieser festen Brust, die keine Furcht bestritten,
 Mit dieser Redlichkeit der unbefleckten Sitten,
 Dem Herzen voller Treu, das für die Bürger wacht, 45
 Und dann sich glücklich schätzt, wenn's andre glücklich macht,
 Laß diese Helden iht an deine Stelle treten,
 Und wähle dann die That, die tapfre Seelen thäten.

Hermann.

Wohlan! ich weiß genug. Die Wahl ist schon verricht.
 Mein Vater, ich wach' auf, und sehe meine Pflicht. 50
 Ist's möglich, daß mein Herz, das doch nach Ehre brennet,
 Bisher die wahre Bahn zu seinem Ruhm verkennet?
 Dem Volke, das uns drückt, hab' ich, aus Thorheit kühn,
 Und froh, wenn ich nur stritt, selbst meinen Arm geliehn.

33. durch die Nacht, die Nacht hindurch, während der Nacht. — 37. Es war ein Irrtum der gesamten ethnographischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, auch bei den Germanen eine abgeschlossene Dichterkaste von Barden, wie sie doch nur bei den Kelten bestand, anzunehmen.

- 35 Für dieser Glück und Wohl hab' ich das Schwert gewezet,
 Das besser meine Faust mit ihrem Blut benezet!
 Denn ach! was würden sonst die großen Väter thun?
 Würd' auch Thuisfons Arm und Mannus' Stärke ruhn
 Und dieses stolze Rom, das wir im Herzen haßen,
 60 So ungerächet uns Geseze geben lassen?
 Verzehrte nur die Gruft kein tapferes Gebein,
 Und könnten, wie ihr Ruhm, sie selbst unsterblich sein.
 Ich aber warte noch, bis sich ein Toter rege,
 Bin nur für Rom beherzt, für meine Bürger träge?
 65 Da dieser kühne Feind, als hätt' er uns besiegt,
 In unbesorgter Ruh auf unsern Feldern liegt,
 Uns gleich der andern Welt für unterworfen schäzket,
 So oft ein Streit entsteht, sich uns zum Richter sezet,
 Durch List und durch Verrat uns Geiseln abgepreßt,
 70 Und aus Verachtung noch die Waffen sinken läßt.

Sigmar.

- Noch mehr, da er, den Trieb zur Freiheit zu verdringen,
 In seiner Laster Joch denkt unsern Hals zu zwingen;
 Damit er beim Genuß der Wollust sorgenfrei,
 Und unser Mut nicht mehr sein stetes Schrecken sei.
 75 Erwacht, steht auf, und lebt, ihr Helden alter Zeiten!
 Steht eurem Volke bei!

Hermann.

- Lebt, oder lehrt uns streiten!
 Mein Vater, auch in mir lebt noch ein deutscher Mut.
 Aus diesem Augenpaar blizt auch noch eine Glut,
 Die Feinde schrecken kann, und die der Römer scheuet!
 80 Auch hier ist noch ein Arm, der Hieb und Wunden dräuet!
 Was rufen wir umsonst der Toten Beistand an,
 Da, wenn wir Männer sind, das Schwert uns helfen kann?

Sigmar.

- Izt hör' ich erst aus dir den Mut der Väter sprechen.
 Komm, Hermann, du bist wert, der Deutschen Schimpf zu rächen.
 85 Mein Sohn, unarme mich. Gib meiner Freude statt:
 Mein Herz genießt der Zucht, die dich geführt hat,
 Und sieht mit Lust an dir, was weise Sorgfalt nütze.
 Sei deines Vaters Stab, sei deiner Bürger Stütze!

Das Alter macht mich schwach, es treugt der Glieder Saft.
 Es läßt mir meinen Mut, und raubt mir meine Kraft. 90
 Als Jüngling war ich frei, als Greis soll ich noch dienen.

Wie? dieser freche Feind darf heute sich erkühnen,
 Daß er die Fürsten selbst vor seinen Nichtstuhl ruft?

Hermann.

Du willst dahin gehn?

Sigmar.

Nein! denn darum hat die Grust
 Mein Alter nicht verschont, damit die Nachwelt sage: 95
 Fürst Sigmar diente Rom am Ende seiner Tage.

Sollt' ich gebückt mit Furcht zu ihm ins Lager gehn?
 Sollt' ich vor meinem Feind als meinem Herrscher stehn?
 Und wenn rund um mich her aus den verhaßten Stäben
 Ein blankes Mordbeil blüht, vor einem Brätor beben? 100

Dem Himmel sei gedankt! Ich bin es nicht allein,
 Der sich zu edel schätzt, ihm unterthan zu sein.

Du selber sahst den Zorn aus allen Herzen lodern,
 Als Varus' Bote kam, uns vor Gericht zu fordern.
 Dies Volk, das Varus selbst hier zu versammeln bat, 105
 Sah unmutsvoll den Stolz, mit dem man zu uns trat;

Und wie er Freundlichkeit und bittendes Verlangen
 Nunmehr in ein Gebot zu kehren angefangen.

Der Schimpf, der uns betraf, ging den Cheruskern nah.
 Er machte, daß man dich zum Herzog außerjah, 110
 Vereinigte mit uns die Chauzier und Catten,

Und alle bracht' er auf, die ihn gesehen hatten.
 Dein Volk ward für das Haupt des ganzen Bunds erkannt.
 Daß man die Römer stürzt, steht fast in deiner Hand;

Und ein Tag, wenn uns nicht der Götter Schicksal schwächet, 115
 Sieht uns beschimpft, erwacht, gerüstet und gerächt.

Hermann.

Mein Vater, ganz gewiß ist's eine höh're Kraft,
 Die Varus' Sinn verblindt und uns die Freiheit schafft.
 Auf! laß uns munter sein. Er habe sich zum Schaden
 So vieler Völker Kern an diesen Ort geladen! 120

Sigmar.

Mein Sohn, die Klugheit nur führt unsern Arm gewiß.
 Oft dient ein wilder Mut sich selbst zur Hinderniß.

Der Himmel wird dir schon gelegne Stunden geben;
 Mein Rat soll deinen Arm, dein Arm den Rat beleben.
 125 Wenn meiner Faust die Kraft zu Kampf und Streit gebricht;
 So fehlt dem Geiste doch erfahrene Klugheit nicht.
 Dein Bruder kömmt daher. O glüht' auf seiner Stirnen
 Auch dieser kühne Mut und dieses edle Zörnien,
 Das mich an dir ergötzt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Flavius.

Flavius.

130 Mein Vater, es wird spät.
 Wie kömmt's, daß man noch nicht in Varus' Lager geht?

Sigmar.

Bist du ein Deutscher?

Flavius.

Wie? mein Vater, kannst du fragen?
 Bin ich denn nicht dein Blut? — Was kann ich weiter sagen?

Sigmar.

Die Antwort ist dir leicht. Sprich, was dein Herze spricht.

Flavius.

Mein Vater, ich bin deutsch, doch haß' ich Rom auch nicht.

Sigmar.

135 Wer Rom nicht hassen kann, kann nicht die Deutschen lieben.
 Was teilest du dein Herz? Sei treu mit ganzen Trieben,
 Sei römisch oder deutsch! Ist wähle deinen Freund;
 Rom, oder deinem Volk sei günstig oder feind!

Flavius.

140 So kann denn beider Wohl nicht mehr vereint bestehen?
 So wird man heute nicht in Varus' Lager gehen?

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäsars Zeit gelebt,
 Vor dem der Erdkreis und selber Rom erbebt.

Dies war ein anderer Held als diese trägen Seelen,
 Die nur geboren sind, durch Geiz die Welt zu quälen,
 Auf fremde Siege stolz, in feiger Wollust ruhn, 145
 Und nichts aus Ehrbegier, aus Geldsucht alles thun.
 Selbst Cäsar konnte nur bei andern Furcht erwecken;
 Uns zu besiegen stark, zu schwach uns zu erschrecken.
 Und den Ariovist hat nie sein Drohn gebeugt,
 Daß er vor Cäsars Macht mit Schmeicheln sich geneigt. 150
 Unsonst hieß dieser ihn nur näher zu ihm kommen;
 Was ikund Varus hört, hat Cäsar auch vernommen.
 Nein! sprach Ariovist, wollt' ich den Cäsar sehn,
 So wär' ich nicht zu stolz und wollte zu ihm gehn.
 Dies kann auch Cäsar thun, wenn Cäsar mich begehret. 155

Flavius.

Doch ist der leichte Dienst dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienst wird schwer, wenn er die Ehre fränkt.

Flavius.

Wer weiß, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll sich ein freier Fürst nicht des Gehorchens schämen?
 Und soll ich ein Gesetz von fremden Richtern nehmen? 160

Flavius.

Wir bleiben dennoch frei; spricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Gesetze giebt, der ist der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunst und Wiß und zähmt die wilden Sitten.

Sigmar.

Rom jagt die Unschuld weg aus den beglückten Hütten.

Flavius.

Ich habe Rom gesehn, und trau' ihm Gutes zu. 165

Sigmar.

Ich hab' es nicht gesehn, und kenn' es mehr als du.

Flavius.

Verwirrft du Kunst und Wiß, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.

Verflucht sei'n Kunst und Wiß, wo sie die Laster stützen!

Mein Sohn, der Himmel schenkt dem Menschen Wiß und Kunst,

170 Als Mittel unsers Wohls und Zeichen seiner Gunst.

Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;

Was seinem Glücke dient, hat seine Not vermehret.

Raum hat der Künste Glanz die Rauigkeit verdrängt;

So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,

175 Zur Wollust sinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,

Und sich von andrer Wohl auf seinen Vorteil richtet:

Bis endlich Eigennutz die Treu' fürs Vaterland,

Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.

So liegt die Einigkeit samt Kraft und Mut danieder,

180 Und was durch Künste stieg, das fällt durch Künste wieder.

Sohn, sieh' doch Rom einmal mit diesen Augen an:

Ein Blick von solcher Art ist, was dir nützen kann.

Flavius.

So soll der Deutsche stets in schlechten Hütten wohnen?

Sigmar.

Hier frei sein, gilt mir mehr, als in Palästen frohnen.

Flavius.

185 Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.

Du bist gesittet genug, wenn du zu kriegen weißt.

Flavius.

Auch wie ich kriegen soll, wird Rom mich besser lehren.

Sigmar.

Du irrst. Zwar sein Wiß wird deine Waffen mehren,
Doch seine Wollust schwächt den Arm, der sie gebraucht.

190 Was nützt die Kriegeskunst, wo Kraft und Mut verraucht?

Flavius.

Was aber nützt der Mut, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.

Du schäzeſt es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Flavius.

Blüht Wiß und Kunst durch mich, so kennt mich alle Welt.

Sigmar.

Was hilft dir's, wenn ſie dich für feig und weibisch hält?

Flavius.

Von Tapferkeit und Mut ſoll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laſter will ich ſiehn, und ſeine Künſte lernen.

195

Sigmar.

Du traueſt dir zu ſehr. Nimm deiner Wohlfahrt wahr!
Wer böſen Meiſtern folgt, begiebt ſich in Gefahr.

Flavius.

Mein Vater, prüfe mich, ob du mich träge findeſt.

Sigmar.

Wohl! aber denke nach, wozu du dich verbindeſt.
Du kannſt ja nicht zugleich ein Held und Sklave ſein.
Wo du nicht träge biſt, mußt du dein Volk befreien.
Rom wird, wenn du ihm dienſt, dich mit Verachtung nennen.
Geh, jage Rom in Furcht, ſoll es dich näher kennen!
Verlangſt du Ehr' und Lob, ſie ſind dein Eigentum!
Thu' recht, und laß der Welt die Sorg' um deinen Ruhm.
Auch ich bin hoffnungsvoll: das Lob, das ich erworben,
Soll bei den Enkeln blühen, wenn ich ſchon längſt geſtorben;
Obgleich mein feſter Sinn, der nur die Tugend ſchätzt,
Sich fremder Weichlichkeit mit Macht entgegenſetzt.
Ich geh', das deutſche Volk in ſeinem Mut zu ſtärken.
Laß, Hermann, dieſen Tag des Herzens Adels merken!
Sei du der Römer Feind, und dann ſo ſiehe zu,
Wer mehreren Ruhm erjagt, dein Bruder, oder du.

200

205

210

Dritter Auftritt.

Hermann, Flavius.

Hermann.

- 215 So hast du, Flavius, in Rom nur dies gelernt,
 Wie sich ein edles Herz von seiner Pflicht entfernet?
 An aller Tugend Statt, die du vordem geehrt,
 Hat Rom's gerühmter Wiß dich untreu sein gelehrt?
 Hast du den Namen selbst, der dir von Rom gekommen,
 220 Und der dir süße klingt, nur darum angenommen,
 Damit, wenn einst dein Arm mit deinen Bürgern sicht,
 Für dein verrathnes Volk kein deutscher Name spricht?
 Hat mich nicht Rom, wie dich, gelehret und ergöhet?
 So oft ein wildes Tier, das man zum Kampf verhehet,
 225 Im Schauplatz brüllend sprang; so oft auf ebnem Sand
 So manch erhitztes Paar geübter Fechter stand;
 So oft der Rosse Lauf auf den geschwinden Wagen
 Der Jugend muntre Schar nach Ziel und Sieg getragen:
 Hast du bei solcher Lust mich jemals kalt gesehn?
 230 Doch dieses lasse nie des Himmels Schluß geschehn,
 Daß ich, wenn meine Pflicht mein Blut zum Opfer wollte,
 Um eitler Spiele Pracht mein Volk verraten sollte!

Flavius.

- Nach, Hermann, martre doch des Bruders Seele nicht!
 Wenn Deutschland Rom bekriegt, so weiß ich meine Pflicht.
 235 Doch kann ich ohne Schmerz mich meinem Trieb entreißen?
 Auch Rom hat noch ein Recht, mein Vaterland zu heißen;
 So lange dieser Ring an unsern Fingern prangt,
 Mit dem wir Bürgerrecht und Ritterschaft erlangt.

Hermann.

- Erwähne mir nur nicht dies nichtige Geschenke.
 240 Meinst du, daß ich mit Lust an meine Knechtschaft denke?
 Nein, Bruder, dieser Ring schimpft eines Deutschen Hand;
 Die Freiheit adelt mich, und nicht ein fremdes Land.
 Ich schwör' in diesem Hain: Ihr Götter seid zugegen!
 Dies Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,

287 f. Zur Zeit der Republik hatten in Rom nur die Ritter das Recht, goldene Ringe zu tragen.

Bis ich mein Volk durchs Schwert von seiner Dienstbarkeit, 245
 Und mich vom Bürgerrecht des stolzen Roms befreit,
 Und euch als Sieger dann zugleich mit diesem Ringe
 Auch manchen güldnen Ring erschlagner Römer bringe.

Flavius.

Ach! du erwägest nicht, daß Varus Geißel hat.

Hermann.

Thusnelden meinst du, durch die an Geißels Statt 250
 Der knechtische Segest die Deutschen Rom verpfändet,
 Der seiner Jugend Ruhm im späten Alter schändet.
 Ach! der Verräter hat die mir versprochne Braut,
 Als unsrer Knechtschaft Pfand, den Feinden anvertraut.
 Doch, wo die Götter nur es diesem Arm erlauben, 255
 Will ich sie heute noch aus ihren Händen rauben.
 Ich will sie wiedersehn: wo nicht, so will ich ihn,
 Der sie verraten hat, dafür zur Strafe ziehn.

Komm! willst du langsam sein, fürs Vaterland zu streiten,
 Wenn alle hurtig sind, die Waffen zu bereiten? 260

Flavius.

Wen seh ich? Marcus kömmt. Mein Bruder, laß es zu,
 Daß ich für dieses Mal der Freundschaft Gnüge thu'.

Hermann.

So thu' nur, was du willst, bis alle Zeit verstrichen.

Vierter Auftritt.

Marcus, Flavius.

Marcus.

Bist du es, Flavius? Ich bin vom Weg entwichen,
 Um diesen Hain zu sehn, und finde dich allhier. 265
 Wie glücklich leitet mich doch meine Neube gier!

Flavius.

Komm, werter Römer, komm, mein ganzes Blut wird rege,
 Das Herz hüpfet in der Brust, und fühlst geschwindre Schläge.

Dein Anblick ruft in mir das ganze Rom hervor,
 270 Und alle seine Lust, die ich mit Schmerz verlor.
 Ach! euer Ungang, Scherz, Spiel, Glanz der Gastereien
 Kehrt diese Gegenden in lauter Wüsteneien.

Und du entreißest dich der Reizung deiner Stadt,
 Verbannst dich in ein Land, das nichts als Wälder hat,
 275 Und wohnest, wo man kaum mit Not ein Haus erblicket? —
 Wem dank' ich's, Wertester, daß mich dein Blick erquicket?

Marcus.

Vom Varus komm' ich her. Zuerst umarme mich,
 Dann frage, was du willst; dein Freund berichtet dich.

Flavius.

Vom Varus? Werter! — Nein! Steh' an, mich zu umfassen.
 280 Ich bin vielleicht dein Feind und schuldig, dich zu hassen.

Marcus.

Du fürchtest dich umsonst. Stell' alle Sorgen ein;
 Denn unsre Gütigkeit läßt euch nicht Feinde sein.

Flavius.

Beliebtester, verzeih! Die Sorg' ist allzubillig.

Ist Rom dem Frieden hold und uns zu lieben willig? —
 285 Ach! meines Vaters Herz fühlt eure Großmut nicht.
 Euch widerspenstig sein, hält er für seine Pflicht.
 Die Freiheit ist ihm lieb und füllt sein Herz mit Sorgen,
 Er möchte Haß und List den Schein der Großmut borgen.
 Er ist den Lastern gram und drum den Künsten feind,
 290 Weil Wit' und Laster ihm zu oft verknüpft scheint;
 Und läßt nicht Gütigkeit noch Wohlthun noch Versprechen
 Noch, was ihr nur versucht, den steifen Voratz brechen.

Marcus.

Hat er sonst nicht gehört, so hört er dieses Mal.
 Mehr nicht als zweierlei steht ißt in eurer Wahl.
 295 Des Varus edler Rat und großmuthsvoll Bemühen
 Muß Undank oder Dank und Freundschaft nach sich ziehen.
 Stellt ihr euch nicht bei ihm in seinem Lager ein,
 Er wird sich euch vertraun und heute bei euch sein.

Die Geißeln hat man schon zu euch zurückgeführt,
Den Siegmund mit dem Glanz des Priestertums gezieret, 300
Thusnelden reich beschenkt.

Flavius.

Thusnelde kehrt zurück?

Marcus.

Was läßt, o Flavius! dein unruhvoller Blick,
Dein Mund, dein Angesicht, das Rör' und Blut entzünden,
In deinem Herzen mich für einen Trieb ergründen?

Flavius.

Ist's möglich? Hat mein Blick dir meine Qual erzählt? — 305
Wohlan! ich hab' umsonst dir meine Glut verkehlt.
Mein Auge ließ dich's sehn, mein Mund giebt dies zu hören;
Rom kann ein deutsches Herz auch römisch lieben lehren.
Thusnelde hat in mir nicht deutsche Lieb' erregt,
Die der Geliebten nie ein Herz zu Füßen legt, 310
Die mich mir selber läßt, nicht meinen Mut vermindert,
Nicht meine Werke stört, nicht meine Pflichten hindert,
In Blicken unberedt, im Seufzen ungeübt,
Sich durch ein kaltes Wort ganz zu verstehen giebt.
Mein Trieb herrscht über mich, und heißt mich, was ich meide. 315
Ich selber thue nichts, ich folge nur und leide.
Ja! dies beschwert mich noch mit äußerstem Verdruß:
Sie ist des Bruders Braut, die ich verehren muß.

Marcus.

Die Triebe, die du fühlst, sind lobenswerte Triebe;
Ein sonst zu göttlich Herz wird menschlich durch die Liebe. 320
Wenn unsre Tugend uns dem Himmel nahe stellt,
So ist es Liebe nur, die uns zurücker hält:
Damit wir nicht zu hoch erhaben von der Erden,
Ein anderes Geschlecht und Menschen ungleich werden.

Flavius.

Du schmeichelst mir zu sehr. Wie artig deckest du 325
Nach römischem Gebrauch mir meine Fehler zu?
Die Schwachheit, die ich selbst in edlen Thaten finde,
Die Triebe, die ich sonst auch ohne Lieb' empfinde,

Zorn, Freude, Traurigkeit, Verwundrung, Ehrgeiz, Scham,
330 Im Glücke Kühner Mut, in Widrigkeiten Gram,
Dies alles zeigt mir schon der schwachen Menschheit Triebe,
Und um kein Gott zu sein, bedarf ich keiner Liebe.
Doch komm! und mache kund, warum man dich gesandt.
Vielleicht rührt eure Huld anitz mein Vaterland.
335 Der Himmel wird vielleicht mich dieser Qual entreißen,
Noms oder meines Volks Verräter mich zu heißen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Thusnelde, Siegmund.

Siegmund.

Thusnelde, grüße du des Vaterlandes Gott;
In meinem Munde scheint sein Lob vielleicht ein Spott.
Ach Schwester, darf ich auch in fremden Priesterbinden
Mich, vor sein Angesicht zu treten, unterwinden?

340

Thusnelde.

Durch uns, ihr Götter! hat mein träges Vaterland
Sich einst vor Rom gebeugt, und seinen Fall bekannt.
Ach tretet es nicht ganz in stete Knechtschaft nieder,
Und gebt ihm doch mit uns auch seine Freiheit wieder!

Siegmund.

So soll August ein Gott, und ich sein Priester sein?
Der Odem holt, wie ich, dem soll ich Weihrauch streun?
Weil er durch Tück' und List und bürgerliches Morden
In seiner Götterschar ein würdig Mitglied worden?

345

Ihr Götter! hört mich an und gebet mir Beiseid:
Ich such' euch; redet doch und sagt mir, wer ihr seid!
Sagt, habt ihr euch bisher den Deutschen nur verstecket?
Sagt, oder habt ihr euch nur uns allein entdecket?

350

Steht meines Vaterlands bejahrte Lehre fest,
Daß kein Unsterblicher sich sehn noch bilden läßt?
Wie? oder ist ein Gott in einen Leib gekleidet,
Den nichts als seine Macht vom Menschen unterscheidet?
Ist's möglich, daß ein Mensch sich zum Gestirn erhöht
Und endlich zum Geschlecht der Götter übergeht?

355

Und wird nach Mord und Brand dem, den die Menschen hassen,
 360 Auch noch die Tyrannei des Himmels überlassen?

Wenn Mord zum Himmel führt und Blut vergöttern kann,
 So zünde man auch mir geweihtes Rauchwerk an!
 Ich habe nicht ein Volk durch innern Zwist bewegt,
 Ich habe manchen Feind mit eigener Hand erlegt
 365 Und nicht mit fremder Faust, so daß bei der Gefahr
 Vielleicht mehr Tapferkeit und minder Unrecht war. —
 Doch jener zwang die Welt. — Gewalt erobert Kronen;
 So hebt auch wohl Gewalt bis zu der Götter Thronen? —
 Nein! der ist nicht ein Gott, der uns zu kränken kam,
 370 Der Deutschen Blut vergoß und uns die Freiheit nahm.
 Euch, ihr Unsterblichen! kenn' ich aus andern Werken,
 Und Wohlthun läßt allein die wahre Gottheit merken.

Thusnelde.

Wie? Siegmund, weißt du dies? Was wankt dein feiger Sinn?
 Wirf diesen eitlen Schmuck zu deinen Füßen hin.

Siegmund.

375 Thusnelde, meine nicht, daß ich Augusten scheue.
 Du weißt ja, was mich hält, daß ich mich nicht befreie.
 Wie ein gereiztes Tier, das Zorn und Geißer schäumt,
 Sonst niemand bändiget und nur sein Wärter zäumt:
 So siehst du, daß die Brust, die meine Schmach erbittert,
 380 Vor keinem sonst erbebt, doch nur vor einem zittert.
 Thusnelde, siehst du dort sich unsern Vater nah?
 Mein Auge rollt verwirrt, und sieht ihn schüchtern an. —
 Wird er den Unmut wohl auf meiner Stirn entdecken?
 Ach! Schwester, hilf mir ja mein Herz vor ihm verstecken.

Zweiter Auftritt.

Siegest, die Vorigen.

Thusnelde.

385 Mein Vater, ich bin frei. Der Römer stolze Hand
 Bewahret mich nicht mehr als eurer Knechtschaft Pfand.
 Wie fröhlich bin ich doch, dich wieder zu umfassen!
 An dir allein erfüllt der Himmel mein Verlangen.

Die Gottheit, die kein Flehn für meine Bürger beugt,
 Hört mich in einem nur und zeigt sich dir geneigt. 390
 Wie oft hab' ich hieher mit Sorg' und Angst geblicket!
 Oft hat das Auge kaum die Zähren unterdrückt,
 Wenn die Gefangenschaft, die nirgend mich verließ,
 Mich auf des Vaterlands gebundene Freiheit wies.
 O wäre doch mit mir mein Volk auch freigelassen! 395
 Mein Vater, könnt' ich dich im alten Glanz umfassen!
 Doch leider ist nunmehr Roms Herrschaft fest gegründet.
 Ich bin nur darum frei, weil wir verachtet sind;
 Und Schmeichelei, Geduld und Trägheit, uns zu rächen,
 Als sichere Bürgen schon ein ewig Joch versprechen. 400

Sagst.

Dein Volk ist außer Not, will es nur glücklich sein.

Thusnelde.

Ja, wohl! Ihm fehlt ein Arm, es wieder zu befreien.

Sagst.

Hier braucht kein wilder Arm mit Blute sich zu röten;
 Die Freiheit, die du meinst, hat Deutschland nicht vonnöten.

Thusnelde.

Ist außer ihr noch was, das Deutsche glücklich macht? 405

Sagst.

Auf deines Volkes Glück sind andre schon bedacht.
 Gleich ist kömmt man hieher, den letzten Schluß zu fassen.

Thusnelde.

So muß ich, Vater, dich für dieses Mal verlassen.
 Indessen, daß dein Rat den Völkern Hülfe beut,
 Die Hoffnung übersteigt und unser Wohl verneut, 410
 Will ich von hinnen gehn, mich wieder mit den Meinen,
 Die sich mit Schmerz getrennt, mit Freuden zu vereinen.

Dritter Auftritt.

Segest, Siegmund.

Segest.

Mein Sohn, du redest nichts?

Siegmund.

Der Mund, mein Vater, schweigt,
Weil doch kein schwaches Wort dir mein Vergnügen zeigt.

Segest.

115 Dein Auge, das die Kunst noch nicht geübt zu trügen,
Spricht anders als dein Mund und leugnet dein Vergnügen.

Ist's nicht wahr? deine Stirn, aus der dein Unmut blickt,
Erleidet nur mit Zwang die Binde, die dich schmückt?

420 Dein Herz, das immer noch nach deutscher Weise denkt,
Hast dieses Priestertum, das dir der Römer schenket?

Siegmund.

Hast' ich dies Priestertum, so thu' ich meine Pflicht.
Schimpft es mein Vaterland und meine Götter nicht?

Segest.

Izt, Siegmund, bin ich alt, und hab' in langen Jahren,
Was wahr ist, selbst geprüft, was falsch ist, selbst erfahren.

425 Was fremdes Beispiel sagt und was an mir geüehnt,
Lehrt mich nur eine Pflicht: auf meinen Nutz zu sehn.

Dein Vaterland ist da, wo du kannst Vorteil hoffen;
Wenn dies nichts mehr verspricht, steht dir ein andres offen.
Sieh' nicht den eitlen Blitz der Himmelsgötter an!

430 Dein Gott ist, wer dir nützt, und wer dir Schaden kann.
Ein Mächtiger der Welt kann größere Furcht erwecken
Als Götter in der Höh', die nur von ferne schrecken.

Siegmund.

Wo bin ich? Was sagst du? Wer ist's? Wer lehret mich?

Bist du es? — Nimmermehr! Ich irre! — Hör ich dich,

435 Der selber mich vordem zur Tugend auferzogen?

Entdecke, Grausamer, wenn hast du mich betrogen?

Izt? oder ehemals, als ich mit Lust gehört,

Wenn mir dein Mund verbot, was er izt selber lehrt;

Als ich gebildet ward, die Dinge zu verfluchen,
Die deinen Schüler ißt durch deinen Mund verfluchen? 440

Sagest.

Die Zeiten wollten dies. Da war ich schon vergnügt;
Wenn nur dein Herz begriff, wie man gehorcht und siegt:
Als noch nicht Hoffnung war, du würdest mehr auf Erden
Als deines Volkes Fürst und größter Bürger werden.
Nun hat ein günstig Glück die Römer hergesandt. 445
Der Deutschen Herr zu sein, steht nur in unsrer Hand.

Sohn, lerne, wie man herrscht. Die Kunst, die ich dir zeige,
Macht, daß ich auf den Hals gebückter Völker steige.
Laß nur das harte Volk den Römern widerstehn
Und unter unser Joch durch seine Thorheit gehn. 450
Der deutschen Fürsten Trug hilft uns und schadet ihnen.
Sohn, diene Rom mit mir, bis uns die Deutschen dienen.
Die Knechtschaft unsers Volks, ein neuermorbner Thron,
Und ein uns eignes Reich ist unsrer Dienste Lohn.
Dann will ich meine Macht auf meinen Schutzgott kehren 455
Und, selber Herr zu sein, der Römer Herrschaft stören.

Siegmund.

Was hör' ich? Welch Gebäu von Herrschsucht, Knechtschaft, List!
So soll es mich gereun, daß du mein Vater bist?
Wie warst du sonst vergnügt, da du noch dies nicht kanntest
Und als Cheruskerfürst dich dennoch glücklich nanntest, 460
Ob du gleich keine Treu' der Herrschaft wegen brachst,
Mit dir zufrieden warst, und öfters zu mir sprachst:
Du wirst schon glücklich sein, bleibt dir nur, wenn ich sterbe,
Mein Name zum Empfehl und meine Zucht zum Erbe.

Was hat dein Herz gereizt, daß es noch mehr begehrt? 465
Ist, ein Tyrann zu sein, so großer Laster wert?
O Tugend! soll ich dich und dich, mein Volk, verraten?
Ich fühle ja in mir die Schönheit edler Thaten.
Das Herz hüpfet in der Brust, so oft es wohl gethan;
Die Seele sieht ihr Werk mit innrer Wollust an. 470
Es sei, daß ihr Bemühen ihr eignes Wohl vergrößert;
Es sei, daß andrer Glück ein edler Trieb verbeßert:
So glaubt sie, daß sie dann den Göttern näher geht,
Wenn das vollkommen ist, was bloß von ihr entsteht.

475 Mein Vater! groß zu sein, brauchst du nicht erst der Krone.
 Die Hoheit, die dich schmückt, beruht auf keinem Throne.
 Du bist durch dich berühmt und prangst durch eignen Schein;
 Auch mich laß, was ich bin, mir selber schuldig sein!
 Ich wünsche mir ein Volk, das mich nach mir nur schäzket
 480 Und stets mich in den Rang, den ich verdiene, setzet.

Sagest.

Mein Sohn, es ist zu viel, was du gesprochen hast!
 Dein langes Widerstehn gereichet mir zur Last.
 Du siehst mein ganzes Herz und kenneest meinen Willen;
 Die Wahl steht nicht bei dir, ob du ihn willst erfüllen.
 485 Sohn, hast du deine Pflicht so fest in deiner Brust,
 So denke nun an die, daß du gehorchen mußt.
 Die Fürsten kommen her. In diesem Augenblicke
 Gedenk' an mein Gebot und an dein eignes Glück.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Sigmar, Hermann, die Fürsten der Chauzier
 und der Catten.

Sigmar.

Segeßt, auf deinen Wunsch muß dir genug geschehn.
 490 Die Gottheit dieses Hains soll uns versammet sehn,
 Des Römers Winke nach und unsrer Knechtschaft wegen
 Mit unsern Feinden selbst noch faulen Rat zu pflegen.
 Die ihr der Chauzier und Catten Häupter seid,
 Ihr Helden voller Mut und weiser Tapferkeit!
 495 Ihr Herzen, die ein Trieb, der Schmach und Knechtschaft fliehet,
 Mit den Cheruskiern in enge Freundschaft ziehet!
 Bald wird sich Varus auch zu diesem Haine nahen.
 Merkt! Beil und Ruten gehn bis hieher ihm voran,
 Und werden, Scheu und Furcht in unser Herz zu bringen,
 500 Bis vor das Angezicht des deutschen Gottes dringen.
 Ich fürchte nicht, daß ihr vergebens Mut gefaßt,
 Und wenn sich Varus zeigt, den ersten Zorn verlaßt.
 Denn, was auch für ein Bild der Haß ins Herz gedrückt,
 Er wird verhaßter sein, wenn ihr ihn selbst erblicket.

Segeſt.

Du, Sigmar, biſt eß nur, der ſo genau entdeckt, 505
 Was Haſſenwürdigeß in Varus' Thaten ſteckt;
 Wenn er unß Deutsche erſt die Tugend kennen lehret,
 Die wir auß Einfalt ſonſt, nicht auß Vernunft geehret;
 Wenn er der Billigkeit gewiſſe Wege zeigt,
 Daß kein Geſetze ſpricht, wo unſre Klugheit ſchweigt; 510
 Und wenn er, da ihr euch indes zur Untreu' wendet,
 Die Geißel eurer Treu' euch ſchadloß wieder ſendet.

Sigmar.

Ich weiß nicht, was dein Mund Vernunft und Einfalt nennt.
 Iſt man nicht tugendhaft, biß man die Laſter kennt?
 Geſetzt, Segeſt, daß der auß Einfalt Guteß wählet, 515
 Dem ein geneigteß Glück deß Böſen Glanz verhehlet,
 Und der, wenn ſeine Bruſt vor Tugendeiſer brennt,
 Nichtß andereß lieben kann, weil er nichtß andereß kennt:
 Wenn unſrer Thaten Lohn in ihren Folgen lieget,
 Wenn Tugend unß beglückt und durch ſich ſelbſt vergnügt, 520
 Was ſchadet's, ob ein Menſch auß Einfalt Guteß thut?
 Wenn Einfalt glücklich macht, ſo iſt ſie auch ein Gut.
 Vergebens haſt du unß Romß Gürtigkeit geprieſen;
 Rom hat unß Übelß zwar, doch Guteß nicht erwieſen.
 Wer ſodert, daß man unß daß Recht auß römisch ſpricht? 525
 Wer nicht Romß Laſter hat, braucht Romß Geſetze nicht,
 Daß wider Liſt bewahrt, der wir unß nie beſließen,
 Und vor Verbrechen warnt, von denen wir nichtß wiſſen.
 Wer war's, der Geißeln gab, und ſich zur Treu' verband?
 Nur du. Drum ſind ſie dir, nicht unß zurückgeſandt. 530
 Wir ſind noch unſer ſelbſt und haben nichtß verſprochen,
 Und wo kein Bündniß iſt, wird keine Treu' gebrochen.

Hermann.

So ſage doch, Segeſt, was Varus unß gelehrt.
 Biſt du, ſeitdem du dich zur Freundschaft Romß gefehrt,
 Beſcheidner, redlicher, großmütiger, gerechter, 535
 Getreuer, tapſerer, mehr deines Volkß Verfechter?
 Haſt du dich ißt vielleicht vom alten Zweck gewandt?
 Haſt du ſonſt dich geliebt und ißt dein Vaterland?

Ihr Fürsten, wenn uns Rom die Tugend kennen lehret,
 540 So ist es, weil sich Rom so weit von ihr gefehret;
 Weil seiner Laster Greul uns stets vor Augen steht,
 Und seine Bosheit uns der Unschuld Wert erhöht.

Und dennoch kann nur Rom Segestens Händel schlichten,
 Rom ist allein gerecht und würdig, ihn zu richten.
 545 Er wünscht verklagt zu sein. Er selbst sucht einen Streit
 Und bittet Rom hernach um die Gerechtigkeit,
 Von Richtern voller Geiz nach viel verstrittnen Tagen
 Und Worten ohne Maß ein Urteil wegzutragen.
 So tief erniedrigt sich der knechtische Segeß,
 550 Der weder sich noch uns in Freiheit leben läßt.
 Wie manchen hast du schon in Varus' Dienst gezogen?
 Ein Teil hast du erkauf't, ein Teil hast du betrogen.
 Mit diesen beutst du oft dem bessern Haufen Trug,
 Und Bürger unsers Volks sind unsrer Feinde Schutz.
 555 Durch diese hemmest du die Kraft von tapfern Schlüssen,
 Daß wir zum Frevel selbst den Namen leihen müssen.
 Die haben Rom mit dir die Geißel zugesandt!
 Verräter! meine Braut ward deiner Knechtschaft Pfand,
 Damit die Lieb' auch mich zu fremder Herrichsucht Knechte,
 560 Wo nicht, zum wenigsten verzagter machen möchte.

Segeß.

Dich, Hermann, will ich leicht von dieser Schmach befrein:
 Ein Geißel unsers Diensts kann deine Braut nicht sein.
 Mein Blut ist dir zu schlecht und würde dich beflecken.
 Wer mich zum Vater hat, wird dir nicht Lieb' erwecken.

Hermann.

565 Was sagst du? steht bei dir auch kein Versprechen fest?

Segeß.

Begehrest du noch was vom knechtischen Segeß?

Hermann.

Was willst du, Grausamer! durch dieses Wort erzwingen?
 Wird mich dein Meineid wohl auf deine Seite bringen?
 Vermeinst du, daß mein Mut bei deinem Drohen sinkt,
 570 Und mich die Liebe hält, wenn mir die Ehre winkt?

Izt laß mich ungehört von Krieg und Blute sprechen
 Und meiner Bürger Schimpf an deinen Herren rächen.
 Dann laß mich sehn, ob du noch deinen Worten treu,
 Wie! oder ob auch ich an dir zu rächen sei?

Sigmar.

Ihr Fürsten, seht ihr dort den Blitz von blanken Beilen? 575
 Seht ihr mit Stolz und Pracht den Varus zu uns eilen?
 Izt laßt die Furcht entfernt, und seid zum Rat geschickt!
 Denkt, daß in diesen Hain der ganze Himmel blickt
 Und sorgsam ist zu sehn, wie die sein Amt verwalten,
 Die auf der Unterwelt der Götter Zeppter halten. 580

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Varus.

Varus.

Ihr Fürsten, seid ihr hier, und hört ihr, wenn man spricht?

Hermann.

Sprich! aber wisse dies: befehlen sollst du nicht.

Varus.

Ich will mit euch als Freund und nicht als Sieger sprechen.

Hermann.

Der, der sich Sieger nennt, ermahnt uns, uns zu rächen.

Varus.

Ihr Deutschen, sagt, wie kömmt's, daß ein so edler Geist, 585
 Der euer Herz belebt, so vieles Mißtraum weiß?
 Wie lange wollt ihr euch durch eitlen Argwohn quälen?
 Verdacht ist nicht ein Werk für so erhabne Seelen.
 Entreizt euch dieser Furcht, der alles schrecklich scheint!
 Ein Römer, der gesiegt, wird der Besiegten Freund. 590
 Er lockt nicht, wie ihr glaubt, mit feindlichen Geschenken
 Und kann nicht Gutes thun und doch auf Böses denken.
 Was reizt euch wider uns! Thut jemand euch Gewalt?
 Zeigt sich mein Lager nicht in einer Stadt Gestalt?

- 595 Was hindert, daß nicht Rom mit euch die Rechte teilet,
 Durch die es zum Besitz der ganzen Welt geeilet,
 Wenn ihr nicht schamrot wär't, vor einem Stuhl zu stehn,
 Der doch viel Könige der Erde knien gesehn?
 Doch sei es, wie ihr wollt. Berwerfet unsre Sitten;
- 600 Wenn man sie besser kennt, so wird man uns drum bitten.
 Ist aber zeiget sich ein Werk für euren Mut!
 Laßt sehn, wie gern ihr siegt und Heldenwerke thut!
 Euch Deutsche hat August allein für wert geschätzt,
 Daß er aus euch in Rom sich eine Wacht gesetzt.*)
- 605 Der Fürst der ganzen Welt vertraut sich eurer Treu';
 Wohlan, so tragt auch was zu seiner Herrschaft bei!
 Da eure Bürger ihn umgeben und beschützen,
 So laßt ihm euer Schwert auch in der Ferne nützen.
 Ein schon zertrenntes Volk hebt wieder sich empor;
- 610 Die Furcht und Angst verbarg, gehn an das Licht hervor.
 Des Melo**) Nam' und Ruf fängt wieder an zu leben,
 Die Feindschaft gegen Rom hat ihm ein Heer gegeben:
 Und sein sitambrißch Volk hat sich mit ihm verneut,
 Das unsrer Waffen Zorn in alle Welt zerstreut.
- 615 Wie leicht kann euer Arm dies schwache Volk zernichten!
 Ihr Deutschen, ich will mich nach euren Sitten richten.
 Vielleicht wird bald davon ein fester Schluß gefaßt,
 Wenn ihr euch iht bei mir im Lager finden laßt,
 Und wenn wir da vergnügt bei Wein und Gastereien
- 620 Nach eurer Art zugleich ratschlagen und uns freuen.

Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Segeß, Siegmund, Hermann, Siemar, die Fürsten der
 Chauvier und Catten.

Hermann.

Ihr Fürsten! hat euch nicht sein Wort erstaunt gemacht?
 Vernehmt ihr allen Greul, den er euch vorgebracht? —

*) Sueton im August C. 49. Die Deutschen hatte August bis zur Varianischen Niederlage als seine Leibwacht um sich gehabt.

**) Dieser Feldherr der Sitambrißer hielt einen hartnäckigen Krieg mit den Römern aus, in welchem Volturnus im Jahre der Erbauung Roms 730 eine so wichtige Niederlage erlitt, daß Sueton dieselbe mit der Varianischen vergleicht.

So sollen wir das Schwert durch Bruderblut beslecken
 Und beiderseits das Feld mit deutschen Leichen decken,
 Damit durch jeden Streich, der theils von uns geschieht, 625
 Und theils uns selber trifft, sich Rom vergrößert sieht,
 Und die Sikambrer uns, wir die Sikambrer schwächen,
 Bis beide kraftlos sind, der Römer Macht zu brechen?

Ihr Fürsten, wo den Geist gerechtes Mitleid rührt,
 So weiß ich schon, für wen ihr euren Degen führt, 630
 Und gegen wessen Brust ihr diese Waffen lenket,
 Die man der Tyrannei zum Dienst zu widmen denket.
 Am Melo seht, was euch und jedem Haupte dräut,
 Das seine Bürger liebt und fremde Ketten scheut.
 Sein Arm zwang, ihm zum Fall, die Römer zum Erbeben; 635
 Sein Volk hat man zerstreut, sein Leben preisgegeben.
 Erwartet, daß man bald, wosern ihr länger schlaft,
 Die Treu' fürs Vaterland als einen Aufruhr straft,
 Und wo ihr nicht euch selbst auf ewig fesseln wollet,
 So steht dem Helden bei, den ihr bekriegen solltet! 640

Segeß.

Ich lobe deine Treu', doch deine Kühnheit nicht.
 Am Melo kannst du sehn, was dir dein Rat verspricht.
 Und denke, daß dir schon so manche Niederlage
 Der Römer Macht und Glück, der Deutschen Schwäche sage.

Hermann.

Segeß, du wirst nicht rot und schimpfst uns ohne Scheu? 645
 So sagest du, daß Rom unüberwindlich sei?
 Hier schwöre ich bei euch, ihr Cimbern und Teutonen!
 Der Römer Furcht und Tod, bei euch, ihr Eburonen!
 Ich schwöre, dem zu Trutz, der frech ist, euch zu schmähn,
 Daß Deutschland siegen kann und Römer fliehn gesehn. 650

Fürst der Catten.

Ich weiß, wie viel Verlust die Catten selbst erlitten.
 Oft hat das Recht für uns, das Glück für Rom gestritten;
 Doch Menschen leisten nichts als Tapferkeit und Rat.
 Segeß, vom Himmel rührt der Ausgang unsrer That.

648. Die Eburonen, eine germanische Völkerschaft im belgischen Gallien, empörten sich wiederholt gegen die Römer; ihre Aufstände beschreibt Cäsar besonders im fünften und sechsten Buch seines „Gallischen Krieges“.

- 655 Wie weißt du, ob nicht ißt die Götter anders denken
 Und einmal Glück und Sieg auf unsre Seite lenken?
 Gesezt, Rom ist der Sieg und uns der Tod gewiß:
 Ein andres Leben folgt und tröstet uns für dies.
 Der Geist, der hier entweicht, eilt nach beglücktern Ländern
 660 Und wird das Leben nicht verlieren, sondern ändern.

Sigmar.

Wohlan! ihr Fürsten, wählt; nur eines steht euch frei:
 Stürzt oder unterstützt der Römer Tyrannei.
 Ihr seht, hier ist kein Rat, zur Ruh' sich zu bequemen:
 Für oder wider euch müßt ihr die Waffen nehmen.

Hermann.

- 665 Ihr Fürsten! euer Blick sagt, was ihr willens seid,
 Und überzeuget mich von eurer Tapferkeit.
 Auf, eilet, laßt uns gehn, die Bande zu zerreißen,
 Und keine Stunde mehr der Römer Knechte heißen.

Fürst der Chauzier.

- Ihr Fürsten, ich will auch mich und mein Volk befreien.
 670 Kein Chauzier wünschet sich der Römer Knecht zu sein.
 Doch, daß nicht euer Rat sich euch zum Schaden wendet,
 Versichert euch des Streichs, der euer Wohl vollendet.
 Sucht Hülfe bei der List, bei Finsternis und Nacht,
 Bei allem, was nur uns den Sieg notwendig macht.
 675 Ihr seht des Tages Licht schon immer schwächer glänzen,
 Die Sonne stehet schon an unsers Himmels Grenzen.
 Laßt ihren Untergang als Sklaven noch geschehn,
 Um morgen sie gewiß erlöst und frei zu sehn;
 Und bringt in Finsternis, der Römer Ruh' zu stören,
 680 Ein Schrecken über sie, das Nacht und Schatten mehren.

Segez.

Nur du giebst einen Rat, der nicht verderblich ist.
 Wofern ihr jemals siegt, so sieget ihr durch List.
 Rom, das die Welt beherrscht, wird der Gewalt nicht weichen;
 Nur List kann eure Macht und seine Macht vergleichen.

674. bei allem, was nur immer uns notwendig den Sieg verschaffen muß. — 684. vergleichen, gleich machen.

Doch meint ihr wohl, daß ihr die Römer leicht betrügt 685
 Und List genug gebraucht, wenn ihr im Dunkeln kriegt?
 Wenn wir in ihrer Brust den Argwohn rege machen,
 So werden sie des Nachts mehr als des Tages wachen.
 Und so wird das Gefecht bei dunkler Sterne Schein
 Verwirrter, aber nicht für uns bequemer sein. 690
 Darum verstellet euch. Geht nach der Römer Zelten,
 Laßt sie den Abend noch für eure Herren gelten.
 Versprecht, wenn man's verlangt, gehorcht, wenn man befiehlt,
 Bis Varus euren Schluß aus dessen Wirkung fühlst.

Hermann.

Segeßt, so soll ich erst der Römer Kost genießen, 695
 In Worten willig sein und, was man wünscht, beschließen,
 Bis der begier'ge Fuß, der nur mit Zwang verweilt,
 Von ihrer Tafel dann sie zu vertilgen eilt?
 So weit treibst du die List und die erlaubten Lügen,
 Die man zu Waffen braucht, die Feinde zu besiegen? — 700
 Wohlan! wenn nur dein Herz in deinem Rate spricht,
 So weigr' ich mich der List und der Verstellung nicht;
 Legst du nur einst den Dienst der stolzen Römer nieder,
 Und geb' ich dich dadurch dem Vaterlande wieder.
 Vereine dich mit uns, dich selber zu befrein; 705
 Laß kein so weises Herz der Knechtschaft eigen sein.
 Versäumt, ihr Fürsten! nichts, an euren Zweck zu reichen,
 Laßt uns der Furchtsamkeit besorgter Herzen weichen,
 Laßt uns ins Lager gehn! Doch denkt an euer Werk,
 Und eure Freiheit sei des Geistes Augenmerk. 710

Siebenter Auftritt.

Segeßt, Siegmund.

Srgeßt.

Run, Siegmund, freue dich. Sieh' diesen blinden Haufen
 Ins Lager und zugleich in sein Verderben laufen.
 Wir gehn zum Varus mit. Doch erst verzeuch allhier,
 Vor diesem Angesicht der Götter schwöre mir:

707. an einen Zweck reichen, einen Zweck erstreben, auch ihn erreichen.

- 715 Dein Wollen und dein Herz in meiner Hand zu lassen,
 Und meinem Winke nach zu lieben und zu hassen.
 Wie glücklich hat mein Rath sie in dies Netz verstrickt!
 Sie freun sich ihrer List und sind doch selbst berückt.
 Von allem will ich nun dem Varus Nachricht geben.
- 720 Ihr Eifer sei ihr Fall und bringe sie ums Leben,
 Uns aber auf den Thron. Mich dünkt, mein Auge sieht,
 Wie man sie mit Gewalt zum Richterstuhle zieht,
 Den heute sie verschmäht und nicht verehren wollen.
 Wie, wenn ein schrecklich Wort aus Varus Mund erschollen,
- 725 Bald ein gezücktes Beil durch ihren Nacken fährt
 Und ihnen, frei zu sein, in jener Welt gewährt?
 Ich sehe Leib auf Leib verkürzt zur Erde sinken,
 Und den gefärbten Sand die roten Ströme trinken.
 Auch du bist in Gefahr, wo mich dein Herz nicht hört,
- 730 Den Römern sich ergiebt und seinen Sinn verschwört.

Siegmund.

Doch, wenn ich schwören soll, so schwör' ich ein Verbrechen.
 Kann ich durch einen Eid Verrätherei versprechen?

Segeß.

Das heißt Verrätherei, die man an sich begeht,
 Wenn man sein Glück sieht und doch ihm widersteht.

Siegmund.

- 735 Verlangst du, daß mein Mund, da du ihm sonst nicht glaubest,
 Bei diesem Gotte schwört, den du mir selber raubest?
 Bist du's nicht, der mein Herz auf andre Götter weist
 Und keinen fernern Blitz des Himmels fürchten heißt?

Segeß.

So schwöre bei dir selbst und bei Augustus' Leben!

Siegmund.

- 740 Wohlau dann! bei dem Gott, dem du mich übergeben,
 Schwör' ich dir alles zu, was du nur selber willst.

Segeß.

Recht! aber denke nun, daß du den Schwur erfüllst.
 Komm, laß dein Erstes sein, die Fürsten zu verderben.
 Liebst du Gewalt und Macht, so müssen diese sterben.

730. seinen Sinn verschwören, seine bisherige Gesinnung abschwören.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Segeſt, Flavius.

Segeſt.

So geh' denn, Flavius, erhitze deinen Mut;
Das Glück iſt euch geneigt und ſchmeichelt eurer Mut.
Die Nacht, mit der ſich ſchon die ſtillen Felder decken,
Wird nun in tiefen Schlaf die ſichern Römer ſtrecken.
Doch, ſage, kannſt du auch mit kaltem Herzen gehn
Und um der Römer Blut zu deinen Göttern flehn? 745
Laß doch in deiner Bruſt ſo manche Wohlthat ſprechen!
Rom hat ja Dank verdient, — was willſt du an ihm rächen?
Iſt's möglich, Roms Soldat wird wider Rom entbrannt
Und glaubet, recht zu thun, daß er in dieſer Hand,
An der ihn noch der Ring als ihren Bürger zieret, 755
Den Degen als ihr Feind und ihr Verräter führet?
Izt denk' an Pflicht und Dank, beſtärke deinen Geiſt,
Eh' dich der andern Mut zu gleichem Wüthen reißt.
Bald wird der Fürſten Schar zu dieſem Haine bringen,
Ihr blutbegierig Flehn vor dieſen Gott zu bringen. 760
Die Stunde rückt heran, da man den Frieden bricht;
Dein Frevel iſt ſo nah, und du erzitterſt nicht?

Flavius.

Segeſt, du ſiehſt den Kampf der zweifelhaften Seele;
Warum verfolgſt du mich und willſt, daß ich mich quäle?
Wie kann ich meinen Arm dem Vaterland entziehen? 765
Dies ſchickt mich in den Streit, — und ich ſollt' ihm entfliehn?

Sagst.

Dein Vaterland ist Rom, dem du den Krieg bereitest,
Das du in Worten liebst und in der That bestreitest.

Flavius.

770 Ach! leider! doch mich zwingt mein erstes Vaterland.
Nach der Pflicht muß ich thun, die mich zuerst verband.
Das Feld, das mich gezeugt, die Milch, die ich gesogen,
Hat mich für Deutschlands Wohl und nicht für Rom erzogen.
Vergebens schent' ich selbst mich einer andern Stadt;
Das Volk nimmt mich zurück, das mich geboren hat.

Sagst.

775 Wenn du ihm dienen willst, so mußt du ihm versagen,
Den Spieß, den es dir giebt, zu seinem Fall zu tragen.

Flavius.

780 Sagst, ein Bürger thut, wenn er es redlich meint,
Was allen, nicht was ihm als gut und nützlich scheint.
Gesetzt, er übersieht den Ausgang aller Thaten:
Sich scheiden kann er nicht, er kann nur widerraten.
Denn, was für Unglück auch von übeln Schlüssen rührt,
Kein Unglück ist so groß, als das der Zwist gebiert.

Sagst.

785 Wie sinnreich bist du doch, in weitgesuchten Gründen
Den Vorwand einer That, nach der du strebst, zu finden!
Gesetzt, den Varus fällt die Wirkung eurer List:
So soll's ihm schädlich sein, daß er voll Großmut ist?
Er weiß, zu welcher That euch Druß und Stolz verhetzet;
Ihr war't in seiner Hand, und ihr seid unverlezt!

Flavius.

790 Wie? du hast uns entdeckt, Verräter! Und dein Rat
Hat erstlich uns verführt, daß man ins Lager trat?

Sagst.

Den Varus und euch selbst vor Unglück zu bewahren,
Aus Lieb' und nicht aus Haß wollt' ich es offenbaren.
O Himmel! hätt' ihm doch sein edles Herz erlaubt,
Daß er von deutscher Treu' ein böshaft Werk geglaubt:

So würde diese Nacht durch frevelhaftes Streiten 795
 Dem Tage, der da folgt, kein blutig Bild bereiten.
 Ach! nun entdecket mir das nächste Morgenrot
 Geliebter Deutschen Blut, geliebter Römer Tod.
 Ein jeder Hieb und Stoß wird mir das Herz zerpalten.
 Ach! laß uns unsern Arm vom Blute rein behalten! 800
 So Rom als Deutschland ist dein wahres Vaterland.
 Eins hat dich selbst erzeugt, eins für sein Kind erkannt.
 Ja kehre, wie du willst, das Schwert in deinen Händen;
 So wirfst du es doch stets auf deine Mutter wenden.
 So bleib' denn beider Sohn und sieh' im Schoß der Ruh' 805
 Zwar traurig, aber still der regen Zwietracht zu.
 Da Deutschland Aufruhr liebt und seine Sieger trüget,
 Erweist man ihm viel, wenn man es nicht bekriegeret.

Flavius.

So soll ich schuldig sein, daß meiner Bürger Blut 810
 Umsonst vergossen wird und keine Wirkung thut?

Segeß.

Ihr Blut wird fruchtlos sein, auch wenn wir sie beschützen.

Flavius.

Das Werk gelingt vielleicht, wenn wir es einig stützen.

Segeß.

Nein! toller Herzen Rat verbessert Eintracht nicht.

Flavius.

Noch weniger der Zwist, der allen Fortgang bricht.

Segeß.

Doch deine Trennung kann den ganzen Krieg verhindern. 815

Flavius.

Sie wird der Deutschen Macht, nicht ihren Zorn vermindern.

Segeß.

Bedenke, was du kannst, und was dein Beispiel nützt.

Flavius.

Ist's Hermanns Beispiel nicht, das sie zum Krieg erhitzt?

Segeß.

Dein Beispiel ist genug; drum setz' es ihm entgegen.

Flavius.

820 Ein Herzog meines Volks wird mehr als ich vermögen.

Segeſt.

Nach du kannst Herzog sein. Er ist nichts mehr als du.

Flavius.

Doch aller Völker Wahl spricht ihm den Vorzug zu.

Segeſt.

Nicht immer hat die Wahl den Würdigsten erhöht;

Doch, Flavius, ich weiß, was in dir widerstehet.

825 Ist's möglich, daß dein Herz ein Ansehn, das es ehrt,

Und seinen Ehrgeiz mehr als alle Gründe hört?

Recht, Klugheit, Großmut, Pflicht sind auf des Friedens Seite;

Dein Vater und die Scham ermuntern dich zum Streite.

Ach! womit stärk' ich doch in dir die schwache Treu',

830 Daß ihr das Vorurteil nicht überlegen sei?

Wohlan! wenn deine Brust der Vatername rühret,

Wenn dich das Ansehn lenkt und fremdes Beispiel führet:

So sieh', ich biete mich zu deinem Vater an;

Thusnelde werde dein, doch folge meiner Bahn!

835 Erkenne mein Bemühen, für deine Lust zu sorgen,

Und halt', was Marcus weiß, Segesten nicht verborgen.

Du selber hast gesehn, was Hermann sich erkühnt,

Wie wenig er mich ehrt, und ob er noch verdient,

Daß sein Blut, das durch Haß auch mich zum Hassen dränget,

840 Mit meinem Blute sich in meinen Enkeln menget.

In dir hab' ich bisher ein biegsam Herz erkannt;

Was jener nicht verdient, nimm du von meiner Hand.

Entwaiffne deine Brust von wilder Lust zu streiten,

Und laß die Liebe dich zu deinen Pflichten leiten.

845 Schon viele, die ich weiß und iht versammeln will,

Ergreifen gleichen Rat. Man streite; sie sind still.

Wenn ja die Deutschen sich mit Unglück überschütten,

Bleib' jemand unschuldsvoll, für ihre Schuld zu bitten.

Zweiter Auftritt.

Adelheid, Thusnelde, Flavius.

Adelheid.

Hier ist schon Flavius, Thusnelde, siehst du ihn?
 Nicht lange werden wir vergebens hier verziehen, 850
 Und hier wird unter Wunsch und Hoffnung, bald zu siegen,
 Das kriegerische Gebot der Fürsten uns vergnügen.
 Sohn, wie hat dich dein Mut so zeitig hergebracht?
 Was ist's, das dich geschwind und jene säumig macht?

Flavius.

Die Sorge für das Heer hat jener Fuß verweilet, 855
 Doch darnach frage nicht, warum ich hergeeilet.

Thusnelde.

Verweilet jener Fuß die Sorge für das Heer?
 Und du führst gleiches Amt, und sorgest nicht so sehr?

Flavius.

Wie drück' ich mich doch aus, und was soll ich dir sagen?
 Ihr Götter, soll ich noch für andre Sorge tragen, 860
 Da ich in mir gequält und in dem bangen Sinn
 Von Sorgen mehr erfüllt als alle Fürsten bin?
 Ihr Mut, der sie betäubt und keinen Zweifel höret,
 Wird igt durch keinen Ruf von Pflicht und Treu' gestöret.
 Sie gehn von Mann zu Mann, und ihre Raserei, 865
 Die alles Volk entbrennt, entflammt sich selbst dabei.
 Ich aber muß in mir mit tausend Zweifeln streiten.
 Das ungewisse Herz wankt zwischen beiden Seiten.
 Es faßt sich, es beschließt; doch jeden Augenblick
 Schlägt eine neue Flut von Schrecken es zurück. 870

Adelheid.

Prinz, wer zum Treffen geht, der muß beherzter sprechen.
 Da dir dein Volk befehlt, ist Zweifeln ein Verbrechen.

Flavius.

Ist Zweifeln ein Vergehn, wenn es der Dank erregt?
 Ist das ein träges Herz, das denkt und überlegt?
 Kann ich entschlossen sein, und willst du, daß ich fechte, 875
 Eh' sich mein Herz befragt: geschieht es auch mit Rechte?

Ach! Rom und Deutschland reizt zu gleicher Dankbegier,
 Und beider Liebe kämpft, und keine siegt in mir.
 Ja, ja, ich will's gestehn, und ohne mich zu schämen:
 830 Ich zweifle, wider Rom ein tödlich Schwert zu nehmen.
 Ihr Götter, die ihr seht, was meine Seele plagt!
 Ihr Bäume, die ihr wißt, was mir Segeßt gesagt,
 Und wie die schwache Brust sich' gegen ihn gewehret,
 Und wie er mich bekämpft, als Zeugen angehöret!
 835 Soll' nicht bei blinder Angst und ungewisser Pein
 Die Liebe Richterin in meinen Zweifeln sein?
 Und bei so gleicher Macht von Widerspruch und Gründen
 Sollst du, geweihter Trieb, nicht endlich überwinden?
 Prinzessin, ende du des Herzens lange Qual;
 890 Was ich beschließen soll, stell' ich in deine Wahl.
 Da meine Pflichten sich zu beiden Völkern gleichen,
 Da Rom und Deutschland winkt, so muß doch eines weichen.
 Befiehl denn dieser Brust, die beide gleich geliebt;
 Dem Teile tret' ich bei, der mir Thusnelden giebt.

Thusnelde.

895 Ich weiß nicht, Adelheid, was mir dein Sohn gesaget,
 Warum er mich um Rat bei seinem Zweifel fraget?

Flavius.

Prinzessin, scherze doch mit meiner Unruh' nicht.
 Ja wohl such' ich bei dir den Rat, der mir gebriecht.
 Dein Vater, der mein Herz des deinen wert befunden,
 900 Hat izt erst mein Geschick mit deinem fest verbunden.
 Dem Hermann sei gedankt, der ihn beleidigt hat!
 Ich bin durch dich beglückt an meines Bruders Statt.
 Wenn ich von Streit und Kampf den Degen müßig lasse,
 In diesem Kriege ruh', den ich verfluch' und hasse,
 905 Und das beschließen will, was auch dein Vater thut,
 So hab' ich dich zum Lohn und schone römisch Blut.
 Doch ich will Spieß und Tod auf deine Feinde schießen.
 Da sie mir wohlgethan, will ich ihr Blut vergießen,
 Wenn dein und Deutschlands Wink nach einem Zwecke zielt,
 910 Wenn du mir auch befiehlst, was Deutschland mir befiehlt,
 Und ich statt alles Ruhms und statt der schönsten Beute
 Nur dieses hoffen darf, daß ich dein Herz erstreite.

Thusnelde.

Prinz, du bist nicht nur kühn, du bist auch ungetreu;
 Selbst die Natur in dir weicht der Verrätherei.
 Wohlan denn! wird von dir auch Hermann hintergangen, 915
 Was kann dein Vaterland von deiner Treu' verlangen?
 Geh', laß dein feiges Schwert in faulen Händen ruhn;
 Denn du wirfst für dein Volk nicht Heldenwerke thum.
 Mich frage nicht um Rat. Ich schämte mich mit Rechte,
 Wofern ich mehr in dir als deine Pflicht vermöchte. 920

Adelheid.

Sohn! sagst du alles dies vor meinem Angesicht?
 Und deiner Mutter Blick hemmt deine Kühnheit nicht?

Flavius.

Was hofft' ich? Was geschieht? und wie bin ich betrogen? —
 Ich irrte. — Nein! Segest ist mir umsonst gewogen. —
 Ist's möglich? Dieses Herz, das du allein erhitzt, 925
 Soll doch verstoßen sein, da es dein Vater stützt? —
 Was thu' ich? — Soll ich noch der Hoffnung Rest verscherzen?
 Im Kampfe Streiche thun, die mich doch selber schmerzen?
 Von deinem Vater gehn, der mir Versprechen giebt?
 Und dir gefällig sein, dir, die mich doch nicht liebt? — 930
 Nein! nein! ich muß den Rat von deinem Vater fassen;
 Die kleinste Hoffnung ist zu schön, sie zu verlassen.

Dritter Auftritt.**Adelheid, Thusnelde.****Adelheid.**

Thusnelde, dringt dir nicht sein Seufzen in das Herz?
 Quält dich nicht seine Pein? Verwirrt dich nicht sein Schmerz?
 So wolltest du ihm nicht den schwachen Trost vergönnen, 935
 Zu wählen, was er soll, noch seinen Mut entbrennen?

Thusnelde.

Du scherzest, Adelheid, und prüfest mein Gemüt.
 Das ist ein fauler Held, den nur die Liebe zieht;
 Den edler Thaten Reiz nicht von sich selbst bewegt,
 Und der im Schläfe liegt, bis ihn ein Blick erreget. 940

Es ist ein Eigennutz, der Sklavenjinne führt,
 Und nicht ein Göttertrieb, der Heldenseele rührt,
 Wenn man nur Gutes thut, um Liebe zu erjagen,
 Und sich nur groß bezeigt, ein Herz davonzutragen.
 945 Dem Himmel sei gedankt, daß noch mein Vaterland
 Der Krieger nicht bedarf, die ich ihm zugewandt.
 Was willst du, daß ich Kunst und Schmeichelei verschwende?
 Die Freiheit meines Volks hofft nicht auf solche Hände.
 Mein Herz ist nicht für den, der seine Pflicht vergißt.
 950 Du weißt, wem meine Treu' auf immer heilig ist.

Adelheid.

Ich weiß es, ja, mein Kind, und weiß es mir zur Freude:
 Die Tugend, der ihr dient, verbind' und segne beide!
 Daß dich von Jugend auf mein Haus erwachsen sah,
 Mein Herz dir offen war, mein Auge täglich nah';
 955 Daß ich an Mutter Statt dich deine Pflichten lehrte,
 Dir selbst zu Hülfe kam und deine Tugend näherte:
 Dafür ergieb dein Herz dem Hermann, mir zum Lohn!
 Und meiner Sorge Frucht erfreue meinen Sohn!
 Nicht den, der in der Brust die Tugend ausgereutet
 960 Und sonst nicht streiten will, wenn er nicht dich erstreitet.
 Den führt nicht Ehrbegier, nicht Bürgertreu', nicht Mut,
 Und jedes Wort von ihm verleugnet schon mein Blut.
 Dem Hermann sei dein Herz auf ewig zugesprochen.
 Da Flavius dich liebt, hat er schon viel verbrochen.
 965 O machte nur Segest nicht sein Verlangen kühn!
 Doch dieser will durch dich mir einen Sohn entziehen
 Und setzt, damit er sich den Römern günstig weise,
 Dich der Verrätereı zur Lockung und zum Preise.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Hermann.

Hermann.

Wie ist mir? trüget mich das dunkle Licht der Nacht?
 970 Welch Glück zeigt mir noch Thusnelden vor der Schlacht?
 Geliebte! dieser Kampf bricht meines Volkes Ketten,
 Und sollte dich zugleich aus Varus' Händen retten,

Wenn dich des Himmels Günst nicht eh'r als igt befreit.
 Doch diesem sei gedankt!. du bist in Sicherheit.
 Die Streiche meines Arms wird nun die Furcht nicht schwächen, 975
 Es möchte sie der Feind an deinem Leben rächen.

Thusnelde.

Ist's möglich, Wertester! so schontest du mein Blut?
 Und meines Todes Furcht bezähmte deinen Mut?
 Nein! hätte doch der Feind, sein Wüten darzulegen,
 Für dich und für mein Volk mein Leben opfern mögen! 980
 Je mehr er mich gequält, je mehr hätt' ich geglaubt,
 Daß du ihm seine Macht und seinen Stolz geraubt.
 Und dann hätt' ich entleibt im frohen Sitz der Götter
 Den Vätern kund gethan, du seist der Kinder Retter.

Hermann.

Nch glaube, die Gefahr, in die ich dich gesteckt, 985
 Hat zwar mein Blut bewegt, doch mich nicht abgeschreckt.
 Denn meinst du, daß ich igt den Ruhm, nach dem ich laufe,
 Ob du gleich sicher bist, mit minder Angst erkaufe?
 Dein Vater dienet Rom, dein Vater hasset mich;
 Und eines raub' ich mir, die Freiheit oder dich. 990
 Doch, daß mein Vaterland mich nicht als laulich schelte,
 Sollst du die Probe sein, wie viel es in mir gelte.
 Man sage, wenn man einst von meinen Thaten spricht:
 Thusnelden liebt' er sehr, doch mehr noch seine Pflicht!
 Zwar zitt'r' ich vor dem Dräun, dich ewig zu verlieren, 995
 Und doch will ich mein Volk zu Kampf und Freiheit führen.

Adelheid.

Thusnelde bleibt noch dein, und einer edlen Brust
 Dient Großmuth oft zum Glück und selten zum Verlust.
 Sohn, siege: so wirst du auch deine Braut ersiegen.
 Durch unsre Freiheit wird der Trutz Segeßens biegen. 1000
 Wenn seine Stütze fällt, wird er erniedrigt stehn,
 Und reuig wird er dann, was er versagt, erfehn.

Thusnelde.

Du, Hermann, hast gewählt, wie große Herzen wählen,
 Und liebest mehr als dich die Freiheit deutscher Seelen.
 1005 Da mich dein Herz gesucht, schien mir es liebenswert:
 Ist lieb' ich es noch mehr, da es mich nicht begehrt;
 Und da dich mein Verlust nicht auf der Bahn verweilet,
 Auf der dein edler Fuß zu Varus' Unglück eilet.

Wie froh will ich mit dir bis zu dem Heere gehn!
 1010 Wie froh will ich dich sehn an seiner Spitze stehn!
 O! daß mich dir dein Sieg zu eigen wieder brächte,
 Nur daß ich deinen Ruhm auf ewig teilen möchte!
 Dein Mut erhüb' auch mich, und dein Sieg wär' auch mein.
 Ach! werd' ich wohl beglückt mich deiner Wunden freun?
 1015 Und wenn sich Blut und Schweiß auf deiner Stirne mischen,
 Vom edlen Angesicht die tapfern Tropfen wischen?
 O nemte noch die Welt nach langer Jahre Zahl
 Der Römer Fall und Tod Thusneldens Ehgemahl!
 So würde man nach dir auch meine Tugend messen
 1020 Und sagen, ich sei groß, weil ich dein Herz besessen.

Hermann.

Ach! daß dein Vater doch, der grausame Zegeß,
 Den Adel deines Bluts an sich nicht blicken läßt,
 Mir so viel Untreu' zeigt, als du mir Treu' erweistest,
 Und so die Faulheit rühmt, wie du die Tugend preisest!
 1025 Dies Maul, das Frevel trüft und falsche Netze slicht,
 Dies Herz, wie nenn' ich es — wär' es dein Vater nicht,
 Dies Herz war treulos gnug, so manches edle Leben
 Und deinen Bräutigam den Banden hinzugeben.
 Der Deutschen großen Schluß und dieses Werk der Nacht
 1030 Hat sein verrätrisch Wort dem Varus hinterbracht.
 Bald hät' uns ungestraft sein Rat, der uns betrogen
 Und uns ins Lager zog, auch in den Tod gezogen.
 Doch sein gewohntes Gift, sein oft schon falsches Schmähn,
 Ließ diesmal in den Wind auch wahre Worte gehn.
 1035 Er, dem man oft getraut, doch oft umsonst geglaubet,
 Hat der Verrätere den Nachdruck selbst geraubet.
 Dein Bruder sagt' indes, was uns bereitet war.
 Wir rissen uns geschwind aus Lager und Gefahr:

Doch Varus suchte stets, was unsre Herzen schreckte,
In sich und nicht in dem, was ihm Segeß entdeckte. 1040

Thusnelde.

Ach! schone doch Segeßs von wegen meiner Ruh!
Die Ehrfurcht gegen ihn drückt mir die Augen zu.
Wenn du ihn schelten mußt, schilt ihn nicht vor Thusnelden.

Adelheid.

Hier nahet schon die Schar der unverletzten Helden,
Die knechtischer Betrug umsonst verraten hat. 1045
Und die Gefahr dräut Rom nunmehr an ihrer Statt.

Fünfter Auftritt.

**Sigmar, der Fürst der Chauzier, der Fürst der Catten,
die Vorigen.**

Sigmar.

Hier, Hermann, hast du nun des Kampfes frohe Stunde.
Es weckt ein heilig Lied aus tapfrer Barden Munde
Des Volkes Herzen schon. Uns aber soll der Hain
Ein Reiz zu edler Mut und kühnem Hoffen sein. 1050
Kommt, Fürsten, im Gesicht von Gott bewohnter Eichen
Euch zu befestigen, den Himmel zu erweichen!

Uns schwächt nicht, daß Segeß sich von dem Haufen reißt
Und die Verrätereï des trägen Herzens weist.
Nein! wir sind mehr gestärkt, seitdem er uns verlassen 1055
Und uns kein Mensch besleckt, den alle Götter hassen.

Hermann.

Glaubt, Helden, daß zu euch um seine Freiheit fleht,
Was icht von Deutschen lebt, und was noch einst entsteht
Das Volk, das sterben wird, will frei von dieser Erden,
Und das noch kommen soll, will frei geboren werden. 1060
Ihr Götter, laßt mir nur den Zorn, der mich erhitzt,
Und schenket mir ein Glück, das meine Kühnheit stützt;
So wird noch dieser Arm mit unbesiegten Kräften
Die Waffen meines Feinds an eure Bäume heften.

Sigmar.

- 1065 Ihr Götter, unser Mund vermischt schon Dank und Flehn.
 Ihr hießet unsern Fuß von Banden sicher gehn,
 Reißt das bedrohte Haupt aus großer Feinde Mitten
 Und laßt uns nicht einmal erst um Errettung bitten!
 Warum schloß' unsern Arm kein Zwang der Ketten ein,
 1070 Wenn ihr ihn nicht bestimmt, die Völker zu befreien?
 Wenn er dem Stolze Roms ein Werkzeug werden sollte,
 Damit es noch den Rest der Welt verheeren wolte?
 Ihr gabt ein groß Geschenk, eh' wir es noch begehrt;
 Doch macht das erste Gut uns durch ein andres wert
 1075 Und laßt die freie Faust nicht zu erhabnen Dingen
 Umsonst geschaffen sein und matte Waffen schwingen!

Fürst der Chauzier.

Ihr Götter, rettet uns!

Fürst der Catten.

Ihr Götter, führt den Streit!

Adelheid.

Laß uns mit ihnen gehn.

Thusnelde.

Hier bin ich, Adelheid

Hermann.

- Gilt und erobert euch der Väter alte Rechte
 1080 Und ißt unarmet mich zum letzten Mal als Knechte.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Thusnelde, Adelheid.

Adelheid.

Siehst du der Sterne Heer durchs Laub der Äste schimmern
Und den verneuten Mond*) der Römer Fall verschlimmern?
Dies ist die heilige, beglückte, frohe Zeit;
Die stets den Sieg verspricht und stets mit Sieg erfreut.

Thusnelde.

Was mir den Sieg verspricht, und woraus ich ihn merke, 1085
Ist meines Volkes Mut und meiner Götter Stärke.
Ich wart' in diesem Hain, ob ich noch leben soll.
Mein Geist ist in der Schlacht; mein Herz klopft hoffnungsvoll.
O Deutschland, freue dich! Nun wirst du neugeboren.
Mir schallt der Barden Lied noch immer vor den Ohren, 1090
Ihr mutiger Gesang, der ein Geschrei gebar,
Durch das er selbst gedämpft und überstimmet war!
Wie viel wird Hermanns Arm schon hingestrecktet haben
Und Leichen unter Blut und Leichen tief begraben.
Wie mancher tapf're Schritt wird, Deutschland zu befreien, 1095
Schon über Schanzen, Feind und Tod gestiegen sein!

*) Diese Gewohnheit der alten Deutschen, sich in wichtigen Handlungen nach dem Monde zu richten, bestätigen Tacitus und Cäsar. Jener, von den Sitten der Deutschen Kap. 11. Sie versammeln sich, wo nicht ein ungefährer und plötzlicher Zufall darzwischen kömmt, an bestimmten Tagen, wenn der Mond sich verneuet oder voll wird. Diese Zeit halten sie für die glücklichste zu wichtigen Unternehmungen.

Cäsar vom gallischen Kriege I, 50. Als er sich bei den Gefangnen erkundigte, warum Ariovist kein Treffen lieferte, erfuhr er: — — Ihre Matronen sagten, die Deutschen hätten keinen Sieg zu erwarten, wo sie vor dem Neumond ein Treffen lieferten.

Adelheid.

O stiegen aus der Höh' der Väter Schatten nieder
 Und schreckten unsern Feind und trennten seine Glieder!
 Der Toten kalte Hand, die aus der Gruft erwacht,
 1100 Gefelle sich zum Graun der schreckenvollen Nacht!
 Daß Zittern, ohn' Entschluß, noch eh' der Morgen taget,
 Der Feinde schauernd Heer in unsre Schwerter jaget,
 Und endlich sich der Arm des Himmels offenbart,
 Der lange seinen Zorn auf unsern Zorn gespart.

Thusnelde.

1105 Wahr ist es, Adelheid, der Himmel wird nicht schweigen,
 Er wird sich in der Kraft belebter Arme zeigen.
 Doch meinst du, daß er erst aus der gestörten Gruft
 Zum Dienste seines Winks verweste Scharen ruft?
 Ist deinem Sohne wohl, ein stolzes Heer zu töten,
 1110 Das lange müßig liegt, ein toter Held vonnöten?
 Willst du, daß seinen Sieg noch über List und Nacht
 Das aufgewachte Volk der Schatten kleiner macht?
 Ihr Bilder seid schon satt von ungemessner Ehre,
 Und Deutschland hofft von euch nicht Hülfe, sondern Lehre.
 1115 Ihr braucht nicht, daß ein Held, der erst zum Himmel eilt,
 Mit euch den neuen Ruhm ersochtner Siege teilt.

Adelheid.

Thusnelde, laß dich nicht durch deine Liebe führen;
 Die Freiheit deines Volks muß dich am meisten rühren.
 Was schadet's, ob mein Sohn geringern Ruhm erhält,
 1120 Wenn Deutschland nur sich hebt und Rom zu Boden fällt?

Thusnelde.

Ich will nicht, daß der Feind, damit nur Hermann siege,
 Durch unvollkommenen Sieg nur halbgebeug't liege.
 Wenn ein geübter Arm und feste Tapferkeit
 Mir den gewissen Sieg vergebens prophezeit,
 1125 So eilt, ihr Götter, selbst, die Feinde zu bezwingen,
 Und weckt uns Ketter auf aus odemlosen Dingen!
 Die Kräfte der Natur besetzt mit Haß und Gift,
 Daß alles, was verletzt, auf Rom zusammen trifft.

1113. Ihr Bilder, die im Hain aufgestellten Bildsäulen des Trisko und Mannus.

Damit nur stummes Leid und argwohndes Schweigen
 Und Gram in Finsternis und Seufzen ohne Zeugen 1130
 In diesen Grenzen nicht die Redlichkeit ersticht
 Und in der deutschen Brust ein Sklavenbrandmal drückt;
 Damit nicht Macht und Furcht uns in ein Tier verwandelt,
 Dem Sprach' und Umgang fehlet, und das gezwungen handelt,
 Für sich nicht sieht, nicht will und gänzlich ohne Sinn 1135
 Nur dem Gebisse folgt und niemals fragt, wohin?
 Damit nicht Schmeichelei, die große Kunst der Erde,
 Und Arglist und Betrug der Helden Zuflucht werde;
 Und Laster nicht ein Lob und Tugend Maferei
 Und Dummheit ein Verdienst und Klugheit strafbar sei. 1140
 Doch wo uns edler Mut und Kühnheit nicht gebrechen
 Und wir noch würdig sind, uns durch uns selbst zu rächen:
 So schenkt durch Hermanns Arm, was ihr uns zugebacht!
 Laßt ihn das Werkzeug sein und zeigen, daß ihr wacht!

Adelheid.

Dies sei! dies hoff' ich selbst. Mir beben alle Glieder, 1145
 Mein Geist empfindet schon die süße Freiheit wieder.
 Die ihr bisher den Schimpf, der euch in uns geschehn,
 Mit schweigender Geduld vom Himmel angesehen,
 Ihr Götter dieses Hains, und ihr, geweihte Schatten!
 Bald wird die Freiheit uns den alten Mut verstaten, 1150
 Mit dem wir vor der Zeit euch, Götter, angefleht,
 Euch, Helden, angeblickt, und uns zu euch erhöht.
 Denn freudiges Vertrauen wohnt selten bei dem Kränken.
 Nur wer sein eigen ist, kann leichtlich edel denken.

Wer naht sich, welch Geräusch kömmt durch die Bäume her? 1155

Thusnelde.

Sein Gang ist mir bekannt. Es ist, o Himmel!

Adelheid.

Wer?

Thusnelde.

Mein Vater. — Ach! er will, mein Auge soll erblicken,
 Wie er sein Vaterland läßt hilflos unterdrücken.

Zweiter Auftritt.**Segest, die Vorigen.****Segest.**

1160 Thusnelde, fleuch hinweg! Trau' nicht auf diesen Hain;
Er möchte dir zum Schutz nicht lange sicher sein.

Thusnelde.

Die Furcht wär' ungerecht und würde mir nicht nützen.
Mein Vater! Deutschland kann noch seine Götter schützen.
Ich sah, es folgte Mut den Deutschen in die Schlacht.
Wo so viel Kraft erscheint, wo so viel Blut erwacht,
1165 Ist Varus wenigstens noch nicht gewisser Sieger;
Und wollt' ich furchtsam sein, so schimpft' ich Deutschlands Krieger.

Segest.

Meinst du, weil Hermann sich der Wut zum Führer stellt,
Daß drum ein großes Heer den Aufruhr unterhält?
Du suchst das deutsche Volk in einem tollen Haufen,
1170 Der nach dem Treffen geht, um in den Tod zu laufen.
Ich und die starke Schar, die sich zu mir gewandt,
Wir machen Deutschland aus, wir sind das Vaterland!
Wir sind des steten Streits, der wilden Freiheit müde,
Und was man ferner wünscht, ist sanfter Dienst und Friede.
1175 Wir stehn dem Lager nah, doch stehen wir in Ruh'.
Ich hörte dem Geräusch erzürnter Waffen zu:
Doch auch verrätrisch Blut kann ich nicht sehen lernen.
Das Mitleid trieb mich an, hieher mich zu entfernen.

Adelheid.

Ist dies verrätrisch Blut, das für die Freiheit traußt?
1180 Ist das ein tolles Volk, das so zum Treffen läuft?
Die edler Mut regiert, die nennest du Verräter,
Und Sklaven schmückt dafür der Name meiner Väter?
Ihr, die ihr Knechtschaft wünscht und träge Werke thut!
Wosern auf eurer Schar das deutsche Volk beruht,
1185 So wohnt in Deutschland nicht die Hoheit großer Seelen,
Von der die Barden oft, doch ach! unsonst erzählen;
So sind die Deutschen nichts als Knechte voller Trug,
Nur zu der Bosheit kühn und zum Gewinnste klug;

So ist das deutsche Volk die schlechteste Last der Erde
 Und unwert, daß es noch ein Volk geheißten werde. 1190
 Doch Deutschlands Name kömmt auf deine Rotte nicht,
 So groß ihr Führer auch von ihrer Anzahl spricht.
 Dies Land wird immer noch ein ähnlich Bild der Alten,
 Ein würdiges Geschlecht Thuiskons aufbehalten.
 Die sind das deutsche Volk! — Nennt ihr euch, was ihr seid; 1195
 Erkaufte Sklaven Roms voll fauler Niedrigkeit!
 Mit diesem Namen steht, mit ruhigen Gemehren
 Das zornige Geräusch der Waffen anzuhören!
 Mit diesem Namen geht, verachtet eure Pflicht!
 Der Name spricht euch frei, indem der Deutsche sichts. 1200

Thusnelde.

Mein Vater, kannst du uns nicht gänzlich hassen lernen,
 Weswegen ließeß du das Mitleid dich entfernen?
 Warum trieb nicht vielmehr dich dein erweichter Sinn,
 Ins Mittel unsrer Not, zu unsrer Hülfe hin?
 Da hätte dann dein Schwert und deine That gezeiget, 1205
 Daß du noch menschlich seist und sich dein Herz gebeuget.
 Der ist nicht mitleidsvoll, der uns entfernt beklagt,
 Der Hülfe geben kann und der sie doch versagt.
 Der Beistand läßt allein ein wahres Mitleid merken,
 Und wenn du uns beklagst, so mußt du uns verstärken. 1210

Mein Vater, denke doch, wie viel verwandtes Blut
 Nur darum fruchtlos fließt, weil du im Streit geruht,
 Wie mancher Freund erblaßt und mitten im Erblaffen
 Die als Verräter strast, die ihn, wie du, verlassen.
 Den Vorwurf fürchte doch! Ach! kehre noch zurück! 1215
 Und bring' mit dir zugleich den Deutschen Sieg und Glück.
 Dir wird man schuldig sein, wosfern man überwindet;
 Dir, wenn man Freiheit sucht und ärgre Ketten findet.

Segest.

Ich aber warne dich, daß du nicht mehr verziehst:
 Sonst hast du selbst die Schuld, wenn du ein Unglück siehst. 1220

Thusnelde.

Du magst mir, wie du willst, von Fall und Unglück sagen;
 Ich will ein gleiches Glück mit meinen Göttern tragen.

- Dringt Feind, Gewalt und Mord in den beharrten Hain,
 So will ich länger nicht als dieser sicher sein.
- 1225 Den Göttern im Gesicht, die ißt noch nicht entweichen,
 Entheilige mein Blut zuerst die reinen Eichen!
 Dann rase Wut und Greul durch den entehrten Wald
 Und treibe meinen Gott aus seinem Aufenthalt!
 Dann stürz' ihr freches Beil auf meine kalten Glieder,
- 1230 Daß ich begraben sei, geweihte Bäume nieder!
 Dann truze hier Augusts abgöttischer Altar
 Die Götter, deren Macht sonst hier gefürchtet war!
 Ich aber werde nichts von dieser Schande sehen
 Und bei den Vätern sein, eh' alles dies geschehen.
- 1235 Grausamer! folgte mir nur nicht die Qual dahin,
 Daß du dies alles wirkst, durch den ich lebend bin!
 Du Mörder deines Kinds und Mörder der Getreuen,
 Die ißt des Todes sind, statt Deutschland zu befreien,
 Du bleibst noch in dem Reich der Schatten meine Pein!
- 1240 Da wird noch stets um dich mein Geist geängstet sein.
 Und in der Freude Schoß werd' ich an dich mit Kränken,
 Urheber unsers Falls und meiner Tage, denken.

Segest.

So seufze, bis du stirbst. Ich lasse dich allein
 Und irre hier vergnügt und ruhig durch den Hain

Dritter Auftritt.

Adelheid, Thusnelde.

Adelheid.

- 1215 Thusnelde, sage nun, hat Hermann schon gesieget?
 Der Römer schien erlegt, da doch der Deutsche lieget.
 Es steht der weiche Feind der Tapferkeit zum Trutz.
 Wenn er sich nicht beschützt, beut ihm die Hölle Schutz;
 Und länger noch die Welt mit Tyrannei zu schrecken,
- 1250 Will sie ihm Trost und Schild in unserm Zwist erwecken.

1231. Schlegel verbindet trocken regelmäßig mit dem Accusativ (wie das französische *braver*); so im *Ranut*, I, 1: *Trogt' ich nicht ungestraft die Stärke seiner Flotten?* V, 2: *Und daß man auch durch Mut das Schicksal tragen kann.* Ebenba: *So truze das Geschick, trug' es durch dein Verderben.* Vgl. auch S. 181. Übrigens findet sich diese französisierende Konstruktion auch bei Cramer und andern gleichzeitigen Schriftstellern.

Du, die du deines Volks Verderber ehren mußt,
 Ach! wie beklag' ich dich, beklagenswerte Brust!
 Den du als Tochter liebst, siehst du zum Haß der Erden,
 Zum Ursprung des Verrats und zum Verführer werden;
 Und fühltest, daß dein Herz an edler Ehrfurcht Statt 1255
 Sich nun des Blutes schämt, das dich erzeuget hat.
 Ich bin noch glücklicher, bin ich gleich zu bedauern.
 Ein Sohn erfreuet mich, der andre heißt mich trauren,
 Und stets zerstört in mir der träge Flavius,
 Was Hermann Großes thut, das mich erquickten muß. 1260
 Doch laß dich noch nicht ganz vom Kummer niederschlagen.
 Du warst vorhin beherzt, was willst du ißt verzagen?
 Du hattest vom Segest schon lange den Bericht,
 Die Bosheit mußtest du, nur ihre Wirkung nicht;
 So manchen Krieger hat uns sein Betrug entführet, 1265
 Der unser Heil verläßt, den ißt nicht Deutschland rühret.
 Wie kömmt es, daß dich ißt erst Qual und Sorge frißt?
 Ist nicht dein größtes Leid dies, daß er boshaft ißt?

Thusnelde.

Ach! hätt' ich wohl geglaubt, er würde nicht erschrecken,
 Er würde kühn und froh den frechsten Schluß vollstrecken? 1270
 Wie fälschlich hab' ich doch auf sein Gemüt gebaut!
 Der Großmut seiner Brust hab' ich umsonst getraut.
 Ich hofft', es würde noch die Kraft der edlen Lehren,
 Die er sonst selber gab, sein Herz zurücke kehren,
 Und Scham und Bürgertreu' noch mitten im Vergeln 1275
 Dem Ausbruch des Verrats mit Macht entgegen stehn.
 Zu schwache Tugenden, die ihr ihn erst regieret,
 Wie hat das Laster ihn aus eurem Arm entführet!
 Ach! wer will Bürge sein, wenn er dies Beispiel sieht,
 Daß unsre Tugend nicht mit unsern Jahren flieht? 1280
 O Eigennutz! du Trieb und Vater der Tyrannen!
 Was kannst du auf einmal für Regungen verbannen?
 Die Liebe für das Volk, Treu', Großmut, Ehrbegier,
 Erbarmen, Menschlichkeit und alles flieht vor dir.
 Er kann der Bürger Blut mit frohem Mund erwähnen, 1285
 Sein Aug' ißt unbewegt bei seiner Tochter Thränen.

- Der Götter Heiligtum, das bald der Feind erblickt,
 Schätzt er nicht wert genug, daß er den Degen zückt.
 Sein Fuß erzittert nicht, durch die geweihten Eichen,
 1290 Die Blut und Greul bedroht, spazierend hinzustreichen.
 Dies glauben, war zu schwer, da es noch nicht geschehn
 Selbst das, was er gethan, hab' ich oft nicht gesehn.
 Wie viel verhehlte doch die Ehrfurcht meinem Herzen!
 Wie viel verschwieg ich mir bisher von meinen Schmerzen!
 1295 Dies hab' ich nur gewußt, daß er die Herrschaft liebt;
 Doch wußt' ich, daß er auch den Frevel ruhig übt
 Und die Verrätere, die er so frech belachet,
 So vielfach durch die Zahl, die er verführt, gemacht?
 Es ist mein einzig Leid, daß er die Pflicht vergißt;
 1300 Doch immer seh' ich mehr, wie weit er von ihr ist.
 Was Wunder, wenn mein Gram mit seinem Laster steigt,
 Das der Entschluß zwar groß, die Wirkung größer zeigt?

Vierter Auftritt.

Flavius, die Vorigen.

Flavius.

Ach! Mutter, wo dein Zorn dich auf mich blicken läßt,
 So sage nur ein Wort. Wo find' ich den Segest?

Adelheid.

- 1305 Sprich! kömmt du auch, wie er, da Krieg und Schwerter wüthen,
 Mit deiner Trägheit noch den Göttern Troß zu bieten?
 Und da Natur und Pflicht in dir vergebens flehn,
 Mit ihm zum Zeitvertreib durch diesen Hain zu gehn?
 Vielleicht eilst du, ihn gar von seiner Bosheit Früchten,
 1310 Von deiner Römer Sieg, mit Freuden zu berichten.

Flavius.

O Nachricht, die kein Mensch mit Freuden sagen kann!
 O Ausgang, den ich sah und doch nicht überfann,
 Als ungerechter Dank und allzukühnes Lieben
 Das schon gezückte Schwert mir in die Scheide trieben,

Das auf Segestens Wort, der mich ihm folgen hieß, 1315
 Freund, Vater, Bruder, Volk allein im Kampfe ließ!
 Die Deutschen sehen schon die Grenzen ihres Lebens.
 Ihr Anfall ist geschwächt, ihr Widerstand vergebens.
 Der stärkere Römer macht viel hundert tot und bleich
 Und der Verwundten Zahl der Zahl der Krieger gleich. 1320
 Wer weiß, wie viel indes, da ich hinweg gegangen,
 Die letzte Wunde schon und ihren Tod empfangen?
 Und ob auf ihrem Ball, den Leichen übersät,
 Mein Vater vor dem Feind jetzt lieget oder steht?
 O käme mir Segest in diesem Hain entgegen! 1325
 Es würde sich in ihm noch spätes Mitleid regen.
 Ich weiß, daß er gewiß, wenn er dies alles hört,
 Sein Volk zum Treffen führt und Rom im Siegen stört.
 Er wird zum wenigsten die Wut nicht länger leiden,
 Des Streitens Richter sein und ihre Waffen scheiden. 1330
 Ach! daß er von uns ging und uns nichts wagen hieß,
 Da bei der Brüder Tod man edeln Unmut wies.

Adelheid.

Du, der das Herz gehabt, trotz deines Volks Befehlen
 Dem Lande deinen Arm, der ihm gehört, zu stehlen!
 Dem ungehorsam sein, siehst du als strafbar an, 1335
 Dem niemand ohne Schimpf und Frevel folgen kann,
 Und wagst nicht, bis es dir dein Führer erst erlaubet,
 Dem Vater beizustehn, dem man das Leben raubet?
 Geh', suche den Segest, erzähl' ihm alle Not,
 Was deinen Vater trifft, was deinem Bruder droht. 1340
 Verstärke, was du weißt, noch mit erdachtem Leide;
 Was du erzählen kannst, erzählst du ihm zur Freude.
 Es kann auf seinen Wunsch nicht Leid genug geschehn,
 Und wenn du Mitleid hoffst, wirst du ihn lachen sehn.
 Den fleh' um Beistand an, und lieg' auf deinen Knieen, 1345
 Bis daß dein Vater stirbt und deine Bürger fliehen.

Flavius.

Was hoffst du sonst von mir? Was kann wohl ich allein?
 Ein Opfer würd' ich bloß und nicht ein Helfer sein.
 Vermag mein schwacher Arm ein ganzes Heer zu schlagen,
 An das viel Helden doch ihr Blut vergebens wagen? 1350

Thusnelde.

Komm, Adelheid, was thut uns der Verräter Mund
Die Nachricht unsers Falls in fernem Haine kund?
Wir sind ja nie erstaunt, beim Anblick harter Schlachten
Der Unsern Mut und Noth mit Augen zu betrachten.

1355 Komm, laß uns der Gefahr nur herzlich nahe gehn,*)

Als Zeugen ihres Kampfs an ihrer Seite stehn
Und weisen, wenn sie nicht die Kraft zusammenfassen,
Wen sie in Varus' Hand und Rom zur Beute lassen.

1360 Wenn unser Zuruß dann ein Feuer angesteckt,
Das den gestärkten Arm mit neuer Macht erweckt,
So laß uns freudig sehn, was sie für Lohn erwerben.
Denn beides ist ein Lohn, Sieg oder rühmlich Sterben.

Flavius.

Prinzessin, schone dich! Denn dies ist deine Pflicht;
Begieb dich aus dem Schutz der treuen Götter nicht.

1365 Was drängest du dich hin zu den geschlagenen Heeren,
Durch deine Leiche noch der Leichen Zahl zu mehren?

Thusnelde.

Willst du, daß sich mein Herz, wie du, mit Furcht befleckt?
Willst du, daß mich ein Tod, den Helden suchen, schreckt?
Kann ich mein Vaterland dem Falle nicht entreißen,

1370 So fürcht' ich nicht, wie du, ein Opfer bloß zu heißen.
Wer weiß, wem sich mein Leib noch dort zum Schilde stellt?
Wer weiß, wem wohl mein Tod ein Leben noch erhält,
Das besser ist als meins und Deutschland mehr vonnöten,
So lang er nur vermäg noch einen Feind zu töten?

Flavius.

1375 Welch Leben ist wohl wert, durch deins erkauft zu sein?

Thusnelde.

Ein jedes, welches nützt, die Deutschen zu befreien.

Flavius.

Dein schönstes Leben gilt so viel als tausend Leben.
Soll ich nun auch für dich in Todesängsten schweben,

*) Eine solche Entschließung war den alten Deutschen nichts Ungewöhnliches. Tacitus von den Sitten der Deutschen Kap. 8. Es wird erzählt, daß Kriegsheere, die schon zum Weichen gebracht und der Flucht nahe waren, von Frauen mit neuem Mute befeelt worden sind, durch ihr dringendes Bitten oder dadurch, daß sie sich selbst den Feinden bloßstellten und die Männer an ihre nahe Gefangenschaft denken ließen. Denn sie fürchteten dieselbe mit einer weit lebhaftern Empfindung, eben um ihrer Frauen willen.

Da Vater, Bruder, Volk mir diese blut'ge Nacht,
 Die so viel Menschen frißt, schon unerträglich macht? 1380
 Mein Bitten kömmt izt nicht aus allzu kühnen Trieben.
 Ich bitte weiter nichts als nur, dich selbst zu lieben.
 Ja, wenn es dir gefällt, so sei dem Hermann treu:
 Dein Leben frißte nur, für wen es immer sei!

Thusnelde.

Wenn werd' ich doch einmal dich edel sprechen hören? 1385

Adelheid.

Wirßt du auch andre noch ein blödes Zagen lehren?

Flavius.

So höre dann, du Herz, das ich nicht brechen kann,
 Das letzte Lebewohl von meinen Lippen an.
 Der Streit, der Männer fällt und Helden heißt erblaffen,
 Wird dich nicht unverfehrt die Waffen trotzten lassen. 1390
 Wie gerne hielte dich mein Arm mit Macht zurück!
 Doch, wenn ich's wagen will, so schrecket mich dein Blick.
 Und wenn ich auch dein Blut dadurch erretten könnte,
 So will ich nichts mehr thun, das deinen Zorn entbrennte.
 Ach! wehren darf ich nicht, mein Flehn ist ohne Kraft, 1395
 Und helfen ist zu spät, wenn man dich hingerafft.
 Ach! komm' ich gleich zur Schlacht, kann ich Segesten beugen,
 So kommen wir doch nur als deines Blutes Zeugen.
 Dein unbewehrter Arm, der nie das Schwert gefannt,
 Thut deinem Tode nicht so langen Widerstand. 1400
 Ich Armer werde dann, wenn dir die Augen brechen,
 Anstatt dir beizustehn, nur deine Leiche rächen.
 Ach! sagtest du mir nur vorher ein günstig Wort!
 Sprich! bist du noch erzürnt?

Thusnelde.

Komm, eile mit mir fort!

Verlaß ihn, Adelheid!

Flavius.

Ihr Götter, wehrt den Waffen, 1405
 Und schützt sie, bis ich ihr kann Hülf' und Rettung schaffen!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Flavius, Segeß.

Flavius.

Noch immer irrst du hier mit gelassnem Tritte.
Wie lange willst du noch, daß ich vergebens bitte?
So oft sich nur dein Fuß ein wenig seitwärts lenkt,
1410 So glaub' ich, daß dein Herz an deine Bürger denkt.
Doch fruchtlos ist das Flehn, damit ich dich begleite,
Und deine Härte wächst, je mehr ich sie bestreite.

Segeß.

Die Härte macht mir Ruhm, wenn sie zum Guten zielt,
Und der ist allzu weich, der stets Erbarmen fühlst.

Flavius.

1415 Ich bitte nun nicht mehr um meines Bruders willen;
Er hat den Sturm gereizt und mag ihn wieder stillen.
Ich zeige dir izt nicht den Vater in Gefahr;
Du hattest ihn gewarnt, eh' sie gekommen war.
Du magst nur deinen Ruhm in deine Härte setzen
1420 Und nach der Grausamkeit dein männlich Wesen schätzen;
Es mag dein ganzes Volk ein Raub des Schwertes sein;
Du bist entfernt genug und hörst nicht ihr Schrein.
Doch deine Tochter ist mit gleicher Not umfangan
Und hitzig unter Schwert und Tod dahin gegangen.
1425 Es hilft nicht, daß sie selbst sich in Gefahr gestürzt.
Wenn sie das Leben schließt, hast du es abgekürzt.
Ist's noch ein Ruhm für dich, kein Mitleid zu empfinden?
Und kann dein eignes Kind dein Herz nicht überwinden?

Sageſt.

Ein Fürſt hat weder Kind noch Vater.

Flavius.

Ach Barbar!

Verleugneſt du dein Blut, dein treuſtes Kind ſogar? 1430

Ich trenne mich verführt von meines Vaters Hauſen
Und muß mit ſeinem Zorn mir dich zum Vater kaufen.

Der Himmel helfe nur und gebe dies dabei,

Daß nicht ſein Blut der Preis für deine Wohlthat ſei,

Und unfre Schläfrigkeit bei meines Vaters Sache 1435

Nicht ihn zum Sterbenden und mich zum Mörder mache!

Und ach! du töteſt die, für die ich alles thu'?

Die Tochter brachte bloß mich dir zum Sohne zu.

Die Tochter, die zwar ſelbſt mich hieß den Degen faſſen,

Um die ich doch geruht, willſt du verderben laſſen? 1440

Die Tochter, ohne die des werten Roms Gefahr,

Der Römer Bürgerrecht und Wohlthat kraftlos war,

Durch deines Mundes Wort und Warnen und Bemühen

Mich von dem deutſchen Heer und meiner Pflicht zu ziehen!

Ach! leider! Graufamer, was hab' ich für Gewinn, 1445

Daß ich verzagt und faul und ungehorſam bin?

Daß mich die ſpäte Welt noch wird Verräter heißen?

Den Lohn, den du mir gabſt, den läßt du mir entreißen.

Ich habe dir gehorcht, wo bin ich nun dein Sohn?

Ach! warum hofft man doch für Böſes guten Lohn? 1450

Ach! warum trauet man auf ſchmeichelnde Verſprechen?

Wer zu verführen weiß, weiß auch ſein Wort zu brechen.

Verräter! wenn dein Herz dein eignes Blut vergißt,

So denke, daß du mir die Tochter ſchuldig biſt.

Sageſt.

So geh und rette ſelbſt Thiusnelden vom Verderben. 1455

Ich weiß es, eh' ſie ſtirbt, ſo willſt du ſelber ſterben.

Flavius.

Du ſpotteteſt, Graufamer! und meine ſchwache Hand,

Die du gebunden haſt, iſt dir zu wohl bekannt.

Verräter! da du ſahſt, daß die verführten Scharen

Bei ihrer Brüder Blut gerührt und traurig waren, 1460

So flohſt du von uns weg und hießeſt deinen Sohn

Nichts unbefohlen thun und schrecktest ihn durch Drohn.
 Gieb nur erst meine Schar, gieb diese tapfern Brüder,
 Die ich dir zugeführt, mir zu Gefellen wieder.

1465 Mein Zuspruch hat sie faul und ungetreu gemacht,
 Mein Beispiel führte sie aus der gewünschten Schlacht.
 Laß diese wiederum von deinen Scharen trennen;
 Dann heiß mich in den Tod und nach Thusnelden rennen!

1470 Daß unser Schwert geruht, ist darum nicht geschehn,
 Um unsrer Bürger Tod, der Väter Blut zu sehn.
 Du, du betrogst mich nur! Mein Beispiel sollte nützen,
 Es sollte Schwert und Speiß kein Tropfe Bluts bespritzen;
 Und würd' ich mich mein Schwert zu strecken unterstehn,
 So sollte Heer und Streit gestillet rückwärts gehn.

1475 Hat meine Trennung nun den ganzen Krieg verhindert?
 Hab' ich der Deutschen Zorn mit ihrer Macht vermindert?
 Dies sagt' ich dir vorher: du aber glaubtest nicht,
 Bis Glück und Ausgang nun zu späte für mich spricht.

Ihr Helden, die ich ißt ohnmächtig nur beklage,
 1480 Der Friede war mein Zweck, nicht eure Niederlage!
 Ihr Seelen, die das Blut, das auf die Wahlstatt fleußt,
 In feinen Strömen mit aus euren Leibern reißt!

Kommt, eh' ihr noch zur Schar beglückter Schatten flieget
 Und da mit Wunden prangt, durch die ihr sterbt und sieget;
 1485 Kommt, übersallt das Herz des grausamen Segeß
 Mit Schauer, der den Geist nicht fühllos bleiben läßt!
 Daß Mitleid, Lieb' und Pflicht ihn uns zu helfen treibe,
 Daß noch ein Heldenrest in Deutschland übrig bleibe,
 Das Heer nicht hungeräfft, nicht Ruh' Verrätere!

1490 Noch meine Treu' für Rom des Vaters Todschlag sei.
 Es sei, daß du noch lebst, es sei, daß durch die Wunden
 Die tapf're Seele schon des Todes Weg gefunden:
 Mein Vater, so vergieb, daß ich dich nicht geschützt!
 Wie gerne hätt' ich dich mit größrer Kraft gestützt!

1495 Ich kannte meinen Arm. Bloß diesen anzubieten,
 Heißt Hülfe sonder Frucht, wo so viel Feinde wüthen.
 Doch ach! wen find' ich sonst, der Beistand hoffen läßt!
 Wenn alles helfen will, so hindert es Segeß.

Der herrschet über uns, den Unfern zum Verderben,
 1500 Und hört es unerweicht, wenn seine Freunde sterben.

So will ich denn allein der Pflicht Genüge thun.
 Wenn ich nicht siegen kann, so kann ich doch nicht ruhn.
 Es soll sich wenigstens mein schwacher Arm befehlen,
 Dich oder deinen Leib den Feinden zu entreißen.

Zweiter Auftritt.

Adelheid, die Vorigen.

Adelheid.

Prinz! wohin eilest du? Warum verziehst du nicht? 1505
 Treibt dir mein Anblick schon die Scham ins Angesicht?

Flavius.

Ich geh' allein und schwach, dem Vater beizustehen.

Adelheid.

So mußttest du nicht erst zu tauben Ohren flehen!
 Der Beistand kömmt zu spät, der igt erst kommen soll.

Flavius.

Was sagst du? Ach! dies Wort macht mich erstaunensvoll. 1510

Adelheid.

Berräter! werde rot bei deines Vaters Mute
 Und frage nun dein Herz! — Stammst du von seinem Blute?
 Indessen, daß dein Arm in fauler Ruhe liegt,
 Nicht für die Freiheit kämpfst, nicht für die Götter kriegst;
 Indessen daß dein Herz, das feiges Mitleid rühret, 1515
 Dich nicht zum Streite trägt und nur zum Bitten führet,
 Und wenn der Feinde Macht die Not aufs höchste treibt,
 In des Berräters Joch noch immer träge bleibt:
 So gab des Vaters Arm, den schon das Alter schwächte,
 Noch seine letzte Kraft für seines Volkes Rechte. 1520
 Sein Auge, welches ich verlöschend noch geküßt,
 Hat einen Tod gesehn, des du nicht würdig bist.

Flavius.

Hier siehst du nun, Segeßt, worein du mich gerissen.
 Was lag dir doch daran, daß ich dir folgen müssen?
 Nach langem Widerstehn, das du durch Schmeicheln brachst, 1525
 Durch Hoffnung manches Guts, das du zu kühn versprachst,

- Durch manches eitle Wort von selbsterdachten Pflichten,
 Von unsers Kampfs Gefahr, von unsrer Ruhe Früchten,
 Hast du aus einer Brust, die Böses nie gedacht,
 1530 Den Abscheu aller Welt und meiner selbst gemacht.
 Ich Mörder und ich Knecht von fremden Frevelthaten!
 Du hast den Lohn dafür, und ich hab' ihn verraten.
 Der Helden Tod zu sehn, dies wünschte deine Brust;
 Dies war vorhin dein Zweck und ist nun deine Lust.
 1535 Dein Auge, das nicht thränt, wenn alle Helden fallen,
 Dein Mund, der stille schweigt, wenn tausend Klagen schallen,
 Und gegen jeden Sturm mit Stummsein sich bedeckt,
 Zeigt, was du längst gesucht und nur bisher versteckt.
 O Abgrund voller List, den ich zu spät erblicket!
 1540 Da ich dich endlich seh', so bin ich schon berücket.
 Von meiner Frevelthat ist keine Wiederkehr.
 Den ich beleidigte, der höret nun nicht mehr,
 Und ist voll Gram und Zorn bei seines Sohns Verbrechen
 Aus dieser Welt gecilt, vom Himmel sich zu rächen.
 1545 Ach! Vater! hätte doch das Schwert, das dich verletzt,
 Noch kurze Zeit den Stoß voll Unglück ausgefetzt;
 Du solltest lange noch durch mich errettet streiten,
 Du kämpfdest iht für uns, und ich an deiner Seiten!

Adelheid.

- Ihr Götter! die ihr ihn nicht höher ehren könnt
 1550 Und ihm noch alt und schwach ein tapfres Ende gönnt!
 Euch dank' ich, daß er nicht sein hochgebrachtes Leben
 In meinem Arme krank und fruchtlos aufgegeben;
 Daß ihr sein stockend Blut noch für sein Volk gebraucht,
 Und er fürs Vaterland den Odem ausgehaucht.
 1555 Ich sah dich, edler Greis, mit jungen Kräften stehen,
 Den Degen uns zum Schutz, nicht bloß zum Beispiel drehen,
 Und kämpfen, daß kein Feind dir eine Wunde schlug,
 Der nicht von dir an sich schon eine größere trug.
 Ich sah dich hitzig sein und dennoch weise bleiben
 1560 Und deine Tapferkeit die Vorsicht nicht vertreiben.
 Dein Auge lief noch stets in Finsternis und Nacht,
 So weit es möglich war, durch die verwirrte Schlacht.
 Du riefst dem Hermann zu: Hier ordne doch die Glieder!
 Hier treib' sie weiter an! hier weicht man; bring' sie wieder!

Ein solcher Held war wert, eh' ihn der Geist verließ,
Daß ihm das Glück noch den Sieg in Hoffnung wies. 1565

Segest.

Dies Ehrenlied, das erst nach Blut und Tod vergnüget,
Erwartet alle schon, die wider Rom gekriegeret.

Adelheid.

Dies hoffst du, Mörder, zwar; doch es wird nicht geschehn.
Du wirst sie zwar gerühmt, doch nicht erblasset sehn. 1570

Vielleicht erscheint man bald mit andern Ehrenliedern
Und wird für unsern Sieg den Göttern Dank erwidern.
Der Feinde starke Zahl hat unsrer Völker Kraft
Und unsrer Helden Kern nicht gänzlich hingerafft.
Denn wisse, du vertraust des Vaterlands Verderben 1575
Zu edlen Händen an. Dein Sohn läßt uns nicht sterben.

Als von den Kriegern schon der halbe Teil erblich,
Der halbe kraftlos war und, obwohl ungeru, wich;
Die Weiber nur umsonst ins tiefste Treffen liefen
Und ihrer Männer Mut und Kraft zusammenriefen; 1580

Als Knechtschaft oder Tod auf unserm Haupte hing,
Das Feld verloren war und Deutschland unterging:
So riß dein tapfrer Sohn dein knechtisch Hoffen nieder
Und rief den deutschen Ruhm aus seinem Tode wieder.
Er warf die Binde weg, durch die er zum Altar 1585

Als Priester und als Knecht mit Schmach verdammet war.
Dein Siegmund braucht dein Heer zu seiner Bürger Leben
Und führt es besser an, als du es ihm gegeben.

Segest.

Was sagst du? Wer hat doch den Jüngling schon gelehrt,
Daß er des Vaters Wort nicht mit Erzittern ehrt? 1590

Adelheid.

Das Vaterland, die Pflicht, ein Trieb des Heldenmutes,
Der guten Sache Recht, Erbarmung unsers Blutes,
Die Feindschaft gegen Rom, der Seinen billig Flehn,
Der größten Helden Tod, sein eignes Wohlergehn,
Die Freiheit: alles das, was du empfinden solltest 1595
Und du verleugnet hast, da du nicht helfen wolltest.
Dies lehrt' ihn, keine Rut vom wilden Vater scheun
Und, wenn du Böses willst, dir ungehorsam sein.

- Sprich, wer belohnt dir nun dein mühsames Verführen?
 1600 Nun steig' noch auf den Thron, als König zu regieren.
 Dein Varus, der dein Schutz, dein Herr, dein Alles war,
 Schwebt mehr als wir zuvor in tödlicher Gefahr,
 Und ihm kann nicht, wie uns, ein Heer zu Hülfe kommen,
 Das ihm Verrätereit und Bösheit erst genommen.
 1605 Man kämpft mit frischer Kraft, und nichts hemmt ihren Lauf.
 Du hobst uns einen Teil geschickter Krieger auf,
 Damit in tiefster Not, bei sinkendem Gefechte,
 Der Deutsche neues Volk zum Siegen haben möchte.

Segest.

- O! welch verfluchtes Glück hat meinen Zweck zerstört
 1610 Und das, was ich gethan, selbst wider mich gekehrt!

Adelheid.

Wer Niederträchtigkeit und Trug umsonst verschwendet
 Und immer Böses thut, das sich auf Gutes endet,
 Der hat in Schimpf und Scham um die verlorne List,
 Wie du, die Strafe schon, die selbst die Seele frist.

Flavius.

- 1615 Welch fröhliches Geschrei erschüttert schon die Eichen!
 Der Sieger naht heran. Wohin soll ich entweichen?
 Versteckte doch die Nacht mein schamrot Angesicht!
 Ach! sah' mein Auge nur der Sieger Wunden nicht!
 Ach Lieb'! ach Thorheit! ach! was habt ihr mir entrißen!
 1620 Ich soll so schönen Sieg, so schöne Wunden missen.

Segest.

Es nahe, wer da will, ich werde nicht erschreckt.
 Weil noch Thusnelde lebt, so weiß ich, was mich deckt.

Dritter Auftritt.

Der Fürst der Catten, nebst einigen von seinen Soldaten, die Vorigen.

Der Fürst der Catten.

- Ist denn kein Römer mehr auf seiner Flucht zu finden?
 Ihr Catten, haben wir nichts mehr zu überwinden?
 1625 Sagt, ob für unser Schwert kein Feind mehr leben muß?

Wen seh' ich? Ist dies nicht Segest und Flavius?
Auf, Brüder! auf, umringt hier unsre größten Feinde.

Flavius.

Ach! nun bin ich dahin.

Segest.

Wen sucht ihr? Wir sind Freunde.

Der Fürst der Catten.

Dein Mund bejaht umsonst, was deine That verneint.
Wer ein Verräter ist, ist keines Deutschen Freund. 1630
Du Knecht der Römer sollst ihr Schicksal auch erblicken,
Sieh' dieses Schwert und geh', wohin wir Römer schicken!

Segest.

So seid ihr noch nicht satt und alle Römer tot,
Daß ihr noch Opfer sucht und nun auch Deutschen droht?

Der Fürst der Catten.

Brauch' diesen Namen nicht, der dir ein Schimpf geschienen. 1635
Du magst den Römern nun auch bei den Toten dienen.
Die Feinde sind dahin; du fehlst noch allein
Und sollst für unser Schwert der letzte Römer sein.

Segest.

Hier will ich es getrost vor meinem Gotte sagen:
Das Schwert, das mich verlegt, wird einen Deutschen schlagen. 1640
Glück zu! denn Rom ist hin, und wir sind unbedrängt;
Durch euren Heldennut ist unser Joch zersprengt.
Die Herren sind gestürzt, die ich wie ihr verfluchte.
Ihr habt durch Macht gethan, was ich durch Schmeicheln suchte.
Ich bin durch ihren Fall sowohl befreit als ihr; 1645
Den Ruhm habt ihr davon, den Nutzen laßt auch mir.
Meint ihr, daß den Segest die Knechtschaft nicht betrübet
Und jemand Odem holt, der nicht die Freiheit liebet?
Doch dienen, wenn man muß, und thun, wie ich gethan,
Und raten, wie ich riet, sah ich für Klugheit an. 1650
Glaubt, Bosheit und Verrat blickt nicht aus meinen Thaten;
Nur Vorsicht blickt daraus, die euch zum Wohl geraten.
Ich, der euch widersprach und euch zum Frieden riet,
Niet, wie man raten soll, wenn man aufs Ende sieht.

- 1655 Wer fürchte wohl nicht Rom nach wiederholten Siegen?
 Wer griff die Waffen an und durfte nicht erliegen?
 Wenn igt das Leben folgt, wo ich den Tod gesehn,
 So ist's durch höhre Macht und nicht durch euch gesehn.
 Ihr Götter, sollen denn durch Blindheit dieser Erden
 1660 Die Thaten eurer Hand mir zu Verbrechen werden?
 Mein Frevel, mein Verrat ist Treue sonder Wut,
 Und daß ich nicht gewußt, daß ihr ein Wunder thut.

Flavius.

- Verstellter, ach! verlaß dein schon entlarvtes Heucheln;
 So süße sprach auch da dein Mund voll Gift und Schmeicheln,
 1665 Als er die Frevelthat, daß ich mein Volk verließ,
 Mir als den schönsten Schluß der größten Seele wies.
 Wenn ihr Erfahrung ehrt, so schließt vor ihm die Ohren,
 Ihr Deutschen; denn sein Wort hat mir den Tod geboren

Der Fürst der Catten.

- Sein Volk soll selber sehn, was sein Verbrechen sei,
 1670 Ob Vorsicht oder List, ob Untreu' oder Treu'?

Flavius.

Ich kenn' es. Es ist Mord, Verachtung aller Götter,
 Verleugnung seines Kinds, Verfolgung eurer Retter
 Und Blutdurst und ein Trieb, der nur zu herrschen eilt.
 Ach! hätt' ich es gekannt, eh' ich's mit ihm geteilt!

Adelheid.

- 1675 Sohn, sei nur einmal groß. Du sündigtest voll Zagen;
 So sei nur igt beherzt, die Strafe zu ertragen.

Flavius.

- Ach! Mutter, sieh' mich hier bereit zum Tode stehn.
 O wüßte nur mein Blut mein trauriges Vergehn!
 Ich will nicht Heuchelei zu meinem Laster setzen
 1680 Und mein Verbrechen nicht für klug und edel schätzen.
 Ihr Deutschen, reißt mich nur aus meinen Freveln fort.
 Straft Trägheit und Verrat und Lieb' und Vaternord.
 Raubt, wes ich unwert bin, raubt mein beschimpftes Leben;
 Denn ferner kann es mir nicht Lust, nicht Ehre geben.
 1685 Mein Leib ist meines Geists verhaßter Aufenthalt.
 Wenn ihr gerecht sein wollt, so eilt und seid es bald!

Spart mir durch einen Streich, den ich verlang' und preiße,
 Der Sieger Blick und Stolz und spottende Verweise.
 Erspart mir Scham und Qual bei Hermanns Ruhm und Glück,
 Erspart mir seiner Braut verachtungsvollen Blick!

1690

Fürst der Catten.

Thusnelde lebt schon dort, dich dorten zu beschämen:
 Das Reich der Schatten wird dir deine Qual nicht nehmen.

Segeß.

Und wie? Thusnelde lebt in einer andern Welt?
 Verflucht sei'n Schwert und Arm, die sie und mich gefällt!

Flavius.

Soll meine Schande mich auch bei den Toten quälen?

1695

Adelheid.

Entreißt der Himmel uns denn alle große Seelen?

Segeß.

Nun tret' ich schon als tot vor einen Richter hin,
 Bei welchem ich verdammt und ohne Fürspruch bin.
 Mein Herzog und mein Feind kann nun mein Sohn nicht werden.
 Die Tochter zieht mich mit zum finstern Schoß der Orden.
 Euch, Catten, bloß euch selbst ersuch' ich um Gericht;
 Den Richter scheu' ich bloß, den Richtstuhl scheu' ich nicht.
 Ihr Götter, laßt die Nacht nur einen Blitz durchbrechen;
 So soll ein alter Leib voll Narben für mich sprechen.
 Bei meiner Jugend Ruhm und Wunden schwör' ich's zu:
 Nicht aus Verrätereı erwählt' ich Fried' und Ruh'!
 Laßt meine Tugend nicht vor schlimme Richter ziehen:
 Sprecht selber, spricht gerecht und laßet mich entfliehen!

1700

1705

Adelheid.

Du dünkest dich gerecht und suchest zu entfliehn?

Segeß.

Ich flieh', ein reines Blut dem Morde zu entziehen.

1710

Adelheid.

Du zeigst Wunden auf und fürchtest dich, zu sterben?

Segeß.

Ich litt sie, groß zu sein, nicht aber zu verderben.

Adelheid.

Verzagter! krönst du so das Ende, das dir naht?

Fürst der Catten.

- 1715 Solch Sterben schicket sich zu Knechtschaft und Verrat.
Als Sklave lebest du und furchtest dich, wie Sklaven;
Doch hoffe nichts von uns, bloß Hermann soll dich strafen.

Flavius.

- 1720 Ihr Catten, laßt mich bald ins Reich der Schatten gehn,
Da meine Schuld bereun und um Vergebung flehn,
Wo, ohne Brudertreu' und Freundschaft zu betrüben,
Vielleicht vergönnet ist, ein edles Herz zu lieben.

Ihr Helden, ach! vergeßt bei eurer Siege Pracht,
Daß Hermanns Bruder sich Segesten gleich gemacht!
Schickt Namen und Vergehn mit mir zugleich zu Grabe
Und sagt der Nachwelt nicht, daß ich gelebet habe.

Fürst der Catten.

- 1725 Hier naht sich Hermann schon und seines Kampfes Frucht;
Hier fleh' du um den Tod und du um deine Flucht!
Doch hört erst, euch zur Scham, den Göttern Dank erschallen
Und schmückt noch den Triumph, durch welchen ihr gefallen

Adelheid.

- 1730 Du Schatten des Gemahls, der izt der Welt entflohn,
Wirf einen Blick herab und sieh' auf deinen Sohn!
Zeig' ihn den Helden an, bei denen du izt schwebest,
Und teile meine Lust, auch da du nicht mehr lebest.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Hermann, welchem die Waffen des Varus und zween eroberte
Äbler nachgetragen werden, der Fürst der Chauver.

Hermann.

- 1735 Ihr, Götter, habt erfüllt, was ihr mich hoffen ließt.
Das Blut ist nicht umsonst, was auf der Wahlstatt fließt.
Hier bring' ich aus der Schlacht mit Ruhm bekrönte Brüder,
Beglückte Wunden, Sieg und unsre Freiheit wieder.

O mischte nur der Tod so mancher Heldenbrust
 Nicht Unglück in das Glück und Thränen in die Lust!
 Weint, Freunde, denn ihr Blut verdient, beweint zu werden;
 Der Tugendhaften sind nun weniger auf Erden! 1740
 Sagt ihrer Tapferkeit durch euer Trauern Dank,
 Und ihren Sieg erhöh' der Barden Lobgesang.
 Mein Vater starb bei mir. — Wer aber kann's erzählen?
 Wie starb die edelste von allen Weiberseelen?
 Mein Auge, welches stets an meinen Feinden hing, 1745
 Sah nur, auf wen ich stieß, nicht wie es ihr erging.
 Verschweigt der Erde nicht, wie man im Fallen sieget;
 Ihr Tod betrübet mich, die Art davon vergnüget.

Fürst der Chauzer.

Freund, als des Vaters Tod der Deutschen halbe Schlacht
 Auf eine Zeit erstarrt und Steinen gleich gemacht, 1750
 Sah ich auf deine Braut ein Heer von Römern bringen.
 Ihr helfen konnt' ich nicht und sah sie doch umringen.
 Ein Degen, welchen sie aus einer Leiche riß,
 Macht' ihren Arm bewehrt, doch ihren Tod gewiß.
 Ihr Mut hat sie verderbt. Wer so zum Tod entschlossen 1755
 Und so umringet war, hat sein Blut wohl vergossen.

Hermann.

So fahre wohl, du Geist, der zeitig von uns fährt
 Und sterbend noch bezeugt, er sei des Lebens wert.
 Mich deucht, du bittest noch, dir für dein Blut zu lohnen,
 Und bittest nur um eins, den Vater zu verschonen. 1760
 Segest, drum bleib ein Fürst, wie du gewesen bist,
 Doch ohne Dienstbarkeit, Verrätereit und List.
 Daß man dir Gnad' und Huld für deine That gewähre,
 Soll meine Beute sein, die ich vom Volk begehre. —
 Du, Bruder, warst zu schwach und gabst der List Gehör! 1765
 Als Herzog schenk' ich dir's, als Bruder thu' ich mehr.
 Mein Herz entschuldigt dich. Verstöret nicht ihr Schweigen,
 Ihr Brüder; denn es scheint von ihrer Neü' zu zeugen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Siegmund, Thusnelde.

Siegmund.

Die Götter, deren Rat zu unserm Wohl gediehn,
 1770 Verkaufen dir den Sieg so hoch nicht, als es schien.
 Hier, Hermann, bring' ich dir dein bestes Gut zur Beute,
 Das man gefangen hielt und ich zuletzt befreite.

Hermann.

Ach! wie erfreust du mich! Willkommen, edler Held!
 Du bist allein zum Glück der Menschen auf der Welt.
 1775 Was hat mein Volk und ich, das du uns nicht gegeben?
 Erst gabst du mir den Sieg, igt giebst du mir das Leben

Thusnelde.

Dich, Hermann, fleh' ich auch nun um mein Leben an . . .

Hermann.

Das, was du bitten willst, das hab' ich schon gethan;
 Dein Vater ist mir wert. Dies darfst du nicht erst bitten
 1780 Nun gebt dem Himmel Dank, ihr, die ihr wohl gestritten
 Euch Göttern bring' ich hier des Varus Waffen dar,
 Der zur Verzweiflung floh und selbst sein Mörder war.
 Hier hänget nun dein Gott, Segest, an dieser Eichen,
 Dir zur Erinnerung und uns zum Siegeszeichen.

1785 Thusnelde, schmückte nicht dies alles diesen Hain,
 So würden ich und du vielleicht getrennet sein.

Ihr Adler, die mein Arm dem Feinde selbst entrißen,
 Hier prangt und laßt von mir die späten Tage wissen
 Und werdet ein Panier, das stets die deutsche Welt
 1790 Den Feinden furchtbar macht und ihren Glanz erhält.

Ihr Krieger, die ihr lebt, ihr, die der Tod beehret,
 Du Siegmund, dessen Mut uns unsern Sieg bescheret;
 Es kröne Deutschland stets ein Ruhm, der uns nicht weicht,
 Ein Glück, wie unsers ist, ein Mut, der eurem gleicht!

Die stumme Schönheit,
ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Richard, ein alter reicher Mann vom Lande.	
Jungwitz, ein junger wohlhabender Mensch vom Lande.	
Jakob, Jungwitzens Bedienter.	
Lakonius, ein Philosoph.	5
Frau Praatgern, eine Bürgerwitwe.	
Charlotte, Richards vorgegebene Tochter.	
Leonore, der Frau Praatgern vorgegebene Tochter.	
Kathrine, die Bediente der Frau Praatgern.	
Der Schauplatz ist in der Frau Praatgern Hause.	10

6. Praatgern, richtiger geschrieben Pratzjerne, vom dänischen prate = die gern schwägt.

Erster Auftritt.

Kathrine, Jakob.

Jakob.

Nun! Ist denn hier kein Mensch zu hören noch zu sehen?
Wie lange sollen denn die Herren draußen stehen?
Es regt und rührt sich nichts. Bediente, Mägdechen! He!

Kathrine hinter der Scene.

Nun, nun! wer ist denn da? Geduld! wir trinken Thee.

Jakob.

5 Hier ist Besuch.

Kathrine hinter der Scene.

Es wird kein Mensch hier angenommen.
Wer uns besuchen will, mag den Neujahrstag kommen.
Soll meine Frau denn stets gepuht im Hause gehn?
Und im Alltagshabit läßt man sich doch nicht sehn.

Sie kömmt heraus.

Mein Freund, es ist schon gut. — Wem dient Ihr? Darf ich fragen?
10 Die Frau ist nicht recht wohl, ich will es ihr schon sagen.

Jakob.

So hoff' ich, daß man doch die Jungfer sehen kann?

Kathrine.

Wie? Jungfern! Nehmen die auch Mannsperonen an?
Nein, Gott bewahr' uns!

Jakob.

Nun! Ist das ein solch Verbrechen?
Sie darf doch wenigstens den eignen Vater sprechen?

Kathrine.

Was? Ist Herr Richard hier, der Jungfer ihr Papa? 15

Jakob.

Ja! Und es ist mit ihm noch jemand anders da,
Vor dem die Jungfern sonst nicht „Gott bewahr' uns!“ sagen.

Kathrine.

Nun sagt doch, wer denn?

Jakob.

Wie? Ist da noch viel zu fragen?

Kathrine.

Die Herren sei'n so gut und treten nur herein.
Denn meine Frau ist wohl und wird nicht lange sein. 20

Zweiter Auftritt.

Richard, Jungwih.

Richard.

Es sind nun zwanzig Jahr, da bracht' ich von dem Lande
Hier meine Tochter her in meinem Witwerstande.
Denn diese Bürger'sfrau hab' ich vorher gekannt;
Sie hat auch allen Fleiß auf ihre Zucht gewandt.
Nun werd' ich sie doch seh'n. Man hat es mir geschrieben; 25
Das ist ein englisch Kind, das Mägdchen muß man lieben.
Mein Herz klopf't schon in mir vor lauter Lust, Herr Sohn!

Jungwih.

Und mein's vor Ungeduld! Mich dünkt, ich liebe schon.

Richard.

Sie hat ein schön Gesicht und Augen, die recht brennen.

Jungwih.

Vom Vater wird sie die nicht anders haben können. 30

Richard.

Er schmeichelt, doch im Ernst: man sagt, sie sieht wie ich.

20. nicht lange sein, nachlässiger Ausdruck der Umgangssprache = nicht lange zögern.
— 26. englisch, engelgleich. — 31. sieht = sieht aus; ebenso kommt das einfache Verbum
zahlreich bei den besten Schriftstellern von Luther bis auf die Gegenwart vor, bei Wieland,
Goethe, Schiller, A. W. Schlegel, Müdert, Geibel u. a.

Jungwih.

Wenn sie noch besser sieht, ist es nicht schlimm für mich.

Richard.

Sonst ist sie Meisterin in allen Wirtschaftssachen.

Herr Jungwih, sie wird Ihn recht gute Süppchen machen.

Jungwih.

35 So viel verlang' ich nicht von ihrer eignen Hand.

Richard.

Hat, was sie schreibt, gleich nicht allemal Verstand:

Wenn sie mir Briefe schreibt, so sind es lauter Sprüche.

Und in der Rechenkunst versteht sie gar die Brüche.

Jungwih.

So hat sie viel gelernt?

Richard.

Gelernt? Mehr als genug!

40 Jegund erzieht man fast die Mägdchen gar zu klug.

Sie müssen sich den Kopf mit tausend Zeug zerbrechen.

Das dächt' Er nicht einmal: drei Sprachen kann sie sprechen.

Jungwih.

Doch ist sie auch belebt und spricht mit jedermann?

Richard.

Ei das versteht sich wohl, wenn sie drei Sprachen kann.

Jungwih.

45 Und spricht sie mit Verstand?

Richard.

Das weiß ich nicht so eben.

Doch sagt man, sie versteht recht nach der Welt zu leben.

Sie spielt, sie puht sich gut, sie trägt sich mit Manier,

Und klimpert überdas recht schön auf dem Klavier.

Jungwih.

Ach wie bin ich vergnügt! Ich schließ' aus allen Sachen,

50 Sie ist nach meinem Wunsch und wird mich glücklich machen.

Das Hauptwerk einer Frau ist nicht der Fleiß allein.

Zum Umgang nehm' ich sie, nicht um bedient zu sein.

Zwar viele freien so, wie man Gefinde mietet,
 Und wählen eine Frau, die nur das Haus wohl hütet,
 Die man zur Rechenschaft für alle Sachen zieht, 55
 Und die, sobald man winkt, uns nach den Augen sieht.
 Doch ich

Richard.

Ihr junges Volk spricht gern wie kluge Leute;
 Und wißt doch alles nur seit gestern oder heute.
 Wenn Er nur eine Frau, die Ihn hübsch pfleget, hat;
 Der Umgang dient zu nichts, davon wird man nicht satt. 60
 Laß' Er dem großen Volk den Wind von Komplimenten;
 Da thun oft Mann und Frau, als ob sie sich nicht kannten.
 Das schickt sich nicht für uns, wenn's ihnen gleich gefällt.
 Sie haben ihren Stand, wir haben unser Geld.
 Wir thun uns was zu gut. — Was macht man auf dem Lande 65
 Mit einer klugen Frau, mit Umgang und Verstande?

Jungwitz.

Bin ich kein großer Herr, so bild' ich mir doch ein,
 Der Umgang wird auch mit für mich erfunden sein,
 Und es wird wohl kein Rang der Freiheit Grenzen setzen,
 Wer sich mit einer Frau, die Witze hat, darf ergehen. 70
 Ein jeder fühlt in sich wohl heimlichen Verdruß,
 Wenn er sein halbes Herz selbst mit belachen muß;
 Wenn ihn das gute Weib, das er nur ungern zeigt,
 Beschämet, wenn sie spricht, und ärgert, wenn sie schweiget;
 Wenn er bei ihr allein stets küßet oder gähnt 75
 Und, sucht er Zeitvertreib, sich aus dem Hause sehnt;
 Und wenn er, glaubt sie ja, ihn einmal aufzuräumen,
 Erzählen hören muß, was ihre Mägdchen träumen.

Richard.

Ja, red' Er, red' Er nur! Wir wollen sehn, Herr Sohn.
 Da muß ich klüger sein! Doch gut, das giebt sich schon. 80

Dritter Auftritt.

Jungwih, Richard, Charlotte, die sich beständig neigt.

Richard.

Wer kömmt hier?

Jungwih.

Sie ist schön; Herr Richard, dürst' ich küssen?

Richard bückt sich tief gegen Charlotten.

Still!

Jungwih.

Ist sie's? ... Ist sie's nicht?

Richard.

Ei, wie kann ich das wissen?

Jungwih.

Ja! sie sieht Ihnen gleich.

Richard.

Sie neigt sich gar zu sehr.

Sie redte mich wohl an, wenn's meine Tochter wär'.

Jungwih.

85 Sie werden mir verzeihn. Darf ich mich unterstehen,
Zu fragen: können wir Herrn Richards Tochter sehen?

Richard.

Wird die Frau Praatgern denn bald zu uns kommen?

Charlotte neiget sich.

Ja!

Richard.

Wird meine Tochter auch bald bei uns sein?

Charlotte.

Papa!

Richard.

90 Ich glaube bald, sie ist's. Bißt du's, Charlotte? — Rede!
Sie kennet uns noch nicht, Herr Sohn; drum ist sie blöde.

Jungwih zum Richard beiseite.

Sie sagten ja vorhin, daß sie drei Sprachen spricht.
Die, die wir reden, ist vielleicht die rechte nicht.

Richard.

Du kannst doch deutsch, mein Kind! — Bin ich dir denn willkommen?
Ich habe hier für dich Gesellschaft mitgenommen,
Mit der du sprechen mußt. Nun, faß ein wenig Mut!
Ich steh dafür, daß er dir nichts zuwider thut.

95

Vierter Auftritt.

Jungwitz, Richard, Charlotte, Frau Praatgern.

Praatgern.

Ich hoff', Ihr liebes Kind wird Ihnen doch gefallen.
Ich seh', sie schwätzt schon hübsch. Die Kunst kann sie vor allen.

Richard.

So? Also ist ja das Charlotte?

Praatgern.

Ja, gewiß!

Richard.

Sie hat mir's nicht gesagt.

Praatgern.

Ja! freilich ist sie dies.

100

Wie kommen Sie darauf, Herr Richard, so zu fragen.
Wenn sie nicht Ihre wär', so würd' ich es nicht sagen.

Charlottchen, küßt Sie denn nicht dem Papa die Hand? —
Sie glauben's nicht, das Kind hat englischen Verstand.

Richard.

Das hab' ich nicht gemerkt.

Praatgern.

Mehr manchmal, als ich wollte.

105

Ich weiß wohl, daß ich sie so laut nicht loben sollte.
Die Jungfern bilden sich sonst leichtlich was drauf ein.
Die Wahrheit aber will doch auch gesagt sein.
Ich selber wundre mich manchmal, bei meiner Ehre,
Wie altflug ich sie oft im Hause reden höre.

110

Richard.

Im Hause nur?

Praatgern.

Wo sonst? Wir kommen nicht viel aus.
Es kommt auch nicht gar oft ein Fremder in mein Haus.
Wir leben still für uns. — Was würde man sonst denken?
Man pfleget ohnedas den Witwen nichts zu schenken.

Richard.

115 Frau Praatgern! Greifet Sie sogar die Bosheit an,
So glaub' ich, daß die Welt nicht lange stehen kann.

Praatgern.

Sie wissen's nicht, mein Herr. So geht's in großen Städten.
Man kann in Frieden nicht aus seiner Thüre treten.
Da ist so vieles Volk, das hat sonst nichts zu thun;
120 Die spotten alle Welt und lassen niemand ruhn.
Ich will mich überdas nicht viel in Umgang setzen;
Denn da vergeht die Zeit mit vielerlei Geschwätzen,
Und die sind nicht mein Werk. Da lernt insonderheit
Die Jugend weiter nichts als lauter Eitelkeit.
125 Vor diesem war ich auch gern unter vielen Leuten;
Da war ich noch ganz jung und konnte was bedeuten.
Die größte Dame blieb oft ganz verlassen stehn;
Denn alles lief zu mir, ließ ich mich nur wo sehn.

Jungwik.

Das glaub' ich.

Praatgern.

Eben drum will ich den Umgang meiden;
130 Denn ich verlang' es nicht, daß andre mich beneiden.

Richard.

Nun, iho wird Sie doch davor gesichert sein!

Praatgeru.

Ich leb' auch lange schon ganz sittsam und allein.
Um Ihre Tochter ja in gar nichts zu versäumen,
Hat meine Tochter selbst mein Haus ganz müssen räumen.
135 Das arme Mägdechen ist in meiner Schwester Haus;
Da sieht sie nicht viel Guts, drum wird auch nicht viel drauß.
Warum ich sie nicht gern beisammen bleiben lasse,
Das ist insonderheit, weil ich das Plaudern hasse.

Zwei Mägdchen reden nur, wie man sich putzen soll,
Und schwätzen sich den Kopf von Eitelkeiten voll. 140

Die Herren werden es uns doch nicht übel nehmen.
Ich muß mich heute fast, mich sehn zu lassen, schämen.
Sie sehen, daß wir nicht recht angezogen sind.
Wir waren nicht recht wohl, ich und das arme Kind.

Richard.

Nicht angezogen! Wie? Sechs Blumen in den Haaren 145
Und Röcke wie ein Zelt für sieben Janitscharen?
Ist das noch nichts?

Praatgern.

Das ist so, wie ich täglich geh'.
Ich putze mich nicht viel, weil ich doch niemand seh'.
Selbst meine Schwester spricht: Laß dich, pflegt sie zu sagen,
In die Komödie und zum Konzerte tragen. 150
Doch mit der Eitelkeit laß' ich mich gar nicht ein;
Denn man geht doch dahin, nur um gesehen zu sein.

Jungwitz.

Doch denken „wär' ich da, so würd' auf mich gesehen“,
Frau Praatgern, kann wohl das ohn' Eitelkeit geschehen?

Praatgern.

Rein! Bieten Sie mir nur, dahin zu gehn, nicht an! 155
Ich werd' es niemals thun und hab' es nie gethan.
Charlotte fraget auch nicht viel nach solchen Sachen,
Sie denkt nicht einmal dran, sich eine Lust zu machen.
Sie war auch schon ganz klein ein recht verständig Kind.
Aus wem was werden soll, das zeigt sich gar geschwind. 160
Sie war so fromm, so still. Sie hat mich nie gestöret,
Ich habe manchen Tag nicht einen Laut gehört.

Richard.

Frau Praatgern, hör' Sie an! Komm' Sie allein mit mir!
Herr Jungwitz, red' Er hübsch mit meiner Tochter hier.
Die Mägdchen wollen oft ihr Mundwerk erst nicht zeigen; 165
Hernachmals bäte man sie gerne, stillzuschweigen.

Fünfter Auftritt.

Charlotte, Jungwih.

Jungwih.

So seh' ich, kann man auch in Städten einsam sein?

Charlotte.

O ja!

Jungwih.

Wird Ihnen denn die Zeit nicht lang?

Charlotte.

Ach nein!

Jungwih.

Vielleicht vertreiben Sie sie sich mit Bücherlesen?

Charlotte.

170 Ach nein!

Jungwih.

Das Wetter ist bisher sehr schlecht gewesen.

Charlotte.

Ich weiß nicht.

Jungwih.

Zwar für Sie ist es wohl niemals schlecht.
Sie kommen nicht viel aus.

Charlotte.

Da haben Sie ganz recht.

Jungwih.

Doch Ihr Papa und ich, wir hatten zu der Reise
sehr schlechte Wege.

Charlotte.

So?

Jungwih.

Der Belt ging noch mit Eise.

Charlotte.

175 So?

Jungwih.

Aber die Begier, Sie desto eh'r zu sehn,
ließ uns darum nicht ruhn; wir mußten übergehn

- Charlotte.
- So?
- Jungwitz.
- Und Sie sehnten sich doch, den Papa zu kennen?
- Charlotte.
- Warum nicht?
- Jungwitz.
- Er ward auch nicht müde, Sie zu nennen
Die ganze Reise durch fiel sonst kein ander Wort
Als nur von Ihnen vor.
- Charlotte.
- Wenn gehn Sie wieder fort? 180
- Jungwitz.
- Wie kömmt es, daß Sie schon nach unserm Abschied fragen?
Die Frage scheint mir nichts Guts vorherzusagen.
- Charlotte.
- Warum?
- Jungwitz.
- Wir haben erst Verschiednes hier zu thun,
Und unsre Rückkehr wird auf Ihnen mit beruhn.
- Charlotte.
- Wieso denn?
- Jungwitz.
- Ganz gewiß! Die Zeit wird es schon weisen. 185
Wir wünschen, ohne Sie von hier nicht wegzureisen.
- Charlotte.
- Ja! Wenn ich reisen soll, und die Frau Praatgern will.
- Jungwitz.
- Sie gehn doch gern aufs Land?
- Charlotte.
- Nein! da ist es so still.
- Jungwitz.
- Das lieben Sie ja wohl, weil Sie so einsam leben?
- Charlotte.
- Ja! Es ist in der Stadt doch besser. 190

Jungwih.

Sie vergeben!

Ich halt' es mit der Stadt, wenn man Gesellschaft liebt;
Doch um allein zu sein, da ist die Stadt betrübt.

Charlotte.

So? Meinen Sie?

Jungwih.

Man hört zwar in der Stadt viel Sachen,
Die manchmal lustig sind und was zu reden machen.

Charlotte.

195 Sehr wenig.

Jungwih.

Das wär' viel! Geschieht nichts Neues hier?

Charlotte.

Lezt war hier eine Frau, mich dünkt, die sagte mir,
Der Kaffee wärde teu'r, und wäre wenig nütze,
Und auch der Thee.

Jungwih wischt sich den Schweiß ab.

Mich dünkt, hier ist sehr große Hitze

Charlotte.

Ach nein!

Jungwih.

Mir ist gleichwohl so heiß . . . so wunderbar.

200 Die Angst . . . vergeben Sie . . . Ach! . . . ich empfehle mich!

Charlotte.

Sie gehn schon. Wollen Sie nicht erst Quadrille spielen?

Jungwih.

Verzeihn Sie, daß ich geh', mich etwas abzukühlen.

196. Lezt, leztthin, jüngst. — 201. Quadrille, eine Art von P'ombrespiel unter
Bieren.

Sechster Auftritt.

Charlotte, sezet sich auf einen Stuhl und spielet mit dem Fächer.
Jakob, Kathrine.

Jakob.

Zum Henker, es ist hier nicht wie in der Provinz!
Hier wird ein Diener ja gehalten, wie ein Prinz.
Ihr Mägdechen gebt hier Thee und Kaffee, wie die Damen, 205
Und sezet allezeit Monsieur zu unserm Namen.
In einer großen Stadt, da gilt doch ein Lafai,
Da ist das Paradies der edlen Liverei.

Kathrine.

Seht doch! Gefällt Ihm das, mein Herr Lafai vom Lande?

Jakob.

Ja! heute bin ich doch vergnügt mit meinem Stande. 210
Doch, soll ich einmal recht mein Glück vollkommen sehn,
So muß Kathrinchen nun mit mir spazieren gehn.

Kathrine.

Das geht nicht an, Monsieur.

Jakob.

Nach ja! ich will Sie führen.

Kathrine.

Oi pfui! wer würde gehn? Ich fahre nur spazieren.

Jakob.

Was? ich soll fahren? ich? Gut, wenn Kathrinchen will: 215
Darauf kömmt mir's nicht an. — Doch kostet es auch viel?

Kathrine.

Pfui, Knicker!

Jakob.

Was ist auch ein Jahr von meinem Lohne?
Sie bildet sich wohl ein, daß ich die Kosten schone?
Wir fahren. — Gut, was schadt's? Zieht Sie nur mit außs Land,
So werden wir vielleicht ein wenig mehr bekannt. 220

Kathrine.

Es fragt sich erst, ob ich mich so will niederlassen.
Hier kennt mich kein Lafai als von den ersten Klassen.

Wer keinem Ritter dient, darf sich zu mir kaum nahn;
Und, Monsieur Jakob, Ihn seh' ich mit Mitleid an.

Jakob.

225 Et, ist! Wer sitzt denn hier und hat uns zugehört?

Kathrine.

O! kehrt' Er sich nicht dran und sprecht' Er ungestört.
Es ist die Jungfer nur!

Jakob.

Jungwizens künft'ge Frau?

Kathrine.

Ganz richtig!

Jakob.

Und ich seh', ihr kennt euch so genau?

Kathrine.

230 Warum nicht! O wir sind ein Herz und eine Seele!
Was kriegt' ich, wenn ich Ihn ihr bestens anbeföhle?

Jakob.

Sie ist wohl Ihre Zucht?

Kathrine.

Ja! und das ist ein Glück.

Jakob.

Ich geh'.

Kathrine.

Ei, wart' Er doch noch einen Augenblick!

Jakob.

Mein Herr kömmt wohl.

Kathrine.

Ei, was? Das hat nichts zu bedeuten.

Jakob.

Nein, nein! Er würde mich hier schön hinaus begleiten.

Siebenter Auftritt.

Kathrine, Charlotte.

Kathrine.

Der dumme Teufel läuft, als würd' er weggejagt. 235
 Ich hätt' ihn doch so gern ein wenig ausgefragt.
 Nun, Jungfer! Sitzen Sie hier, ohne sich zu regen?
 Sie werden doch nicht gar was Wichtig's überlegen?

Charlotte.

Ach nein! Du weißt es ja, ich sitze gern in Ruh', 240
 Und mach' ein bißchen nur den Fächer auf und zu.

Kathrine.

Das wollt' ich selber wohl, bloß mit dem Fächer spielen,
 Nichts denken und nichts thun, und kaum sich selber fühlen.
 Es wäre wohl nicht schlimm, ein steinern Bild zu sein,
 Das sich nicht rühren darf und sagt nicht ja noch nein.
 Doch ist Ihr Freier weg? Und wie gefällt er Ihnen? 245

Charlotte.

Mir hat der gute Mensch noch toll genug geschienen.
 Er spräche gerne viel, doch es will nicht recht fort.

Kathrine.

Antworten Sie ihm denn?

Charlotte.

Ja, dann und wann ein Wort.

Kathrine.

Nicht mehr?

Charlotte.

Wieso? Kann er denn nicht alleine sprechen?
 Verlangt er denn, ich soll ihn immer unterbrechen? 250

Kathrine.

Ja, ja! Doch ein Gespräch taugt auch den Teufel nicht,
 Wo einer stets nur hört, der andre stets nur spricht.
 Und seinen ganzen Witz dabei nicht auszuleeren,
 Dazu gehört ein Narr, der nichts als sich will hören.

Charlotte.

So! Und was meinst du denn, daß ich ihm sagen kann? 255

Kathrine.

Das, was Sie denken.

Charlotte.

Nein, das geht gewiß nicht an!

Kathrine.

Warum?

Charlotte.

Es schickt sich nicht.

Kathrine.

Was ist's denn, das Sie denken?

Charlotte.

Ich denke, was er mir als Bräutigam soll schenken.

Kathrine.

Sie kriegen unverhofft wohl einen ganzen Kram.

260 Die Gräfin, wo ich war, eh' ich zu Ihnen kam,

Die ward recht schön beschenkt.

Charlotte.

Ich will sie noch beschämen.

Wer mich nicht recht beschenkt, den will ich auch nicht nehmen.

Kathrine.

Erst kam ein großer Korb voll Blumen und voll Band.

Charlotte.

Auch Spitzen?

Kathrine.

Freilich ja!

Charlotte.

So breit, als meine Hand?

Kathrine.

265 Das wäre sonst nicht schmal.

Charlotte.

So breit will ich sie haben.

Kathrine.

Recht schön! Darunter lag der schönste Schmuck vergraben.

Charlotte.

Und den verlang' ich auch.

Kathrine.

Nebst einer Uhr dabei.

Auch Dosen.

Charlotte.

Kein Etui?

Kathrine.

Nein!

Charlotte.

Ich will ihrer zwei.

Kathrine.

Hernach ließ sich ein Stoff mit bunten Blumen sehen.

Charlotte.

Auf meinem Stoffe soll ein ganzer Garten stehen.

270

Kathrine.

Ein Nachttisch kam zuletzt von Silber.

Charlotte.

Nein, von Gold!

Nicht anders soll er sein. Ich hätte wohl gewollt,
Daß mein Herr Bräutigam das hübsch im voraus wüßte.
Wenn ich's ihm aber nur nicht selber sagen müßte.

Kathrine.

Dazu ist Rat. Ich will zu seinem Diener gehn.

275

Charlotte.

Gut, geh'! und gib's ihm ja recht deutlich zu verstehn.

Achter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte.

Praatgern.

Da hab' ich nun den Dank für alle meine Mühe.
Man denkt, ich wisse nicht, wie man ein Kind erziehe.
Dem Landphilosophus, dem jungen Eigenflug,
Dem Jungwitz, hör' ich wohl, bist du nicht gut genug.

280

Weißt du, was er von dir zu deinem Vater sagte?
 Er kam von dir heraus; ich weiß nicht, was ihn plagte;
 Er kriegte voll Verdruß Herrn Richard bei der Hand
 Und sagt' ihm in das Ohr: Ach, hätt' sie nur Verstand!
 285 Was fehlt dem Narren denn, daß er dich so verachtet?
 Er meint wohl, den Verstand hat er allein gepachtet.
 Was hast du denn gemacht? Was hast du ihm gesagt?

Charlotte.

Nichts.

Praatgern.

Etwas muß doch sein, warum er sich beklagt.

Charlotte!

Charlotte.

Wahrlich nichts.

Praatgern.

Du darfst es nur gestehen.
 290 Bist du vielleicht nicht wohl gekleidet? . . . Laß doch sehen!
 Nun! — Dreh' dich um! — Das ist ja gut, und sitzt galant.
 Was sagt denn der Phantast, dir fehlte der Verstand?
 Laß sehn, wie trügst du dich? — Den Kopf nicht so zurücke!
 Wer fragt „hat sie Verstand?“ der seh' nur ihre Blicke!
 295 Geh' doch einmal herum. — Gut! hierher! — Neige dich! —
 Da haben wir's, das fehlt. Nein, sieh'! So neigt man sich.
 Ich finde gleichwohl nichts. Herr Jungwitz ist ein Thore.
 Sie hat Verstand genug.

Neunter Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte, Leonore.

Praatgern.

Was bringst du, Leonore?

Was willst du?

Leonore.

Was ich will? Nichts will ich, als das Glück,
 300 Um Sie zu sein.

Praatgern.

Du kömmt ja jeden Augenblick?

Leonore.

Zwar Ihnen scheint es oft, mir aber scheint es selten.
Und küm' ich jeden Tag, wär' ich darum zu schelten?

Praatgern.

Ja! Denn die Zeit vergeht durch solch Spazierengehn.

Leonore.

Doch wenn ich Sie nur seh', vergeht die Zeit recht schön.

Praatgern.

Ja, ja! — Wenn ich Sie seh'! Kämst du um meinetwillen! 305
Ich kenn' dich schon, du willst nur deine Neugier stillen,
Weil du erfahren hast, es sei Gesellschaft da.

Leonore.

Frau Mutter, glauben Sie . . .

Praatgern.

Frau Mutter!

Leonore.

Nun! — Mama!

Praatgern.

Das weißt du wohl noch nicht? — Du giebst mir wenig Ehre.

Leonore.

Ich wußte nicht, daß das ein Ehrentitel wäre. 310

Praatgern.

Ich wundre mich, wie schlecht dich meine Schwester zieht.
Kein Mägdchen wird doch gut, das so viel Leute sieht.
Nein, das geht nicht mehr an! Ich muß ihr Nachricht geben,
Sie soll nicht so mit dir in Kameradschaft leben.

Sieh' an, wie du dich stellst! — Das alles ist zu frei. 315

Du wirst nicht etwa rot und bist vor Leuten scheu.

Du sprichst mit jedermann; die Jungfern müssen schweigen.

Du willst nur jeden Tag dich in Gesellschaft zeigen.

Kömmst du nicht igt hierher, nur um gesehen zu sein?

Für Jungfern steht das sonst nicht ehrbar und nicht fein. 320

Leonore.

Ich kann ja wieder gehn. Sie dürfen nur befehlen.
Ich will ein andermal bequemre Stunden wählen.

Praatgern.

Du bist vortrefflich klug, und sag' ich dir ein Wort,
Das dir nicht recht gefällt, so eilst du wieder fort.

325 Weil du doch alles weißt und andre kannst verispotten,
So sage doch einmal, was fehlt denn hier Charlotten?
Du weißt ja sonst die Kunst, wie man gefallen kann.
Es ist hier ein Phantast, dem stehet sie nicht an.
Ihr Vater bringt ihn her. Der Narr ist nur vom Lande
330 Und spricht, als wüßt' er's recht, es fehlt ihr an Verstande.
Laß deine Klugheit sehn und gieb mir Unterricht.
Nun sag' doch, was ihr fehlt. Siehst du's? — Ich seh' es nicht.

Leonore.

Ich auch nicht.

Praatgern.

Doch du sollst.

Leonore.

Es möchte Sie verdrießen.

Praatgern.

Nein, jag' es!

Leonore.

Nein, Mama!

Praatgern.

Kurz, Madmesell, Sie müssen.

Leonore.

335 Sie redet wohl nicht viel?

Praatgern.

Wenn nur ihr Mägdchen sprecht,
So denkt ihr, es ist gut. Sie red't nicht, das ist recht.
Da weißt sie, daß sie mehr Verstand als du besitze.
Denn für die Jungfern ist das Reden gar nichts nütze.

Leonore.

Die Regel wäre gut, wär' sie nur allgemein.
340 Doch manche Mannsperson wird sehr dawider sein.

Praatgern.

Wie? Manche Mannsperson? — Wer hätt' es denken sollen?
Die Mannspersonen! Ach! — Und du weißt, was sie wollen?
Das ist die Frucht, wenn man stets redet, scherzt und lacht. —
Die Mannspersonen? — Wer hat dich so klug gemacht?

Leonore.

Nun, nun! Das können wir wohl ohne Schande wissen, 345
Daß wir, wenn sie uns sehn, mit ihnen reden müssen.

Praatgern.

Bald glaub' ich selbst, daß es oft einen Narren giebt,
Der mehr ein Blandermaul als kluge Mägden liebt.
Hör' an! Du sollst mir gleich Charlotten sprechen lehren.

Leonore.

Kann ich . . .

Praatgern.

Du kannst's! Ich will von keiner Ausflucht hören. 350
Sag' ihr es vor, was sie zum Jungwitz sagen soll.
Ich geh' und schelt' indes die Haut ihm selber voll.
Und wenn sie reden kann, so kannst du wieder gehen.
Ich sag' dir's, laß dich nicht hier vor den Fremden sehen.

Behuter Auftritt.

Charlotte, Leonore.

Leonore.

Nein! Ich kann nicht verstehn, was meine Mutter spricht. 355

Charlotte.

Nun, gehn Sie doch nur fort! Von Ihnen lern' ich nicht.

Leonore.

Ich maße mich nicht an, Charlotte, Sie zu lehren.
Es lehrt Sie die Natur. Sie können mich entbehren.

357. ich maße mich eines Dinges an, in unserer klassischen Litteratur noch viel häufiger als ich maße mir etwas an.

Man brauchet in der Welt, damit man sprechen kann,
 360 Nur Zutraum zu sich selbst; so ist es halb gethan.

Charlotte.

Ach nein!

Leonore.

Sie brauchen sich den Kopf nicht zu zerbrechen.
 Ein Mund, wie Ihrer ist, darf, wie es glücket, sprechen.
 Nicht jede, die gefällt, wird darum hochgeacht,
 Weil sie nichts anders sagt, als was sie wohl bedacht.
 365 Die Kühnheit, ohne Scheu was Thörichtes zu sagen,
 Gilt öfters für Verstand; die Kunst ist, es zu wagen.
 Versuchen Sie's darauf! Sie sind ja schön und jung,
 Und manche, die so spricht, erlangt Bewunderung.

Charlotte.

Ich seh', Sie spotten mich. Ich will Sie schon verklagen.

Leonore.

370 Nein! Wär' es nicht mein Ernst, so würd' ich es nicht sagen.

Charlotte.

Schon gut!

Leonore.

Um auf einmal sogleich beredt zu sein,
 Weiß ich kein Mittel sonst als diesen Weg allein.
 Denn daß man mit Vernunft bejahet und verneinet,
 Bei Kleinigkeiten selbst doch was zu sagen scheineth,
 375 Zu rechten Zeiten scherzt und allezeit mit Fleiß
 Von dem mit jedem spricht, was er zu sprechen weiß,
 Und, wie man selber will, der andern Reden lenket,
 Das fodert Umgang, Zeit, und daß man etwas denket.

Charlotte.

Schon gut!

Leonore.

Wie? Weinen Sie?

Charlotte.

380 Und geben mir sonst nichts, als Stichelreden.
 Sie spotten über mich

Leonore.

Ich?

So legen Sie das aus, was ich aus Freundschaft rede?
Mein Rat ist, sprechen Sie und sei'n Sie nur nicht blöde.
Zum Anfang ist das viel.

Charlotte.

Ach! da kömmt mein Papa!

Sie wollen beide hinweg gehen. Charlotte läuft fort; da aber Leonore sieht, daß man sie gesehen, kehret sie um.

Erster Auftritt.

Richard, Jungwih, Leonore.

Richard.

Ihr Leutchen, lauft doch nicht. Charlotte, bleib' doch da!
Charlotte, nun! wohin? Charlotte, willst du hören,
Wenn dich dein Vater ruft.

385

Leonore.

Sie fürchtet, Sie zu stören.

Richard.

Sie hat sie wohl sehr lieb, weil Sie so für sie spricht?

Leonore.

Als Tochter hier vom Hau', ist dieses meine Pflicht.
Erlauben Sie, ich geh' und will sie wieder holen.

Richard.

Nein!

Leonore.

Ich empfehle mich.

Richard.

Nein, nein! nicht gleich empfohlen! 390

Leonore.

Die Jungfer Tochter . . .

Richard.

Ei, ich seh' sie Zeit genug!

Leonore.

Doch ihr gilt das nicht gleich.

Richard.

Das Mädchen spricht ganz klug.

Jungwih.

Sie zeigen sich ja kaum, da Sie sich schon entfernen.

Leonore.

Ich bitte . . .

Richard.

Soll man Sie denn gar nicht kennen lernen?

Leonore.

395 Dabei verlier' ich nur, wenn man mich kennen lernt.

Richard.

Und wir verlieren viel, wenn Sie sich gleich entfernt.

Leonore.

Sehr gut! ich werde Sie in diesem Irrtum lassen.

Richard.

Als Kind vom Hause hier muß ich Sie doch umfassen.

Leonore.

Ich weiß, die Ehre kömmt nur Ihrer Tochter zu.

Richard.

400 Nun, nun! Was läufst du denn, du kleine Närrin, du?

Zwölfter Auftritt.

Richard, Jungwih, Charlotte mit Karten in der Hand.

Richard.

Charlotte, kömmt du nun? Du wolltest ja nicht warten, Da ich dich vorhin rief. Was bringst du iho? — Karten? — Was soll ich damit thun?

Charlotte.

Quadrille.

Richard.

Bist du toll?

Meinst du, daß ich die Zeit mit dir verspielen soll?

405 Was hättest du davon, wenn ich dein Geld gewönne?

Charlotte.

Nein! ich gewinne Geld zu einer Andrienne.

Richard.

Hier haßt du Geld, und geh'!

Charlotte.

Zu einem Palatin.

Richard.

Hier.

Charlotte.

Einen Reifenrock, nur täglich anzuziehn.

Richard.

O! trag' die Karten fort! Das heißt zu weit gegangen.
Ich seh', du brauchst den Mund, nur Kleider zu verlangen. 410

Charlotte.

Nach spielen Sie doch nur!

Richard.

Geh' fort! ich sag' dir's, geh'!

Dreizehnter Auftritt.

Richard, Jungwiz.

Richard.

Was für ein Unterschied, wenn ich die andre seh'!
Wenn meine Tochter doch nur halb so artig wäre!

Jungwiz.

Gewiß, ich wünschte das!

Richard.

Ich auch, bei meiner Ehre.

Wenn ich ein Mägdchen seh', das hübsch natürlich ist, 415
Nicht so von Kleidern strotzt und nicht die Schritte mißt,
So lacht mir, meiner Treu'! das Herz in meinem Leibe,
Und es hält hart genug, daß ich ein Witwer bleibe.

406. Andrienne, langes Frauenkleid, das 1704 durch die Aufführung der „Andrienne“ von Mich. Boyron (Baron, nach der „Andria“ des Terenz) Mode wurde. — 407. Palatin, schmale Halsbedeckung der Damen aus Pelz (Pelztragen) oder leichtem Stoff (Barbe).

Jungwiz.

Mein Herr, es ist mir lieb, Sie so gesinnt zu sehn.

Richard.

420 Warum?

Jungwiz.

Charlotte zwar ist schön, ich will's gestehn.

Richard.

Sa, ja.

Jungwiz.

Etwas Verstand wird sie zum Engel machen.

Richard.

Verstand, Verstand! — Ei was? Verstand! — ich muß recht lachen.

Wär' sie nur nicht ein Ding, das wie im Drahte geht,
Nur Komplimente macht und ihren Reifrock dreht,

425 Das lauter Kleider ist, nichts wünscht als schöne Kleider,
Und ihren Vater kaum so gern sieht als den Schneider,
Das kaum vor lauter Zucht die Lippen öffnen kann
Und denkt, mit ja und nein ist alles abgethan,

430 Sich einbild't, sie versteht die ganze Kunst zu leben;
Wär' sie hübsch ohne Zwang und hätte Munterkeit
Und spräche, doch nicht stets und auch nicht zu geschweh,
Und wüßte, was sich schickt, und wär' im Hause nütze; —

So fragt' ich viel darnach, ob sie Verstand besitze.

Jungwiz.

435 Mein Herr, so sind wir eins, so hätte sie Verstand.

Richard.

Verstand! Mein guter Herr, den hab' ich eh' gekannt!

Lehr' Er mich den Verstand der Frauen nur nicht kennen!

Wer ihn erfahren hat, hört ihn nicht gerne nennen.

Wenn ein herrschsüchtig Weib den Mann zum Kinde macht,

440 Und, denkt er nicht wie sie, ihm ins Gesichte lacht,

Ihn strast, so oft er was ohn' ihren Rat gesaget,

Ihn vor den Leuten ehrt und ingeheim ihn plaget,

Und, will er nicht wie sie, mit ewigem Verdruß

Sich krank macht, weint und rast, bis er ihr folgen muß: —

So heißt sie das Verstand. Wenn ich so eine hätte, 445
 Ich will ein Schurke sein, ging' ich mit ihr zu Bette.

Jungwih.

So find' ich zwischen uns vollkommen Einigkeit.

Richard.

Nun! wenn wir einig sind, was braucht es denn für Streit?

Jungwih.

Doch sollt' ein einzig Wort wohl Ihre Freundschaft mindern?

Richard.

Ei! so ein Lumpenstreit, wie sollte der sie hindern? 450

Jungwih.

Ich meine das, was ich noch erstlich sagen will.

Richard.

So sag' Er's!

Jungwih.

Doch ich weiß . . .

Richard.

Nun denn, so schweig' Er still!

Jungwih.

Es muß einmal heraus. Am besten ist's, ich rede.

Richard.

Nun ja, so red' Er doch! Was thut Er denn so blöde?

Jungwih.

Ich ging zwar den Vergleich mit viel Vergnügen ein 455
 Und freute mich darauf, Ihr Tochtermann zu sein;
 Doch die Bedingung war, daß sie mir auch gefiele.

Richard.

Ja, ja, nun merk' ich's wohl, nun kömmt Er bald zum Ziele.

Jungwih.

Vielleicht reizt ihr Gesicht noch tausend Augen an.
 Wer weiß, wer sie noch sieht, dem sie gefallen kann! 460
 Sie kann noch auf ihr Geld und ihre Schönheit pochen.

Richard.

Herr Jungwih, aber Er?

Jungwih.

Ich habe sie gesprochen.

Richard.

Nun hab' ich schon genug! Gut, ich versteh' Ihn schon.
Er hat so unrecht nicht, Herr Sohn.

Jungwih.

Nicht mehr Herr Sohn!

Richard.

465 Nun, nun! Den bösen Brauch will ich schon endlich lassen.
Nicht mehr Herr Sohn, ganz gut! — Doch Er muß mich umfassen.
Wir bleiben Freunde drum.

Jungwih.

Das bitt' ich.

Richard.

Desto mehr!

Wenn man verschwägert ist, liebt man sich selten sehr.
Doch die verfluchte Frau, die mich so sehr betrogen
470 Und denkt, sie hat mir gar ein Wunder aufgezogen,
Die wollt' ich . . .

Vierzehnter Auftritt.

Jungwih, Richard, Frau Praatgern.

Praatgern.

Nun! was denn? Was wollten Sie mir thun?
Hier bin ich.

Jungwih.

Ei! man spricht ja nicht von Ihnen.

Praatgern.

Nun!

Die wollt' ich . . .

Jungwih.

Rüsten Sie sich doch nicht gleich zum Streiten;
Wer Ihnen was will thun, den muß der Teufel reiten.

Praatgern.

475 Herr Richard, aber Sie sind wahrlich auch ein Mann,
Den jeder, was er will, getrost bereden kann.

Was fehlt Charlotten denn? Ich muß wohl besser wissen,
Wie Jungfern in der Stadt erzogen werden müssen.
Ich bin es auch nicht längst gewesen.

Richard.

Ei! Und ich,

Ich weiß auch, was sich schickt.

Praatgern.

Die Moden ändern sich, 480
Und Ihre Tochter ist recht nach der neuesten Mode.

Richard.

Das wird chinesisck sein; sie sieht wie ein Pagode.

Praatgern.

So sagen Sie mir doch, was sie sonst machen soll.

Richard.

Sie soll gesprächig sein.

Praatgern.

Gesprächig! das ist toll. 485
Die Jungfern, hört nur an, will er gesprächig machen.
Ei! wollen Sie nicht auch, sie sollen gar mit lachen?

Richard.

Warum nicht?

Praatgern.

Psui!

Richard.

Warum? He!

Praatgern.

Weil sie Jungfern sind.
Wird man hernach zur Frau, so giebt sich das geschwind.
Jungwit.

Dann red't man desto mehr.

Praatgern.

Mich dünkt ja, daß ich rede.

Jungwit.

Dann kriegt man auch Verstand. 490

Prantgern.

Ist bin ich gar nicht blöde.
Als Jungfer sprach ich nichts.

Richard.

Weiß Sie das noch genau?

Jungwitz.

So wurden Sie vielleicht um desto lieber Frau?

Prantgern.

Nein! Sollten wir so jung die Töchter reden lehren,
Wer würde' denn hernach gern auf uns Frauen hören?

Jungwitz.

495 So, so? Ist das der Grund?

Prantgern.

Kurz! Hören Sie nur an.
Zu zeigen, daß gleichwohl Charlotte reden kann,
So soll Herr Jungwitz nur noch einmal mit ihr sprechen,
Und hat sie nicht Verstand, gut dann! so kann er brechen!

Richard.

Was sagen Sie dazu?

Jungwitz.

Das geh' ich endlich ein.

Prantgern.

500 Ich wette, sie soll bald ein recht Drafel sein.

Richard.

Indes laß' ich ihn hier. Herr Jungwitz, ich muß gehen,
Mit meiner Tochter mich ein wenig zu verstehen.

Fünfzehnter Auftritt.

Jungwitz, Jakob.

Jakob.

Nun sind' ich endlich doch auch einen Augenblick,
Da ich Sie sprechen kann, und zwar zu Ihrem Glück.

Jungwitz.

505 Nun!

Jakob.

Weil Sie, wie ich weiß, um Richards Tochter freien,
Hat man mir was gesteckt, das wird Sie nicht gereuen.

Jungwih.

Das ist?

Jakob.

Ein klein Geschenk nimmt gleich die Herzen ein.
Es ist die Mode so, es muß geschenkt sein.
Mit Uhren und Etui und solchen Kleinigkeiten
Wollt' ich manch gutes Kind verheufelt weit verleiten. 510
Ich dächte . . . Wollten Sie wohl was dergleichen sehn?
Als zum Exempel das?

Jungwih schlägt ihn.

Fort, Schurke, willst du gehn!

Jakob.

Ist das für meinen Rat? Wieso? — Was fehlt denn Ihnen? —
Bei einem Bräutigam mag auch der Henker dienen.
Die Leute haben stets den Kopf von Grillen voll. 515
Man weiß nicht, was man thun und was man lassen soll.

Sechzehnter Auftritt.

Jungwih, Jakob, Kathrine.

Jakob.

Da kömmt Kathrine her. Mein Herr giebt iht Präsente.
Wenn ich Ihr doch nur auch zu was verhelfen könnte!
Hör' Sie, im Fall er Sie nicht ebenfalls bedenkt,
So teil' ich das mit Ihr, was er mir hat geschenkt. 520

Kathrine.

Ja, gut! . . . Hier ist ein Mann. Ich glaub', er will zu Ihnen.

Jungwih.

Weiß Sie das nicht gewiß?

Kathrine.

Nein!

Jungwih zu Jakob.

Frag' ihn doch!

Jakob.

Zu dienen.

Kathrine.

Ich hab' ihn schon gefragt und weiß doch nichts.

Jungwih.

Warum?

Kathrine.

Er sagte nichts darauf.

Jungwih.

Wieso denn?

Kathrine.

Er ist stumm.

525 Er gab mir nur so viel durch Zeichen zu verstehen,
Er wollte gradezu herein ins Zimmer gehen.

Jakob.

Hier haben Sie ihn selbst; ich weiß nicht, was er meint.

Siebzehnter Auftritt.

Jungwih, Lakonius.

Jungwih.

Bist du's, Lakonius, mein alter guter Freund?

Du alter Philosoph, willkommen! — Setz' dich nieder! —

530 Du bist doch noch gesund? — Und denkst an mich noch wieder?

So hast du mich noch lieb? — Ich danke dir dafür. —

Was macht die Algebra? — Es geht doch gut mit dir? —

Wer bare Gelder hat, kann gut philosophieren. —

Bei mir vertreibet izt die Wirtschafft das Studieren.

Lakonius.

535 Ich höre ja, du willst heiraten? Thu' es nicht!

Jungwih.

Es ist auch noch zu früh, wenn man davon schon spricht.

Herr Richard wollte mir hier seine Tochter weisen.

Und das bewog mich zwar, mit ihm hierher zu reisen.

Der Vater steht mir an, die Tochter aber nicht;

Sie redet nicht ein Wort.

Lakoniüs.

Nimm sie, weil sie nicht spricht. 540

Jungwitz.

Das wäre was für dich. Du willst nicht plaudern hören.

Sie würde dich nicht sehr in deinem Denken stören.

Hör' an, was gibst du mir? so frei' ich dir sie zu. —

Das Mägdchen sieht gut aus. — Was meinst du? — Lachest du? —

Du hättest wohl das Herz, noch eine Frau zu nehmen, 545

Wenn eine wär', die sich zum Schweigen will bequemen. —

Hör' doch! Wie alt bist du? wohl sechzig? — Noch nicht? — Wie?

Doch fünfzig?

Lakoniüs.

Vierzig.

Jungwitz.

Ei, was die Philosophie

Für Runzeln machen kann! Man seh' einmal den Alten!

Zum Henker, für so jung hatt' ich dich nicht gehalten. 550

Achtzehnter Auftritt.

Jungwitz, Lakoniüs, Kathrine.

Kathrine.

Herr Richard wünschte sehr, Herr Jungwitz, Sie zu sehn.

Jungwitz.

Verzeih', mein alter Freund, so muß ich von dir gehn.

Neunzehnter Auftritt.

Lakoniüs, Kathrine.

Kathrine beiseite.

Er geht. Wie werd' ich nun den alten Kerl vertreiben?

Laut. Mein Herr, gedenken Sie den Abend hier zu bleiben?

Sie wollen wohl vielleicht die andern Zimmer sehn? — 555

Sie winken? — Ei! ich kann die Sprache nicht verstehn.

Lakoniüs giebt ihr Geld.

Laut. Was ist das? zwei! drei! vier! — Traum' ich? bei meiner Ehre!

Der Mann ist so beredt, als ob's ein Engel wäre.

Daß er etwas begehrt, das hör' ich ganz genau.

560 *laut.* Doch was begehren Sie? Von wem? .. von meiner Frau? —
Von meiner Jungfer? — Nicht? .. Von mir denn? — Darf ich fragen?
Vielleicht versteh' ich Sie, wenn Sie's noch einmal sagen.
Was wollen Sie, mein Herr? — Nun!

Lakonius.

Richard's Tochter sehn;

Doch daß Sie mich nicht sieht.

Kathrine.

Das läßt sich kaum verstehn.

565 Die erste Sprache war viel deutlicher als diese.
Wie? sollt' sie Sie nicht sehn, wenn ich sie Ihnen wieße?
Was heißt das? Wollten Sie sie wohl im Finstern sehn?
Was sonst?

Lakonius.

Versteck' mich!

Kathrine.

So? Und was soll dann geschehn?

Lakonius.

Ich will sie hören.

Kathrine.

Wie? als wär' sie ein Professor!

570 Sie ist nicht fürs Gehör geschaffen.

Lakonius.

Desto besser!

Kathrine.

Ich hör', es kommt jemand. Das wird die Jungfer sein.
Geschwinde, gehn Sie hier ins Kabinett herein.

Zwanzigster Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte, Kathrine.

Praatgern.

Wer ist im Kabinett?

Kathrine für sich.

Wie? Ward sie ihn wohl innen?

laut. Sie wollen doch hinein?

Praatgern.

Nein!

Kathrine.

Es ist niemand drinnen.

Praatgern.

Laß uns allein!

Einundzwanzigster Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte.

Praatgern.

Komm' her, Charlotte! Küsse mich,
Und hiermit wisse, du bist meine Tochter.

575

Charlotte.

Ich?

Praatgern.

Ja du, mein liebstes Kind, ich habe dich geboren.
Aus Liebe gegen dich vertauscht' ich Leonoren.

Herr Richard gab mir sie, da sie noch nicht ein Jahr
Und dir an Alter gleich und gleich an Größe war.

580

Sonst niemand weiß den Tausch, den ich getroffen habe,
Als eine Wärterin; doch die liegt schon im Grabe.

Herr Richard, welcher mir sein Kind vertrauet hat,
Kriegt meine Tochter, dich, an seiner Tochter Statt.

Er glaubet, du bist sein, und wenn er einst wird sterben,
Wird seine Tochter nichts und du den Reichtum erben.

585

So glücklich hab' ich dich durch meine List gemacht!

Charlotte.

So?

Praatgern.

Aber nimm nun auch den Vorteil wohl in acht!

Du mußt dich nur einmal, wie Richard will, gebärden,

So kannst du eine Frau von großen Mitteln werden,

590

Den andern recht zum Trotz in schönen Kleidern gehn

Und nach und nach im Rang, wo du verlangest, stehn.

Ich bitte dich, laß ja das Glück nicht aus den Händen.

Bist du Jungwizens Frau, so mag das Blatt sich wenden!

- 595 Doch eher ruh' ich nicht, bis du versorget bist.
 Denn Richard ist nicht dumm, er merkt vielleicht die List.
 Ein einziger Verdacht reißt alles gleich darnieder.
 Weiß er's, so kennt er leicht die rechte Tochter wieder.
 Sie hat an ihrem Arm ein Mal zur Welt gebracht.
- 600 Kennt er dies Mal zuvor, dann: alles gute Nacht!
 Drum gieb dir alle Müh', den Jungwitz wegzukriegen!
 Ich habe schon gedacht, wie man ihn kann betrügen.
 Er klagt, du denkst nichts und schweigst beständig still.
 So mach's dem Narren denn, wie er es haben will!
- 605 Selbst Leonore soll, ohn', wer sie ist, zu wissen,
 Was ihr bestimmet wär', dir mit verschaffen müssen.

Sie klingelt.

Sag' du nur niemand was; es liegt dir selber dran.

Kathrine tritt herein.

- Ruf' Leonoren her! Kathrine geht ab. Es ist um mich gethan,
 Wenn es ein Mensch erfährt. Sei klug und lerne schweigen!
- 610 Wie du es machen sollst, will ich dir iht gleich zeigen.

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Frau Praatgern, Charlotte, Leonore.

Praatgern.

Komm! Leonore, komm! hilf mir zu einer List,
 Dabei ich sehen will, ob du gehorsam bist.
 Bedenk', ich habe dich mit Schmerz zur Welt geboren.
 Laß sehn, ist dieser Schmerz an dir nicht ganz verloren?

Leonore.

- 615 Befehlen Sie, Mama, was fordern Sie von mir?

Praatgern.

- Man lacht Charlotten aus und tadelt mich in ihr.
 Wahr ist es zwar, ich darf mich meiner Zucht nicht schämen;
 Doch nach dem Mannsvolk muß ein Mägdchen sich bequemen.
 In ihren Meinungen sind sie nicht einerlei.
- 620 Dem ist man allzu still, dem andern allzu frei.
 Wär' ich ein junger Mann, ich hielt' es mit den blöden.
 Doch Jungwitz will, sie soll wie ein Drakel reden.

Dem dummen Schöps gefällt ein artiges Gesicht,
 Das wenig Worte macht, und doch viel wünschet, nicht.
 Er war schon im Begriff, den Handel abzubrechen. 625
 Mit Müß' beredt' ich ihn, sie noch einmal zu sprechen.
 Und spricht sie diesmal nicht so schön wie ein Roman,
 So ist es alles aus und um ihr Glück gethan.
 Hier soll sie sitzen. Sieh! du sollst dahinten stecken.
 Hier wird dich niemand sehn. Ihr Rock wird dich bedecken. 630
 Hilf, was sie sagen soll, von Wort zu Wort ihr ein.
 Er hält sich für so klug, er muß betrogen sein.

Leonore.

Was sagen Sie, Mama? Ist das im Ernst gemeinet?

Prantgern.

Im Ernst! Der Sache fehlt dein Beifall, wie es scheint?

Leonore.

Gesetzt auch, der Betrug gelingt, was für Verdruß . . . 635

Prantgern.

Lehr' du mich nur, wie man Heiraten stiften muß.

Leonore.

Und glauben Sie, daß er das nicht gleich merken könne?

Prantgern.

Ei! dünkt das Ei doch stets sich klüger als die Henne!

Leonore.

Und wenn dann Sie und ich dadurch in Schande sind . . .

Prantgern.

Ihr' es, ich halte dich sonst nicht mehr für mein Kind!
 Der Anschlag ist so fein. Du wirst mich's besser lehren. 640
 Ich will Gehorsam sehn und deinen Rat nicht hören.

Charlotte, setze dich. — Du steck' dich hinter ihr! —
 Was schleichst du so? mach' fort! Ich glaub', er ist schon hier.
 So! . . . Hilf ihr kurze Zeit, nur ohne dich zu rühren! 645
 Ich will schon bald zu euch den alten Richard führen.

Dreißigster Auftritt.

Jungwih, Charlotte, Leonore versteckt.

Jungwih.

Sie nehmen mich sehr kalt und sehr verächtlich an.
Mich dünkt, Sie sind erzürnt.

Charlotte.

So sind Sie schuld daran.

Jungwih.

Ich wünsche nur zu sehn, daß ich gefehlet habe.

Charlotte.

650 Die Gabe — das — zu sehn — ist eine — seltne Gabe.

Jungwih.

Recht artig! Doch vorhin, da sprachen Sie so nicht.
Wo war damals Ihr Geist? ich sah nur Ihr Gesicht.

Charlotte.

Was sollte man — sonst mehr — den jungen Herren — zeigen?
Sie reden — gern — allein — drum braucht man nur — Eklatanten.*)

Jungwih.

655 Wie? Eklatanten! Was?

Charlotte.

Man findet oft — Verstand
In Leuten — die man erst — gar nicht — dafür — erkennt.

Jungwih.

Es klang, als hätt' ich iht zwo Stimmen sprechen hören.
Hier muß ein Echo sein.

Charlotte.

Es wird Sie nur — bethören.

Jungwih.

Das Echo ...

Charlotte.

Gehn Sie doch! — Sie kommen mir zu nah!

*) Eine Art von glänzenden Blumen.

Jungwitz.

Das Echo ist ganz neu, es spricht voran. Ha, ha! 660
 Wer steckt hier? — Kommen Sie! — Das ist nicht zu verzeihen.

Leonore tritt hervor.

Sie haben viel Verstand; er ist gar zu verleihen.

Zu Charlotten.

Und Sie, ach schämen Sie sich nicht, mein schönes Kind?
 Ich muß gestehn, daß Sie ein artig Sprachrohr sind.

Charlotte.

Ei nicht doch!

Leonore.

Ja, mein Herr! Sie haben recht, zu spotten. 665
 Wie schlecht entschuldigt mich die Freundschaft für Charlotten!

Jungwitz.

Wer hat die List erdacht? Gewiß, sie war recht fein!

Leonore.

Weil sie nicht feiner ist, drum ist sie zu verzeihn;
 Da sie nicht Schaden thut und doch Sie überführet,
 Daß man so einen Mann wie Sie nicht gern verlieret. 670

Jungwitz.

Ich seh' zum wenigsten so viel aus dieser List,
 Daß die Betrügerei Ihr Handwerk gar nicht ist.
 Sie lassen, wie mich dünkt, sich viel geschickter sehen,
 Sich zu entschuldigen, als mich zu hintergehen.

Leonore.

Wer selbst sein Unrecht sieht, entschuldigt sich nur schlecht. 675

Jungwitz.

Ihr Unrecht? sagen Sie. Sie haben allzu recht.
 Sie konnten für sich selbst nichts Vorteilhafters finden
 Und spielten diesen Streich bloß, um mich zu entzünden.

Leonore.

Gewiß! Sie trauen mir sehr viel Erfindung zu.
 Ich ziele nicht so weit in allem, was ich thu'. 680

Jungwitz.

So geht die Wirkung doch viel weiter, als Sie zielen.

Leonore.

Mein Herr, die Roll' ist aus, die ich hier sollte spielen.
Sie wissen, ich war nur, um einzuhelfen, hier.
Hier ist die Hauptperson; drum sprechen Sie mit ihr.

Jungwih.

685 Ich bitte, bleiben Sie. Mit Ihnen muß ich sprechen.
Sie halfen zum Betrug, nun helfen Sie mich rächen!
Nein, man soll mich gewiß umsonst nicht hintergehn.
Sie sollen für den Streich, auf den Sie dachten, stehn.
Um den Verstand, den man mich hoffen ließ, zu finden,
690 So muß ich mich mit der, die ihn besitzt, verbinden.

Leonore.

Sie glauben, hab' ich Sie zu hintergehn gedacht,
So ist daselbe Recht nun auch für Sie gemacht.
Doch Ihre Schmeichelei wird diesmal mich nicht fangen.
Dem traut man nicht so leicht, wen man erst hintergangen.

Vierundzwanzigster Auftritt.

Richard, Frau Praatgern, Charlotte, Leonore, Jungwih.

Richard.

695 Wie steht's?

Praatgern.

Ei was ist das, ich weiß nicht, ob ich trau . . .

Jungwih.

Nun! die Frau Praatgern hält mehr Wort als keine Frau.
Sie haben mich recht sehr durch dies Gespräch verbunden.
Diesmal hab' ich Verstand und Wit' genug gefunden.
Ich hab' ein Kind gehört, das wie ein Engel spricht,
700 Herr Richard; doch dies Kind ist Ihre Tochter nicht.

Praatgern.

Wie? seine Tochter nicht! wie soll ich das erklären.

Jungwih.

Ja! Ihre Tochter ist's.

Praatgern.

Nein, nein, ich will's beschwören!

Jungwih.

Ja! Ihre Tochter nur, Frau Praatgern, bet' ich an.
 Kaum hatt' ich sie gehört, da ich sie liebgewann.
 Die Schönheit kann ein Herz wohl rühren, nicht durchdringen; 705
 Nur der Verstand allein kann den Verstand bezwingen.
 Was ist die reichste Frau mit wenigem Verstand?
 Wie unnütz ist das Gold in einer Thörin Hand?
 Es weist ihr Mittel zu, durch tausend tolle Sachen
 Mit desto leichtrer Müh' sich lächerlich zu machen. 710
 Herr Richard, glauben Sie . . .

Richard.

Ei! was geht mich das an?

Jungwih.

Frau Praatgern!

Praatgern.

Nein! Sie sind Herrn Richards Tochtermann.
 Was dächten Sie, wenn ich so schändlich handeln wollte,
 Daß ich Charlotten gar den Bräut'gam nehmen sollte?

Jungwih.

Mir steht ja frei . . .

Fünfundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen, Lakonius.

Lakonius.

Hier, das ist Richards Tochter.

Praatgern.

Wie? 715

Das red't ein Schelm! Wer hat denn das gesagt?

Lakonius.

Sie.

Jungwih.

Der Mann spricht sonst wahr.

Richard.

So hat man mich belogen?

Lakonius.

Sie hat's gesagt, so ist's!

Leonore.

So wär' ich selbst betrogen?

Richard zu Charlotten.

Komm! weis mir deinen Arm. Laß mich doch sehn.

Charlotte.

Mama!

Richard.

720 Nein, Sie ist's nicht. Und du, bist du's? — Ich seh' es, ja!

Prantgern.

Gut! nehmen Sie sie hin, wenn Sie es besser wissen.

Richard.

Für den Tausch wollt' ich gern mein halb Vermögen missen.

Prantgern.

So weiß ich nichts davon, wenn sie vertauschet sind.

Jungwitz.

Wie leicht ergreift man auch ein Kind fürs andre Kind!

Prantgern.

725 Ei freilich!

Richard.

Für den Tausch bin ich Ihr recht gewogen,
Sonst hätte Sie mein Kind wohl selber auferzogen.
Mein Kind, kaum sah ich dich, so liebt' ich dich auch schon.
Herr Jungwitz, und wie nun? Nun heißt Er doch Herr Sohn?

Jungwitz.

Will Leonore nur, daß ich so heiße, leiden.

730 Ich bin's, Herr Vater, ja! und bin es nun mit Freuden

Leonore.

Charlotte dauert mich. Was fängt man mit ihr an?

Richard.

Nichts.

Lakonius.

Gebt sie mir zur Frau, weil sie nicht reden kann

Jungwitz.

Er denkt, daß wer nicht spricht, auch wenig Unruh' mache;
Und eine stumme Frau, das wäre seine Sache!

Richard.

Ja, ja, sie schweigen drum nicht so beständig still. 735
Die Stillste redet oft, wenn man's nicht haben will.

Jungwitz.

Das Paar schickt sich recht wohl. Nur Hand in Hand geschränket!
Er spricht nichts, weil er denkt, und sie, weil sie nicht denkt.

Richard.

Wer aber lehrt hernach die Kinder reden?

Prantgern.

Sch!

Richard.

Die Heirat ist gemacht. Nur lustig!

Lakoniüs.

Willst du mich? 740

Charlotte neiget sich.



Friedrich Wilhelm Zachariä.

Einleitung.

Von den Bremer Beiträgern gaben einzelne, wie Klopstocks Vetter Johann Christoph Schmidt und selbst der ungleich höher begabte Rabener, bei ihrem Eintritt in ein arbeitsames Berufsleben die dichterische Thätigkeit nach und nach ganz oder doch fast ganz auf. Andere wurden zwar der Poesie nicht eigentlich untreu; aber ihre künstlerische Kraft erlahmte zusehends, sobald die Jugend dem Mannesalter Platz machte. So ging es unter andern mit Gellert und ähnlich mit Zachariä. Zwar dichtete dieser eifrig bis in seine letzten Jahre fort und versuchte sich sogar in späterer Zeit noch auf Gebieten der Poesie, die er zuvor nicht beschritten hatte; aber der künstlerische Wert und die geschichtliche Bedeutung seiner dichterischen Erzeugnisse nahm fast von Werk zu Werk ab: seine erste größere Leistung, aus frühen Jugendjahren stammend, war auch seine beste Dichtung, die einzige, durch die er in der deutschen Litteratur bis auf den heutigen Tag fortlebt.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä war ziemlich der jüngste unter den Beiträgern, am 1. Mai 1726 zu Frankenhäusen in Thüringen geboren. Sein Vater Friedrich Siegmund Zachariä, fürstlich schwarzburgischer Kammersekretär und Regierungsadvokat, auch Gerichtsdirektor zu Schiedt

und Borkleben, war als heiterer Gelegenheitsdichter viel thätig und in der nächsten Umgegend sehr beliebt. Von ihm erbte der Sohn den Trieb zur Dichtkunst, der sich schon in frühester Jugend bei ihm äußerte, als er noch die fürstliche Landesschule seiner Vaterstadt besuchte. 1743 ging er zum Studium der Rechte nach Leipzig. Aber hier, in dem damaligen Mittelpunkt der schönwissenschaftlichen Bestrebungen Deutschlands, zog ihn erst recht Litteratur und Poesie an. Er wurde Gottscheds Schüler und vollendete als solcher sein komisches Heldengedicht „Der Kenommist“, das 1744 nach und nach in Schwabes „Belustigungen“ erschien. Mit den besseren Mitarbeitern an dieser Monatschrift fiel er bald darnach von Gottsched ab und beteiligte sich (durch ein zweites komisches Epos „Die Verwandlungen“) an den „Bremer Beiträgen“. Nach dreijährigem Aufenthalte verließ er Leipzig, besuchte auf kurze Zeit seine Eltern und bezog um Ostern 1747 die Universität Göttingen. Auch hier blieben seine schönwissenschaftlichen Neigungen mächtiger als sein juristischer Eifer. Sein Freund Claproth, damals Senior, nahm ihn in die „deutsche Gesellschaft“ auf; die gemeinsame Liebe zur Dichtkunst knüpfte hier ein festes, Jahrzehnte überdauerndes Geistes- und Herzensband zwischen ihm und seinem Altersgenossen, dem württembergischen Freiherrn Eberhard v. Gemmingen (1726—1791), von dessen poetischen und prosaischen Schriften Zachariä 1769 eine neue Ausgabe besorgte.

1748 wurde er als Hofmeister an der neu gegründeten höheren Schule zu Braunschweig, dem „Collegium Carolinum“ angestellt, 1761 zum ordentlichen Professor der Dichtkunst daselbst befördert. Er hatte allen Grund, mit diesem Gang seines Schicksals zufrieden zu sein. Sein Amt war seinen Neigungen gemäß und gewährte ihm erwünschte Muße zu seinen poetischen Arbeiten; seine Zöglinge schätzten und liebten ihn; neben ihm aber wirkten als Lehrer an derselben Anstalt mehrere der Leipziger Freunde, Gärtner, Ebert, Konrad Arnold Schmid. Seine Vorgesetzten achteten ihn; in den Gesellschaftskreisen der Stadt machten ihn seine feinen und doch ungewungenen Sitten, seine lebenswürdige Heiterkeit, sein guter Geschmack allgemein beliebt. 1762 wurde ihm von der Regierung die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des fürstlichen Waisenhauses und über die Braunschweiger Intelligenzblätter übertragen. Damit war die Herausgabe der sogenannten „Gelehrten Beiträge“ verbunden, die den letzteren regelmäßig beigelegt wurden und für gemeinnützige Aufsätze aller Art bestimmt waren. Von 1768 an redigierte er auch die „Neue braunschweigische Zeitung“, für die er namentlich eine stattliche Anzahl von Beurteilungen neuer Schriften verfaßte. Beide Redaktionen sowie jene dreifache Aufsicht gab er 1774 freiwillig ab; dagegen verlich ihm sein Herzog 1775 ein Kanonikat bei dem Braunschweiger St. Cyriakusstift. Zachariä sollte die Vorteile seiner neuen Würde nicht lange genießen. Ein anhaltendes Fieber, das ihn um diese Zeit überfiel, untergrub seine bisher feste Gesundheit auf immer; selbst ein Sommeraufenthalt im Bad Pyrmont



Friedrich Wilhelm I. Kurür

(1776) brachte ihm nur vorübergehende Besserung. Im November 1776 wurde die Krankheit wieder heftiger, um bald in eine mit Auszehrung verbundene Wassersucht überzugehen. Die treue Pflege seiner (ihm erst 1773 angetrauten) Gattin Henriette geb. Wegener linderte ihm die Leiden, welche sich in den letzten Wochen auf ihn häuften. Am 30. Januar 1777 erlöste den erst Fünzigjährigen der Tod.

Als Dichter zeichnete sich Zachariä weniger durch kühne, großartige Erfindung und reichen, eigenartigen Aufbau der Handlung und durch ein leidenschaftlich tiefes Empfinden aus als durch die gewandte, zierliche, oft auch geistreiche und kulturgeschichtlich merkwürdige Ausmalung des Einzelnen. Er arbeitete ungemein leicht und brauchte wenigstens bei seinen besseren Werken nachher zu wiederholten Malen und mit aller Sorgfalt die Feile. Als Nachahmer der Franzosen und Engländer begann er seine poetische Laufbahn, und so blieb er auch bis zu seinen letzten Gedichten von fremden Mustern abhängig.

Einen wirklich glücklichen Griff that er mit seinem ersten größeren Versuch, dem „Renommisten“ (1744). Er wählte hier nicht nur sehr geschickt einen dankbaren Stoff aus dem deutschen Leben der unmittelbaren Gegenwart, sondern er führte damit zugleich eine bis dahin bei uns in dieser Form nicht gepflegte Dichtungsart, das komische Epos, in unsere Litteratur ein. Burleske Heldengedichte gab es in Deutschland allerdings schon vor Zachariä; allein in ihnen überwog stets die direkte, persönliche Satire über die harmlos erheiternde Komik. In dieser Weise hatte Wernike 1701 nach Drydens Vorbild seinen „Hans Sachs“ gegen Postel und erst 1742 Noft sein „Vorpiel“ gegen Gottsched geschrieben, und unter den Streitschriften, die seit 1741 aus dem Lager der Züricher und der Leipziger hervorgingen, befanden sich mehrere solche satirisch-epische Darstellungen in Prosa. Auch sonst brachten die „Belustigungen“ einige sogenannte Heldengedichte in Prosa von humoristischem, doch nicht persönlich satirischem Charakter. Zachariä aber lieferte in seinem „Renommisten“ uns das erste komische Epos der neueren deutschen Litteratur, das diesen Namen wirklich verdiente, das nicht bloß litterarische Satire war und zugleich die äußere Form der Sprache und des Verses vollständig von dem großen, ernstern Epos entlehnte.

Die Anregung und das Vorbild für seine Neuerung erhielt er vom Ausland und zwar weniger von den verwandten Werken der antiken Litteratur als von denen der modernen Franzosen und Engländer. In Frankreich hatte 1674—1683 Boileau nach italienischen Mustern sein „Chorpuht“ in sechs Gesängen geschrieben, ein komisches Heldengedicht, in welchem die direkte litterarische Satire zwar noch eine große Rolle spielte, jedoch nie als letzter und höchster Zweck des Verfassers erschien oder gar auf die künstlerische Komposition seines Werkes irgendwie schädigend einwirkte. Für die späteren Nachahmer Boileaus wurden nicht sowohl bestimmte Einzelzüge seines Gedichts als vielmehr dessen ganzer formaler

Charakter mustergebend, der Ernst, die Würde, ja der feierliche Pomp der Darstellung gegenüber einem kleinlichen, lächerlichen Stoffe, die fast parodisch aussehende Nachbildung altepischer Stilformen und Redewendungen, besonders prunkvoll ausgemalter Homerischer Gleichnisse, der Gebrauch einer umständlichen Göttermaschinerie, indem Boileau abstrakte Eigenschaften, wie die Zwietracht, die Weichlichkeit, die Chikane, die Frömmigkeit, zu allegorischen Personen ausgestaltete und ausführlich ihre Behausung, ihr Wesen, ihren Hofstaat, ihre Macht und Thätigkeit schilderte. In allen diesen Punkten hat Zachariä schon in seinem „Renommisten“, nicht minder in seinen späteren komischen Epen von dem französischen Klassiker viel gelernt. Noch bedeutenderen Einfluß hatte jedoch auf ihn ein englischer Nachfolger Boileaus, Alexander Pope, der 1712 sein heroisch-komisches Gedicht „Der Lockenraub“ in zwei Gesängen veröffentlichte, bald hernach aber, aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, den das Werkchen fand, es zu fünf Gesängen erweiterte und mit einer neuen, glücklich gewählten Göttermaschinerie versah (1714). Statt der griechisch-römischen Götter und der allegorischen Wesen, die bis dahin im komischen Epos geherrscht hatten, ließ er zahllose unsichtbare Geisterchen der Luft, Sylphen, schützend und sorgend um seine Helden und Heldinnen schweben. Zum größten Teil entlehnte er die Lehre von dieser „leichten Streitmacht des niedrigeren Himmels“ dem phantastischen System der Rosenkreuzer; doch suchte er die Extravaganzen desselben zu vermeiden und sich mehr im Einklang mit dem Volksglauben zu erhalten. Selber zart und zierlich, pflegen und schmücken diese Sylphen die verschiedenen Teile des Körpers und der Toilette der Menschen, namentlich der Frauen, und schützen diese ihrer Obhut anvertrauten Punkte vor drohenden Gefahren, wenngleich sie selbst gemäß ihrer niedlich-zarten, leichten, lustigen Natur ängstlich vor plötzlichen oder gewaltsamen Angriffen zurückschrecken. Nur einmal verwertete Pope neben diesen Sylphenscharen noch eine direkte Allegorie, als er im vierten Gesang seines Gedichtes die Höhle der übeln Laune (Spleen) und ihr dienstbares Gefolge, Qual, Migräne, Unfreundlichkeit und Ziererei nebst andern ähnlichen Inzassen, schilderte. Im Stil der Darstellung folgte er dem Vorbilde Boileaus; aber es gelang ihm besser als seinem französischen Meister, mit der Würde und dem Prunk auch eine mitunter fast kokette Grazie des Ausdrucks zu verbinden: liebenswürdig-heitler und geistreich zugleich, erfreut und fesselt sein Gedicht den Leser in unverhältnismäßig höherem Grade als Boileaus korrektes Werk, das sich aber bisweilen doch etwas zu gravitatisch-steif fortbewegt.

Zachariä nutzte beide Muster — vom „Lockenraub“ veröffentlichte eben damals, 1744, Frau Gottsched eine poetische Übersetzung —; aber er erniedrigte sich nicht zu ihrem unselbständigen, unbedingten Nachahmer. Zunächst hielt er sich nicht einseitig nur an einen der beiden Vorgänger und vernachlässigte den andern. Er borgte von Pope die Sylphenscharen, die er als Schutzgeister auf die einzelnen Stücke der Kleidung und Friiur

eines galanten Stükers verteilte, und er ließ dieses „Komplimentenheer“ durch seinen Anführer, den Putz, bei einer etwaigen Versäumnis der aufgetragenen Pflichten mit ähnlichen Strafen bedrohen (Gesang III, Vers 266 ff.) wie sie im „Lockenraub“ (II, 123 ff.) Ariel den pflichtvergessenen Sylphen in Aussicht stellte. Aber ebenso machte er von dem allegorischen Wesen, die Pope so sparsam verwertete, den gleichen ausgedehnten Gebrauch wie Boileau und ließ sie namentlich im Traum ihren Günstlingen oder Widersachern ratend oder verführend öfters erscheinen — ein Zug, den er auch schon bei Boileau, desgleichen freilich auch in den ernstern Epen alter und neuer Zeit mehrfach vorfand. Wie er seine Schilderung der Grotte des Kaffeegottes in manchen Stücken nach der Beschreibung entwarf, die Pope von der Höhle des Spleens geliefert hatte, wie er gleich Popes düsterem Gnomon Umbriel seinen „gnomischen“ Kaufgeist Pandur hilfeheischend in diesen unterirdischen Bereich hinabsteigen ließ, so war andrerseits wieder Boileaus Skizze der Behausung der Weichlichkeit vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf sein ausführliches Gemälde vom Schlosse der Galanterie. Popes Darstellung aber, wie die schöne Belinda, von geschäftigen Sylphen unterstützt, ihre Morgentoilette besorgt (I, 121 ff.), ahmte Zachariä an zwei Stellen seines Gedichts im allgemeinen nach, zuerst als er die Toilette seines Stükers Sylvan beschrieb, dann als er schilderte, wie der uncivilisierte Jenerser Student unter den Händen eines französischen Friseurs und mehrerer kleiner Modegeisterchen ein einigermaßen salonfähiges Aussehen gewinnt. Ebenso nahm er den Einfall, Sylvan mit seiner Schönen beim Lomberspiel zu zeigen (IV, 347; V, 1—10), unmittelbar von Pope (III, 25 ff.). Ja selbst in Kleinigkeiten erinnerte er manchmal an seinen englischen Vorgänger. Wie dieser z. B. am Schluß seines Werkes auf das angeblich unter die Sterne verjagte Haar der ptolemäischen Königin Berenice anspielte, unmittelbar bevor er berichtete, daß der geraubten Locke seiner Heldin die gleiche Ehre widerfuhr (V, 129), so deutete auch Zachariä auf beide sagenhaften Vorgänge gemeinsam hin (II, 131 f.).

Wenn nun aber auch sein „Renommist“ sich formal und selbst inhaltlich in einigen Motiven abhängig von Boileaus und Popes komischen Epen erwies, so verließ ihm doch schon der Stoff des Gedichts, der dem ureigensten deutschen Kulturleben entlehnt war, eine gewisse selbständige Originalität. Zachariä, der junge Leipziger Student, wählte sich verständiger Weise ein Thema, das er gerade in seinen damaligen Verhältnissen am gründlichsten kennen und am besten bearbeiten konnte, den Gegensatz des alten, rohen, kneip- und rauschhaften und des modernen, zierlichen, stückerhaft-galanten Studententums. Das erstere hatte damals noch in Jena seinen Sitz; die Hauptstätte des letzteren war Leipzig. Hier konnte Zachariä es eingehend studieren. In Jena war er zwar selbst nie längere Zeit gewesen; doch kamen so viele ehemalige Jenerser Studenten in ihren späteren Universitätsjahren nach Leipzig, daß er aus ihren Mitteilungen die erforderlichen Kenntnisse und Anschauungen von den dortigen

Zuständen vollauf zur Genüge schöpfen konnte. Mit großer Sorgfalt und unleugbarem Geschicke nützte er alles aus, was ihm so eigne Erfahrung und fremde Berichte an kulturgeschichtlichem Stoffe darboten. Er machte sich mit allerlei Moden und Gebräuchen in den verschiedensten Teilen des geselligen Lebens vertraut. Er ging ebenso genau auf alle Einzelheiten des studentischen Komments und des studentischen Jargons ein, wie er auf jedes Gebot der eleganten Kleidermode, auf jede Manier und Konvention, die im galanten Verkehr des Stuzers mit der Damenwelt galt, sorgfältig Rücksicht nahm. Er verwertete den alten Aberglauben, der aus dem Kaffeesatz die Zukunft wahr sagen zu können wähnte, vergaß aber daneben nicht, an geeigneter Stelle auf die größere Verbreitung des Theetrinkens in jener Zeit hinzuweisen. Er ließ seinem galanten Stuzer leise Züge des Deutschfranzosen und ließ ihn daher gelegentlich mit ein paar französischen Broden um sich werfen; den Bedienten gab er den vom sächsischen Lustspiel her gewöhnten Namen Johann oder Hans (III, 195; IV, 343); die gutmütige Schüchternheit des echten Leipzigers, der ängstlich-ferge vor jeder Gewaltthat zurückbebt und der blutigen Selbsthilfe die gerichtliche Klage unbedingt vorzog, verspottete er böshast in bezeichnenden, satirischen Versen (V, 37—40).

Diese kulturgeschichtliche Schilderung, der es an Komik und Ironie nicht fehlte, war für Zachariä die Hauptsache. Dabei war es ein künstlerischer Vorzug seines Gedichtes, daß er selbst mit überlegenem Humor auf beide streitende Parteien, auf die „Kenommisten“, die rauslustig-rohen Studenten, wie auf die Galanten, herabsah. Er fand an beiden, überhaupt an allen Charakteren, die er zeichnete, das Lächerliche heraus, an den Stuzern und ihren Damen, an französischen Haarkünstlern und sächsischen Stubenmädchen, an den relegierten Jenenser Burschen und an den Häschern und Scharwächtern des Leipziger Rates. Und was er lächerlich fand, das stellte er als solches mit frisch sprudelndem Humor und einer damals seltenen sinnlichen Klarheit dar, objektiv, ohne seine eigne Persönlichkeit irgendwie einzumischen, ohne selbst mit direkt satirischem Wit das Verkehrte anzugreifen. Wit im niedrigeren Sinne, zumal Wortwitz blieb aus seinem Gedichte so gut wie ausgeschlossen. Sorgfältig waren namentlich die zwei Hauptcharaktere, der Kenommist und der Stuzer, gezeichnet; ihr Bild gewann an Anschaulichkeit und individuellem Leben durch die fleißige Ausmalung vieler kleiner Einzelzüge. Etwas oberflächlicher nahm es Zachariä mit den Nebenpersonen; scharfer und umständlicher jedoch charakterisierte er wieder die allegorischen Wesen. Die Handlung seines Gedichtes war, wie bei allen komischen Epen, herzlich unbedeutend, aber durch allerlei Episoden vom Verfasser so weit ausgebaut, daß sie, ohne den Leser zu ermüden oder zu langweilen, sechs mäßig lange Gesänge auszufüllen vermochte. Allerdings war behagliche Breite ein Grundzug des Werkes; aber diese epische Breite des würdig-ernsten und schmuckreichen Vortrages, der den Stil des großen Heldengedichtes parodierte, trug

wesentlich mit zur komischen Wirkung des Ganzen bei, so gut wie die zahlreichen, mit Homerischer Umständlichkeit sinnlich ausgeführten Gleichnisse, wie unmittelbare Parodien einzelner berühmter Verse der großen Epen, wie das wegen seiner feierlichen Schwerfälligkeit glücklich gewählte Metrum des regelrecht gereimten Alexandriners. Übrigens verstand Zachariä auch die Kunst des Verses recht wohl; er war eifrig darauf bedacht, nicht bloß — wozu die Versart verlockte — die Reime zu „sammeln“, sondern sie dazwischen auch öfters zur Belebung des rhythmischen Vortrags zu „brechen“, mit der zweiten der durch den Reim zusammengeknüpften Zeilen einen neuen logischen Satz zu beginnen.

Doch wurde der „Kenonimist“ erst, nachdem der Dichter die erste Fassung seines Epos gründlich durchgefeilt und stellenweise völlig umgeschmolzen hatte (1754), allen künstlerischen Ansprüchen gerecht. Dabei hatte Zachariä nicht nur im kleinen und einzelnen beständig zu bessern, sondern namentlich auch mehrere unnötige oder zu weit ausgedehnte Beschreibung zu beseitigen, leere Reden zu streichen, sogar die übernatürliche Maschinerie gelegentlich zu vereinfachen; andrerseits aber veranlaßte ihn sein Bestreben, schärfer zu charakterisieren und die Handlung reger zu beleben, auch die Absicht, mehr Satire und Parodie im einzelnen anzubringen, zu mehrfachen Zusätzen. Ein paar Mal änderte er in Nebendingen die Entwicklung der Fabel vollständig, fast immer zum Vorteil seines Werkes. Vor allem wollte Zachariä dieses durch seine Umarbeitung lehrreicher machen. Insofern es dadurch reicher an unmittelbarer Satire wurde, erreichte er ja auch seinen Zweck. Gleichwohl tritt das moralisierende Prinzip im „Kenonimisten“ weniger nachdrücklich als in allen seinen späteren komischen Epen hervor, und darauf beruht zum großen Teil die dauernde künstlerische Wirkung dieses Gedichts.

Schon in den „Verwandlungen“ (1745) spielt die Moral eine viel aufdringlichere Rolle, desgleichen die Satire. Als Grundzug geht durch das ganze, äußerlich den „Metamorphosen“ Dvids nachgebildete Werk das Motiv, daß die durch Zauberkunst verwandelten Menschen nur ihre Gestalt, nicht aber ihren Charakter, überhaupt ihr inneres Wesen ändern. Sie thun und fühlen als Mops, als Bär, als Papagei, als Westwind, als Haubenstock, als Bildsäule genau dasselbe wie zuvor als Menschen. Die Satire geht auf die verschiedensten Stände; Herren und Damen, Bediente und Zofen, Hausfranzöfinnen, Gelegenheitspoeten, Offiziere erfahren den harmlosen Spott des mehr scherzenden als scheltenden Dichters. Aber die Satire wird auch allgemeiner, schablonenhafter, uninteressanter; es wird uns nicht mehr, wie im „Kenonimisten“, ein bestimmtes, nach allen Seiten hin sicher begrenztes Kulturbild entrollt. Gegen den Tadel, daß es dem Gedicht an einer einheitlichen Handlung fehle, daß es — Lessingisch zu reden — ein Schubladestück sei, das man unter Umständen beliebig in's Unendliche fortspinnen könne, berief sich Zachariä auf den Dvid, dessen „Metamorphosen“ der gleiche Vorwurf

treffe. Aber dieser behielt auch nicht, wie sein deutscher Nachahmer, in den verschiedenen Abschnitten seines Werkes dieselben Hauptpersonen bei und kleidete nicht alle seine Verwandlungen gleichförmig ein; überdies befand er sich gegen Zachariä dadurch im größten Vorteil, daß er seine Stoffe meist aus alten Sagen schöpfte, die seiner Darstellung eine feste Grundlage gaben. Der Deutsche mußte alles frei erfinden und konnte dabei hin und wieder seine Geistermaschinerie aus dem „Renommisten“ verwerten. An die Spitze seines mythologischen Systems stellte er jetzt die (auch schon in der ersten Fassung jenes früheren Epos genannte) Zaubergöttin Armide oder, wie Zachariä den von Tasso entlehnten Namen auch schrieb, Arminde. In den späteren Ausgaben verlieh er seinen „Verwandlungen“ da und dort noch den litterargeschichtlichen Reiz, daß er die Dichter, die er besonders schätzte, namentlich hervorhob, Racine, Boileau, Voltaire, Pope, Johann Adolph Schlegel. Von Anfang an aber spielte er mit einer gewissen Vorliebe hier (I, 297 ff.) wie auch sonst (z. B. im „Schnupftuch“ II, 249 ff.) auf Scenen des Volksschauspiels vom Dr. Faust an.

Auf die „Verwandlungen“ folgten 1754 in der Ausgabe „Scherzhafter epischer und lyrischer Gedichte“ zwei neue verwandte Versuche „Das Schnupftuch“ und „Der Phaeton“, 1757 „Murner in der Hölle“ und „Lagosiade oder die Jagd ohne Jagd“, 1763 „Hercynia“. Später wollte Zachariä noch eine „Batrachomyomachie“ schreiben, die aber nicht weit über den Anfang des ersten Gesangs hinaus gedieh. Das „Schnupftuch“ war noch in Alexandrinern abgefaßt, die Zachariä immer mit Gewandtheit und Anmut handhabte; der „Phaeton“ und „Murner in der Hölle“ waren hingegen in Hexametern gedichtet, und hier konnte man schon oft die nötige Sicherheit des Metrums und Rhythmus, die klare Bestimmtheit bei der Messung kurzer oder langer, besonders aber zweizeitiger Silben, die genügende Anzahl scharf einschneidender Cäsuren vermissen; die „Lagosiade“ und „Hercynia“ endlich waren gar in Prosa geschrieben. Die Erfindung wurde von einem Gedicht zum andern immer unbedeutender, kleinlicher, schablonenhafter, ärmer an Komik; von Originalität konnte kaum mehr die Rede sein. Die Darstellung ermüdete oft durch unausstehliche Breite. Verhältnismäßig noch den meisten und besten Witz zeigte trotz aller Spießbürgerlichkeit das „Schnupftuch“, welches am meisten von allen Werken Zachariäs unter dem unmittelbaren Einflusse des „Lockenraubs“ steht. Bezeichnender Weise führen schon die Heldinnen beider Gedichte denselben Namen. Ebenso ist das Hauptmotiv der Handlung das gleiche, im Englischen eine der Heldin geraubte Locke, die zuletzt unter die Sterne verfest wird, im Deutschen ein dem Fräulein entrißenes und von ihr zurückverlangtes Schnupftuch, das schließlich im Tempel der Juma aufgehängt wird. Bei der Verwirrung, die der Raub des kostbaren Kleinods hervorruft, wird von Zachariä wieder das ganze Sylphenheer Papes ins Treffen geführt; ja der Befehlshaber dieser Sylphen heißt sogar

Ariel wie im „Lockenraub“. Aber auch die allegorischen Wesen Boileaus und Papes fehlen nicht, und selbst die Zaubermittel, womit sie den hilflos flehenden niedrigeren Geistern beistehn, sind im deutschen und im englischen Gedicht einander ähnlich genug. Gelegentlich sind sogar einzelne Verse des letzteren nahezu wörtlich in das erstere übergegangen. Die Anzeichen der nahen Mittagszeit im öffentlichen juristischen Treiben schildert Zachariäs humoristisch (II, 260—264):

„Dem Rathsherrn hungerte, und hungrig sagt' er Ja.
 Was Schmaufern riechbar war, das war nun schon gerochen;
 Was zu bestechen war, das war nun schon bestochen;
 Klienten kamen leer aus ihres Anwalts Haus;
 Der Räuber ging zum Strick, der Richter auf den Schmaus.“

Ähnlich hatte Pope (III, 21 f.) geschrieben:

„The hungry judges soon the sentence sign,
 And wretches hang, that jury men may dine.“

Schon im „Schnupftuch“ machte sich neben satirischen Anspielungen auf die gleichzeitige Litteratur die Absicht sehr bemerkbar, das ernste Epos auch im einzelnen zu parodieren. Das letztere war noch häufiger im „Phaeton“ der Fall — bei der Breite der gesamten Darstellung nicht eben ein Vorzug des Gedichtes, das übrigens einzelne Zeitgenossen, z. B. Gellert, Eichenburg, ganz besonders hoch schätzten. Das ganze Werkchen konnte als eine Parodie auf die erste Hälfte des zweiten Buchs der Dvidischen „Metamorphosen“ gelten. Die Fabel und Handlung des auf fünf Gesänge ausgedehnten Epos war unsäglich einfach, ja dürftig, sein komischer Gehalt recht gering. Aber die stilistische Ausführung, an der Zachariäs auch wiederholt geübt hatte, verdiente aufrichtiges Lob; namentlich waren mehrere humoristische Schilderungen, wie schon zuvor im „Schnupftuch“, meisterlich gelungen.

Im allgemeinen läßt sich dasselbe von „Murner in der Hölle“ sagen. Auch hier dürften antike Erzählungen, die von dem Tod Elpenors in der Odyssee (besonders im elften Gesang) und die von Palinurus im fünften und sechsten Gesang der Aeneide, den Anstoß zu Zachariäs Darstellung gegeben haben. Aber seine Parodie, die ziemlich witzlose Geschichte vom Tod eines Katers, der im ganzen Hause spukt, bevor er ordentlich zu Grabe bestattet ist, wirkt, da die breit geschilderten Verhältnisse gar zu kleinlich sind, langweilig und fad, obwohl der Dichter sogar zweimal eine Furie aufbietet, um die Handlung in Gang zu bringen.

Noch unbedeutender ist die „Lagosiade“, in der man jedes künstlerische Motiv vermißt. Die Arbeit hat nur als Gelegenheitspaß einen Wert, zu dem Zachariäs durch ein überaus harmloses Abenteuer eines englischen Zögling, Namens Shore, bei Braunschweig aufgemuntert wurde. „Cerynia“ aber kann eigentlich nicht ein scherzhaftes Heldengedicht heißen.

Es schildert ohne jegliche Komik eine Harzreise im Winter, auf der unter anderm auch die Einfahrt in ein Bergwerk unternommen wurde. Trotz der in die Prosa mehrfach eingeflochtenen Verse ist das Ganze sehr matt, der allegorisch-mythologische Aufputz aber mit seinen Zauberern und Zauberinnen, Riesen, Sylphen und Nymphen rein äußerlich. Am Schluß veranlaßt die Kunde vom Hubertusbürger Frieden den Dichter zu einem (innerlich freilich unvermittelten) Lobgesang auf die Braunschweiger Prinzen, die sich im Krieg ausgezeichnet hatten, und auf Friedrich den Großen.

In allen diesen scherzhaften Epen, auch in den weniger gelungenen, erweist sich Zachariäs als Meister der poetischen Schilderung; ja seine Kunst, alle Wesen, Vorgänge und Zustände beobachtend in ihren Einzelheiten zu ergründen, sinnlich scharf und fein in ihre kleinsten Teile zu zergliedern und diese einzelnen Teile bewegt, ja belebt darzustellen, diese Kunst täuscht uns nicht selten über die größeren, inneren Mängel jener komischen Epen hinweg. Dieselbe Kunst zeigt sich noch schöner entfaltet in den eigentlichen beschreibenden Gedichten, in denen sich Zachariäs — wieder durchaus unter fremdem Einfluß — seit 1755 versuchte. In diesem Jahre veröffentlichte er nämlich seine „Tageszeiten“ in vier Büchern, ein Werk, das völlig in den Spuren Thomsonscher und Kleistscher Poesie einherging, in der Sprache und dem Vers (Hexametern) aber auch vielfach an Klopstock erinnerte. Auch Zachariäs betonte, wie Kleist, stark den Gegensatz zwischen dem einfachen, glücklichen Landleben und dem üppigen, doch von wahren Glück weit entfernten Genußleben städtischer Schwelger; auch seine Blicke irrten von den friedlichen Gefilden auf die vom Krieg verwüsteten Fluren ab. Aber realistischer als Kleist, spielte er dabei auf wirkliche Kriegsergebnisse der jüngsten Gegenwart unmittelbar an. Überhaupt verlor er in dem ganzen Gedichte die nächste Wirklichkeit niemals aus den Augen. An die Betrachtung der Gemäldegallerie eines Braunschweiger Lustschlosses knüpfte er Ausserungen über bildende Kunst an; im weiteren Verlaufe der Darstellung zählte er kurz charakterisierend die deutschen Dichter der Gegenwart auf, denen er besondere Verehrung oder Zuneigung zollte, Haller, Cramer, Gemmingen, Kleist, Hagedorn, Bodmer, Klopstock, Wieland, Gellert, Lichtwer, Gleim, Uz, Jacobi, Gerstenberg, Gärtner, Schmidt, Geßner, Hamler, Elias und Adolf Schlegel, Gifete, Dusch, Huber, Lessing, Weiße, Krüger, Cronegt, Ebert; ihnen reihte sich später eine Liste der deutschen Komponisten an. Gleich Klopstock pries er den nordischen König Friedrich V. als Schirmherrn deutscher Geistesherrlichkeit und warf einen traurigen Blick auf den Thron Friedrichs II., wo „vor dem gallischen Wik die deutsche Muse zurückbebt“. In dem vierten Buche, der „Nacht“, schlug er, wie natürlich, schwermütigere Töne an, und da machte sich besonders das Studium Youngs bemerkbar. Liebevoller Ausführlichkeit und sinnliche Anschaulichkeit, reicher malerischer Schmuck, dabei leichte Anmut zeichnete die Sprache dieses Gedichtes aus; der Vers war meistens fließend und korrekt, selten bedeutend oder charakteristisch.

Dieselben Vorzüge schmückten ein zweites, ebenfalls schilderndes Gedicht in Hexametern, „Die vier Stufen des weiblichen Alters“ (1757). Der Stoff, Umfang und Charakter des Werkes war hier durch Zachariäs Vorlage bestimmt, Balthasar Oltrochis (1714—1797) lateinische Übersetzung der „Vier Stufen des menschlichen Alters“ von Johann Rudolf Wertmüller in Zürich. Zachariä kannte zuerst nur die lateinische Übertragung, nicht das schweizerische Original. Seine sehr freie Bearbeitung der fremden Vorlage, mit edlen Gedanken und sittlicher Grazie reich geziert, mahnte mannigfach an die Zeichnung allgemeiner Charaktere oder Typen in den moralischen Zeitschriften.

Leider begnügte sich Zachariä nicht mit dem verdienten Beifall, den er auf dem Gebiete des komischen Epos und des beschreibenden Gedichts geerntet hatte, sondern wagte sich später auch an höhere Aufgaben, denen er nimmermehr gewachsen war. Zunächst übersetzte er Miltons „Verlorne's Paradies“ in Hexametern (1760). Die Arbeit ging ihm dabei nur zu rasch von der Hand. Der Wortverstand des Originals war im allgemeinen, doch keineswegs immer, richtig getroffen; von der Kraft, der Größe, dem Pathos, der Würde der Sprache Miltons ließ die Verdeutschung jedoch nichts ahnen, und die Verse waren oft unbeholfen, schwerfällig, fast immer ohne alles Gefühl für wahren Wohlklang gebildet. In dieser letzten Hinsicht gewann die Übersetzung etwas bei späteren Überarbeitungen derselben durch den Verfasser; von den übrigen Fehlern verbesserte Zachariä die wenigsten, obgleich sie ihm Nicolai schonungslos in einer strengen, doch nicht ungerechten Kritik seines Werkes in den „Litteraturbriefen“ vorgeführt hatte.

Bei dieser Beschäftigung fühlte Zachariä nach seinem eignen Bekenntnis seine Phantasie von dem Genie Miltons so angefeuert, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich selbst schöpferisch auf das Feld des ernstern Epos zu wagen und zunächst einen bloß erdichteten Stoff zu bearbeiten. Bald aber erkannte er seine Unfähigkeit und gab den Plan der begonnenen religiösen Epopöe auf. Als Bruchstücke daraus ließ er 1761 „Die Schöpfung der Hölle“ und „Die Unterwerfung gefallner Engel und ihre Bestimmung zu Schutzgeistern der Menschen“ drucken. Milton und Klopstock, daneben auch Bodmer waren seine Vorbilder im allgemeinen wie im einzelnen; aber die Erfindung der beiden Fragmente ist kläglich mißrathen, die Handlung arm, der Fortschritt der Entwicklung zu langsam. Man vermißt eine großartige, zugleich mächtige Phantasie, überhaupt dichterische Kraft. Die weitschweifigen Wiederholungen und all die vielen Worte Zachariäs wirken nicht, nicht einmal rhetorisch: sie verhalten eindrucklos und ermüden nur den Leser mit ihren unbedeutenden oder gar unbeholfenen Hexametern. Das erste Gedicht entlehnte seine wichtigsten Motive unmittelbar aus dem „Verlorne's Paradies“ und dem „Messias“; das zweite enthielt eigentlich nur eine neue, nicht eben glückliche Wendung der Klopstockischen Erdichtung

von einem reumütigen Teufel, von Abbadona. Gegenüber Milton und Klopstock befand sich Zachariä schon dadurch im Nachtheil, daß er das, was bei jenen nur über- oder unterirdische Maschinerie, nur Mittel zum Zweck war, zum eigentlichen Gegenstande seiner Dichtung erhob, daß er uns beständig in den Himmel oder in die Hölle führte, die Erde aber dabei ganz aus den Augen verlor. Die hauptsächlichsten Mängel der beiden Bruchstücke geißelte wieder Nicolai scharf in den „Litteraturbriefen“.

Den Fragmenten waren 1761 noch zwei moralische Gedichte beigelegt, das eine in Hexametern, „Die Vergnügungen der Melancholie“, aus dem Englischen des Thomas Warton, eines Nachahmers Youngs, übersetzt, das andere in gewandt gereimten Jamben, „Unterhaltungen mit seiner Seele“, im Inhalt religiös gefärbt, auch vielfach an Young anklingend, im Ausdruck stets edel und schön. Verschiedne Stellen von Afsenides „Pleasures of imagination“ hatte Zachariä darin nachgebildet.

Lange trug er sich mit dem Gedanken an ein größeres, dem Stoffe nach der Geschichte entnommenes Epos, von dem er 1766 vier Gesänge unter dem Titel „Cortez“ veröffentlichte. Das Gedicht, das die Eroberung Mexikos erzählt und wenigstens, was die Charakteristik des Helden betrifft, der geschichtlichen Wahrheit treu bleiben sollte, war auf vierundzwanzig Gesänge berechnet und erinnerte in seiner ersten Anlage durch den reichen Gebrauch der Klopstockisch-christlichen Mythologie wie durch Einzelheiten der Sprache und Darstellung an die Messiade, fast mehr noch an Bodmers „Colombona“. Im Versmaß machte sich Zachariä von diesen Vorbildern unabhängig, indem er reimlose fünffüßige Jamben mit durchaus männlichem Ausgang wählte. Trotz aller Mühe, die er sich gab, und allen Schutzreden, mit denen er seinen Versuch in die Öffentlichkeit einführte, gelang ihm sein Wagnis nicht recht: die Charakteristik seiner handelnden Personen fiel schwach aus; die Entwicklung der dargestellten Geschichte, durch Episoden und überflüssige Zieraten oft aufgehalten, schritt zu langsam vorwärts. Auch die Kritik machte allerlei Einwände. Zachariä entschloß sich daher, das Ganze von Grund aus umzuarbeiten. Er hielt sich jetzt noch genauer an die Geschichte, die er aus dem großen Werke des Antonio de Solis kannte, ohne jedoch auf die romanhaften Thaten und Ausschmückungen vollständig zu verzichten. Die Engel und Teufel beseitigte er überall und behielt nur eine ziemlich abgeblaßte halbheidnische Mythologie bei; überhaupt suchte er von Klopstocks Einflüsse freier zu werden. So erschien der neue Entwurf der „Eroberung von Mexiko“ mit einigen Bruchstücken der Umarbeitung 1781 in seinen „Hinterlassenen Schriften“.

Das Interesse an überseeischen Ländern und den seltsamen Sitten und Schicksalen ihrer Bewohner regte Zachariä noch öfter zu litterarischer Arbeit an. 1767 übersetzte er frei aus einer französischen Übertragung des englischen Originals „Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins“, einen an märchenhaften Er-

dichtungen überreichen Reiseroman, der seinem Wesen nach unter die Robinsoniaden gehörte. Und das Letzte, was er selbst noch während seiner tödtlichen Krankheit vollendete und veröffentlichte, war ein schon früher entworfenes, halb beschreibendes, halb erzählendes Gedicht „Tayti oder die glückliche Insel“ (1777). In anmutiger Sprache und fließenden Versen (reimlosen Jamben wie im „Cortez“) stellte es die Entdeckung dieser Insel durch Bougainville dar, die freundliche Aufnahme, welche die Europäer dort fanden, ihre baldige Abreise in Begleitung eines Eingebornen, den damals „nicht allein ganz Paris, sondern auch halb Europa“ neugierig anstaunte, und endigte mit einem ernstern Ausblick auf die Sittenverderbnis und die Leiden, die den glücklichen Inselanern aus der Bekanntschaft mit den Europäern erwachsen würden.

Doch versuchte sich Zachariä nicht bloß in der epischen Dichtungsart. Er schrieb auch ein kleines, 1770 gedrucktes Lustspiel „Der Adel des Herzens oder die ausgeschlagene Erbschaft“, das wegen seiner hübschen Sprache Lob erntete. Namentlich aber war er immer in der lyrischen Dichtung vielfach thätig und verfaßte so eine stattliche Anzahl von Oden und Liedern. Freilich bekundete er dabei nirgends rechte Selbstständigkeit und Eigenart, weder in der Form noch im Inhalt. Er schmiedete gereimte Verse nach dem Vorbild Hagedorn's oder in der Art der übrigen älteren Beiträger; er ahmte die einfacheren reimlosen Strophen Pyras und Langes und die künstlicheren antikisierenden Strophen Klopstocks nach; er versuchte sich in den Versmaßen der Anakreontiker und zuletzt mit besonderer Vorliebe in den reimlosen Jamben der Engländer. Die Gelegenheitspoesie spielt eine große Rolle in dieser Lyrik. Außerdem begegnen uns Freundschaftsgesänge, Trink- und Liebeslieder, auch Gedichte zum Preis der Natur oder voll allgemeiner sittlicher Betrachtung, besonders aber Gedichte, deren Inhalt Zachariäs warme Liebe zur Musik und sein Verständnis für diese Kunst und was zu ihr gehört, verriet. So verfaßte er unter anderm „musikalische Gedichte“, d. h. Kantaten im herkömmlichen Stil des vorigen Jahrhunderts, meist religiösen Inhalts, mehr schildernd oder betrachtend als unmittelbares Empfinden oder bewegte Handlung darstellend. Neben der Passion und der Auferstehung Christi und der Errettung des israelitischen Volkes vor der Verfolgung Pharaos besang er in dieser beschreibenden Weise, wie sie im deutschen Oratorium bis auf Haydn und noch länger hinaus üblich war, auch die vier Tageszeiten. Er wagte sich sogar selbst an musikalische Kompositionen und gab so 1760 eine mit Beifall aufgenommene „Sammlung einiger musikalischen Versuche“ in zwei Bänden heraus. Aus seinen letzten Jahren stammten einige trefflich gelungene humoristische Gelegenheitsgedichte in kurzen Reimpaaren. In diesem Versmaß verfaßte er auch 1772 „Zwei schöne neue Märlein“ von der edlen Melusine und von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollte, im Balladenton, wie man ihn in Deutschland (unter dem Einfluß der ersten Gleimschen Versuche von 1756) vor Bürger's „Lenore“

und vor Herders Verkündigung des echten, volkstümlichen Ideals verstand, d. h. in niedrig-komischen, häntelsängerischen Versen, denen aller poetische Glanz und Duft, alle Naivetät, Schönheit und Würde der alten Volks-sagen abgewischt, dafür aber eine spießbürgerlich-gemeine Moral plump angehängt war. *)

Seit 1766 trat Zachariä mit einem größern Unternehmen hervor, das ihm reichen, verdienten Beifall einbrachte. Er gab „Ausserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten“ heraus, eine Auswahl besonders schöner und charakteristischer Dichtungen von Opitz, Fleming und Andreas Scultetus, eingeleitet durch kurze biographisch-litterargeschichtliche Aufsätze und mit kritischen Anmerkungen versehen. Zwei Bände erschienen 1766 und 1771; einen dritten, der Gedichte von Tscherning, Weckherlin, Zingref, Homburg und Jakob Schwiger brachte, fügte Eschenburg 1778 selbständig hinzu. Die nähere Kenntnis, die Zachariä dabei von unsern älteren Dichtern gewann, veranlaßte ihn alsbald zu einer neuen litterarischen Arbeit. Er versuchte sich in der Fabelpoesie, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in Deutschland gezeitigt hatte, und veröffentlichte so 1771 anonym „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier“. Es waren mit wenigen Ausnahmen lauter Tierfabeln, zu denen ihm Waldis meistens auch die Stoffe lieh; neben ihm nannte Zachariä selbst Ajop, Lofmann, Lafontaine, auch seinen eignen Kopf als die Quellen, woraus er die Erfindung dieser Fabeln geschöpft habe. Im Stil suchte er trotz mancher Modernisierung dem Vorbild Waldis' möglichst treu zu bleiben; er behielt die kurzen Reimpaare, den frischen Ton und die einfache, aber sinnlich kräftige Sprache des alten Fabulisten bei. Öfters freilich ging er im Periodenbau künstlicher zu Werke als dieser; auch hatte er von Gellerts Sprache manches gelernt. Im allgemeinen verkürzte er seine Vorlagen stark; namentlich strich er die weitsehweisigen Moralpredigten von Waldis meistens bis auf einige ganz wenige Verse zusammen. An andern Stellen wieder malte er die kurzen Andeutungen seines Gewährsmannes breiter aus, bisweilen sogar mit einem gewissen harmlosen Humor. Seine einleitende Charakteristik des Burkard Waldis war freilich nicht sehr tief, vielmehr (besonders vom litterargeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet) höchst mangelhaft.

Gemeinsam mit Gärtner übersezte Zachariä seit 1769 Linguets „Beiträge zum spanischen Theater“ aus dem Französischen; das Jahr zuvor hatte er schon eine neue, vielfach verkürzte und anders geordnete Ausgabe der „Bremer Beiträge“ besorgt, und 1774 begleitete er die zweite Auflage von Meinhards „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“ mit einem aufschlußreichen Vorbericht über das Leben des ihm befreundeten Verfassers. Aus seinem

*) Vgl. August Zauer in seiner Einleitung zu Bürger's Gedichten („Deutsche National-litteratur“, Bd. 78), S. L ff.

Nachlaß teilte Eschenburg unter anderm auch den Anfang einer moralischen Wochenchrift „Der Schutzengel“ mit, die ausschließlich religiösen und sittlichen Zwecken dienen sollte. Litterarisch unbedeutend, wiesen die wenigen Seiten, die Zachariä davon niedergeschrieben hatte, schon durch ihre seltsame Einkleidung deutlich den Einfluß Klopstocks und der biblischen Epen auf: der Inhalt der Wochenchrift sollte dargestellt werden als Betrachtungen der Schutzengel über die Menschen.

Manche litterarische Pläne, mit denen sich Zachariä trug, manche Entwürfe, deren Ausführung er schon begonnen hatte, zerstörte sein früherer Tod. Die Litteraturgeschichte hat den Verlust dieser späteren Arbeiten des Dichters kaum zu bedauern. Was Zachariä für sie Wertvolles und Dauerndes geleistet hat, das hat er in der ersten, frischen Kraft seiner Jugend geschaffen, fast alles im ersten Jahrzehnt seines litterarischen Wirkens.

Seine „Hinterlassenen Schriften“ gab Johann Joachim Eschenburg 1781 ausgewählt in einem mäßig starken Band heraus und leitete sie durch einen warm geschriebenen Aufsatz über Zachariäs Leben und litterarische Thätigkeit ein, der bis heute die wichtigste, ja nahezu die einzige Quelle für alle neueren Darstellungen des gleichen Themas in Litteraturbüchern oder Sammelwerken geblieben ist. Eine selbständige Monographie über Zachariä fehlt bis jetzt.

Unsere Sammlung enthält nur das älteste, bedeutendste komische Epos Zachariäs, den „Renommisten“, und zwar in der späteren Fassung, die der Dichter seinem Jugendwerke gab. Die zweibändige Ausgabe seiner poetischen Schriften von 1772, die letzte vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe, die mir zu Gebote stand, liegt dem folgenden Abdruck zu Grunde. Die Lesarten der früheren Ausgaben sind nicht verzeichnet. Hätte ich sie mitteilen wollen, so hätte ich geradezu einen doppelten Abdruck des Gedichts in seiner frühesten und in seiner spätesten Form veranstalten müssen, und ein solches Verfahren schien der Charakter unserer Sammlung in diesem Falle nicht zu dulden.

Franz Muncker.

Der Renommist.

Ein scherzhaftes Heldengedicht.

Erster Gesang.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Mut und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht;
Der oft im Horn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
5 Ich singe, wie sein Mut so manchen Feind bekämpft,
Und wie sein Siegeschwert des Stüzers Stolz gedämpft.
Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des sanftern Museslebens;
Umsonst gebraucht Roman der Liebe ganze List;
10 Selinde strahlt umsonst; er bleibt ein Kenommist.
Bewundernswert im Sieg und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzigs Zwang und rettet sich nach Halle.

Wirf einen Blick auf mich, o Göttin Schlägerei,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig sei!
15 Laß in dein Heiligtum die scheue Muse sehen,
Und laß sie den Gebrauch der jen'schen Welt verstehen;
Daß sie die Sprache faßt, die der Student nur spricht
Und nie entweihet ward vom komischen Gedicht!

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
20 Mit Reuchen stolperte der Pferde müder Trab;
Doch jagten sie zuletzt, den Weg sich zu verkürzen,
Daß Thetis zitterte, ihr Phöbus möchte stürzen;

7 ff. Vers 7—10, die in der ersten Ausgabe 1744 noch fehlten, parodieren den Anfang der Metapher des Aopstods:

Vergebens erhob sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf; er that's und vollbrachte die große Veröhnung.

Als auf dem müden Gaul ein jenuischer Student
 Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt
 Und oft voll innerer Angst, die nie Philistern traute, 25
 Zurück nach Gläubigern, die folgen kömten, schaute.
 Es war ein Renommist, und Kaufbold hieß der Held;
 Er floh als Märtyrer aus seiner jenuischen Welt.
 Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
 Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen, 30
 Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht
 Und Ausfall' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht.
 Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester
 Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
 Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List; 35
 Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
 Er sprach nie ohne Fluch und sprach von nichts als Morden;
 Und doch hat Don Quichot von seinem Ritterorden
 So prächtig nicht gedacht als er von seinem Amt,
 Das ihm, von Held zu Held erhalten, zugestammt. 40
 Vergebens lockten ihn die angenehmen Mäusen;
 Ein krieg'risch Feuer brant' in seinem wilden Busen.
 Zum Korporal gemacht und nicht zum Mäusensohn,
 Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
 Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streit vollführet, 45
 Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegieret.
 „O Jena!“ ruft er aus, „bald werd' ich nicht mehr sein!
 Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freun!
 Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich brüllen hören!
 Kein Wezen mehr von mir wird eure Ruhe stören, 50
 Philister! — Welch ein Schlag! Die Freiheit ist dahin,
 Dein Ansehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!“
 Er sagt's, springt auf sein Pferd, und zwanzig Kreditoren
 Sahu ihn zu spät entschlohn und ihren Raub verloren.

Da, wo die Pleiße sich mit krummen Fluten schlingt 55
 Und manches bunte Schiff auf frohe Dörfer bringt,

25. Philister, studentischer Ausdruck für jeden, der nicht Student ist. — 32. Schnurren, Nachwächter, Häfcher. — 33. Hospes, studentischer Ausdruck für Wirt, Gastgeber. — 34. Fuchs, Student in den ersten Semestern. — 50. Wezen, es war studentische Sitte in Jena, den Regen auf dem Pflaster wie wezend hin und her zu streichen.

Liegt eine stolze Stadt, die hoch die Dächer zeigt,
 Groß durch die Musen prangt und durch den Handel steigt.
 Von der nahm Kaufbold schon der Türme Spitzen wahr.
 60 Schorsteine schimmerten gleich weißer Lämmer Schar;
 Die Pracht kam nach und nach von einzeln Häusern nahe,
 Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze sahe.
 Ein Spornstich und ein Fluch besflügelten sein Ross.
 Der großen Peitsche Knall und mancher Rippenstoß
 65 Jagt es mit Schäumen fort, und fast im Augenblicke
 Fliehn ganze Gegenden im schnellen Lauf zurücke.
 Es war ein jenisch Pferd, es flog mehr, als es lief.
 Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
 Es sprengt ihn mutig durch; im Laufen und im Setzen
 70 Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergetzen.
 Es hieß Kalmuck und ward in Jena sehr verehrt.
 Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
 Mit Haber und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
 Verlangt es Bier und Brot und konnte Branntwein saufen.
 75 Sechs Meilen war es schon im schnellen Trott gerennt;
 Die Mähne flatterte, vom Südwind oft zertrennt;
 Es wieherte vor Lust: als es in seinem Traben
 Auf einmal stutzig wird. Es setzt durch Busch und Graben,
 Schlägt brausend hinten aus; ein weißer dicker Schaum
 80 Bedeckt in seiner Angst den alten roten Zaun,
 Und schnaubend steht es still. Halt, Kaufbold, laß es stehen!
 Die Pferde sehen oft, was keine Menschen sehen!
 Es steht ein Geist vor ihm, von gnomischer Natur,
 Der Kenommisten Schutz, sein Name war Pandur.
 85 Er flog oft über ihm mit schwarz berußten Schwingen
 Und stärkte seinen Mut beim Anblick scharfer Klingen.
 Da er aus Jena ging, hatt' er die dünne Luft
 Um ihn herum verdickt in einen dunklen Duft;
 Ein Nebel floß um ihn, der ihn dem Blick versteckte,
 90 Damit kein Gläubiger den fernen Weg entdeckte.
 Nun sieht er, doch zu spät, das helle Leipzig nah'.
 Er merkt, daß Kaufbolds Blick mit Lust Paläste sah.
 „Ha!“ dacht' er bei sich selbst, „denkst du wohl hier zu bleiben?

Verräter! meine List soll dies schon hintertreiben!
 Wie leicht vergäßeſt du den Renommistenſtand 95
 Und würdeſt auch ein Narr, gepudert und galant!
 Nein! dies erlaub' ich nicht.“ Er ſagt's und lähmt dem Pferde
 Den linken Hinterfuß; es ſtürzt und fällt zur Erde.
 Sogleich ſpringt Kaufbold ab und ſchreit voll Rachbegier:
 „Nuch du noch fällſt mir um, du kanaliöſes Tier?“ 100
 Er flucht und peitſchet es mit mörderiſchen Händen,
 Doch es lag, wie es lag, entkräftet, lahm an Lenden.
 „D!“ ſchrie er unmutsvoll in ſeiner Peitſche Knall,
 „Wärſt du, o Beſtje, doch in des Philifter's Stall,
 Der dich, nichtswürd'ger Gaul, zum Schimpfe mir gegeben, 105
 So möchteſt du allda verrecken oder leben!“
 Indem ſah ihn Kalmuck mit matten Augen an,
 Als ſprach' er: Schone mich, da ich nicht laufen kann.
 Zwar Kaufbold ſtreichelt ihn, daß er zu ſtehn begomnte;
 Doch war er ſo geſchwächt, daß er kaum ſchreiten konnte. 110
 Also geht er geſpornt lautdonnernd nebenher
 Und führt den müden Gaul, vom Mantelſacke ſchwer.
 Die Stiefeln drücken ihn, doch er muß ſich bequemen,
 Biß dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuß zu nehmen.
 Hier ſieht zuletzt Pandur, daß ſich ſein Hannibal 115
 Trotz aller ſeiner List und trotz Kalmuckens Fall
 Nach Capua doch wagt; er heilet auf der Brücke
 Kalmuckens lahmen Fuß und flucht auf das Geſchick.
 Doch Kaufbold ſetzt ſich auf, ſprengt mutig durch das Thor,
 Legt ſich wie ein Huſar mit halbem Leibe vor 120
 Und ſpornt Kalmucken an, der in der Angſt es wagte
 Und voll Verzeiſelung mit ihm durch Leipzig jagte.

Der wilden Peitſche Knall betäubt die Straße ganz.
 Die Schatten herrichten ſchon; doch der Laternen Glanz
 War an den Wänden hier, was dort an Himmelsſphären 125
 Beſtrahlte Welten ſind, die Dunſt und Nacht verklären.

Zum Blauen Hecht trug ihn Kalmuck's geſchwinder Lauf.
 Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.

104. Philifter, hier Hauſwirt beſ Studenten. — 117. Nach Capua, in die weid-
 liche Stadt. — 127. Zum Blauen Hecht, jetzt kein Gaſthof mehr, heute Nicolaiſiraße Nr. 43.

- Er fetzte ſich und warf mit grimziger Gebärde
 130 Den Degen auf den Tiſch, die Handſchuh' auf die Erde.
 „Armſel'ger,“ ruft er aus, „in Leipzig biſt du nun?
 Ja, hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
 Wer wird dich Kenonmift allhier zu nennen wagen,
 Hier, wo man faſt nicht weiß, daß Burſche Degen tragen?
 135 O! wie beſeufz' ich nicht mein widriges Geſchid,
 Denk' ich, mein Jena, noch an deine Luſt zurück!
 O Schickſal! wär' es doch dein mir geneigt'rer Wille,
 Doch Schnurren, doch Pedell —“ Hier ſchwieg er plötzlich ſtille
 Und warf ſein ſchweres Haupt in ſeine tapf're Hand.
 140 Die ſtarren Augen ſah'n verwirret nach der Wand;
 Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
 Verriet des Kummer's Laſt, der ihn im Herzen drückte.
 Drauf greift er mit der Hand an den geſchärften Stahl,
 Der auf dem Tiſche lag, zieht ihn und weßt dreimal.
 145 Aus dem zerrißten Gips ſchlug funkenreicher Schimmer,
 Und wütend ſchleudert er ihn in das öde Zimmer.

- Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein;
 Ihr Angeſicht erblaßt bei ſeines Degens Schein.
 „Befehlen Sie etwas?“ — Er ſprach mit wilden Mienen:
 150 „Kennſt du die Krone wohl?“ — Sie ſagt: „Mein Herr,
 zu dienen.“ —
 „So geh' dahin,“ fuhr er mit rauhem Baſſe fort,
 „Und bringe dies Billet an den beſtimmten Ort.
 Allein du ſollſt durchaus nicht meinen Namen ſagen;
 Ich bin inkognito! Sei ſtumm bei ihren Fragen.“
 155 Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es ſprach,
 Ließ in der feigen Bruſt ein ſtill Entſetzen nach.
 Doch die Geſandtschaft ſchien ihr angenehm und wichtig;
 Die alte Iris ward zum erſten Male flüchtig;
 Zum erſten Mal verlor der jüngerliche Gang
 160 Bei Cil' und Dämmerung den affektirten Zwang.

An drei Jenerſer war die Einladung gerichtet.
 Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.

Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
 Verknüpft in Jena noch ein festes Freundschaftsband.
 Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten, 165
 Berühmt wie er durch Bier und Renommistenthaten,
 Auch relegiert wie er, noch immer roh und wild
 Und auch in Leipzig noch der jen'schen Freiheit Bild.
 Wer sich nur unterstund sie kühnlich anzublicken,
 Den drohte schon voll Wut ihr Auge zu zerstückten. 170
 Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
 War wie Medusens Schild, der mit dem Ansehn schreckt;
 Ein Stichblatt eigentlich, in Not ein Suppenteller;
 Und wer es sah, ging auch in pan'schem Schrecken schneller.
 Bei ihnen hieß vergnügt so viel als wild und toll. 175
 Drei Lazen waren stets von Würzner Masse voll.
 Ihr Singen war ein Schrein und ihre Freude Raufen;
 Sie haßten Buch und Fleiß, und ihr Beruf war Saufen.
 In jen'scher Lebensart traf sie das Mädchen an.
 Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und Vulkan 180
 Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
 Bei einer Flut von Bier, in Wolken und in Wettern.
 Ein jeder las erstaunt, und jeder fragt' und riet,
 Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
 Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen. 185
 Sie warfen alle sich halbtäumelnd und verdrossen
 In ihren Oberrock und eilten in den Hecht.
 Die Stubenthür ging auf. „Wie? Bruder, seh' ich recht?“
 Sogleich sprang jeder zu. „Ja, Bruder,“ schrie ein jeder,
 „Der Teufel hole mich! er ist's, wir sehn ihn wieder.“ 190
 Es drückt sich Mund auf Mund, es raffelt Bart an Bart,
 Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
 „Kerl,“ sprach zuletzt von Dorf, „wie kömmt du angezogen!
 Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen!
 Du bist ein Teufelskerl! So manchen armen Tropf 195
 Prellt und bezieheth schon dein kanaljöier Kopf.

165. Achates hieß der treueste Gefährte des Aeneas. — 171. Stichblatt, Platte am Degengefäß vor der Hand. — 176. Die Lase, ein bauchiges Henkelgefäß mit Schnauze. — Würzen, industrielles Städtchen östlich bei Leipzig. Würzner Bier war zu Zachariäs Zeit in Leipzig sehr beliebt und wurde selbst dem Merseburger gleich geachtet. — 180. sie tranken und rauchten. — 194. Manichäer, mah nende Gläubiger (studentischer Ausdruck). — 196. beziehen, beschmierem, anschmierem, betrügen.

Doch du bist relegiert, ich wollte wohl drauf schwören,
 Mich dünkt, das Vögelchen hab' ich schon singen hören.
 Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
 200 Warum der Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?“
 Er schwieg, und Kaufbold sprach: „Laßt euch zusammen nieder!“
 Sie thaten's, er fuhr fort: „Ihr wißt es, werten Brüder,
 Wie oft mein mut'ger Arm für Sena sich gewagt,
 Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
 205 Ihr wißt, wie sorgsam ich für unsre Freiheit wachte,
 Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
 Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegiert!
 Warum? Weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
 Dreimal hatt' ich mich nun auf offnem Markt geschlagen,
 210 Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen;
 Kein andrer war, wie ich, in Stoß und Hiebe schnell;
 So kömmt Beelzebub im schielichten Bedell.
 Man forderte mich vor, ich mußte höllisch schwitzen,
 Ich bot zwölf Thaler an, nichts konnte mich beschützen.
 215 Ich sollt', ich mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
 Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
 Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen.
 Zwar hab' ich mit Verdruß den dummen Weg genommen;
 Allein was war zu thun, ihr waret alle hier.
 220 Bleib' ich nun oder nicht? Sagt, Kerls, was ratet ihr?“

Wie, wenn ein großes Volk von Rednern wird bewegt,
 Sich der zu der Partei, der zu der andern schläget,
 Ein murmelndes Getös die stille Luft durchheilt;
 Die Zwietracht drauf das Volk in zwei Parteien teilt,
 225 Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
 Bis sich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
 So war auch hier der Streit; es folgte Wort auf Wort.
 Der eine sprach: Bleib' hier; der andre sprach: Zieh' fort;
 Doch Kaufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
 230 Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genoßen.
 Zuletzt fing Banner an: „Hört, was mein Anschlag ist;
 Herr Bruder, höre zu. Du bist ein Renommist;
 Dies ist genug, bleib' hier, es wird dich nicht gereuen;
 Du kannst den Leipziger Staub in die Nase streuen.“ —

„Wie?“ fiel ihm Krach ins Wort, vom Daries gelehrt, 235
 „Dies ist die beste Welt; sie wird nicht umgekehrt;
 Zwei Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
 Denn das, was ist, das ist. Wer kann mich überwinden?
 Wann unser Kaufbold bleibt, so weiß ich alles schon,
 So ist die ratio sufficiens davon —“ 240
 „Pedante,“ rufte Dorf, „laß deine magern Schlüsse,
 Wär' es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns riße?
 Herr Bruder Kaufbold, thu', was dir am flügsten dünkt,
 Jetzt ist der beste Rat, setzt euch, ihr Narrn, und trinkt.“ —
 „Und trinkt, und trinkt,“ schrien auch die andern um die Wette, 245
 „Und sauft, und saufet euch bis morgen in das Bette.“
 Sogleich brüllt Kaufbold laut: „Schafft Bier!“ Der Häus knecht kam,
 Der in den krummen Arm zwo grüne Lasen nahm.
 Er brachte Bier, Tobak, zwo Karten und vier Pfeifen
 Und ein kostbares Stück, ein Paßglas mit zween Greifen. 250
 Zween Vögel, die so oft die Chroniken geziert
 Und oft im Altertum mit Rittern Krieg geführt,
 Sie zierten dieses Glas, wie sie ein Pfeil verfehlet
 Und sie ein Ritter dann mit seiner Lanz' entseulet.
 „Nun Brüder,“ rief der Wirt, „zieht eure Jacken aus, 255
 Denn heute geb' ich euch den jen'schen Abschiedsichmaus.“
 Er sagt's, und alsobald lag auf dem Nebentische
 Stoc, Kleider, Handschuh', Hut in seltsamem Gemische.
 Er setzt sich obenan und ruft: „Auf! folget mir!“
 Und alsobald füllt er das große Glas mit Bier 260
 Und säuft dem ersten zu aufs Wohlsein der Scharmante,
 Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
 Den Schlüssel von der Thür hielt er dem Zepher gleich
 Als Hoipes in der Hand und gab in seinem Reich
 Ein heiliges Gesetz, ohn' Abziehn auszutrinken. 265
 Oft ließ sein Richterarm den schweren Schlüssel sinken;
 Weh' dem, der dies Gesetz als ein Rebelle brach!
 Wenn er das Donnerwort pro poena zu ihm sprach,

235. Dr. Joachim Georg Darjes (1714—1791), vielgehörter Professor der Logik und Metaphysik in Jena, eklektischer Wolffianer. Krach wirft in den folgenden Versen mit unverständenen Wolff'schen Sätzen und Kunstausdrücken um sich, die er, obwohl jeder logische Zusammenhang zwischen ihnen mangelt, auf eine unsinnige Weise mit „denn“ und „so“ verbindet. — 250. Paßglas, ein hohes, durch Rässe oder Reifen am Rand in gleiche Teile abgemessenes Trinkglas. — 261. Scharmante, Liebchen, vgl. Gesang IV, Vers 1373 ff. — 265. Abziehn, Abziehen.

- So muß' ein neuer Strom in seine Kehle fließen;
 270 Sonst stand er in Gefahr sein Mädchen einzubüßen.
 Das Bier bewies die Kraft, der falsche Witz fing an,
 Und alle prahlten nun Schandthaten, nicht gethan.
 Tobak und Saufen macht, daß die sich Freunde nennen,
 Die nach dem wilden Schmaus sich oft nicht wieder kennen.
 275 „Mein Seele,“ sprach von Torf, „den Ruhm hat diese Stadt,
 Daß sie, bei allem Zwang, doch schöne Menicher hat!
 Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben;
 Allein, ihr Brüder, hoch! und laßt Selinden leben!“ —
 „Bivat Selinde hoch!“ brüllt tief ihr rauher Schlund;
 280 „Bivat Selinde hoch!“ schreit noch einmal ihr Mund,
 „Zum dritten Male hoch!“ — Das ganze Zimmer schüttelt,
 Daß auf dem nassen Tisch das grüne Paßglas zittert.
 Wie nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerstreit
 Mars gleich zehntausend Mann aus Schmerz der Wunde schreit,
 285 Das ganze Heer erbebt nebst Bergen, Thal und Felsen;
 So bebt die Stube hier von vier Studentenhälsen.
 Drauf malt Torf ihr Gesicht mit solcher Anmut ab,
 Daß eines jeden Fluch ihm brausend Beifall gab.
 Der Kenommißt versetzt, der insgeheim entbrannte:
 290 „Ich wähle sie hiermit mir selber zur Scharmante.“ —
 „Den Teufel auch!“ sprach Torf, der ungern sie verlor;
 Doch Kaufbold schwur alsbald ihm zwanzig Ganze vor.
 Torf holte sie nicht nach; die Kraft betrog sein Hoffen,
 Und Leipzigs Krone ward dem Feigen abgessoßen.
 295 Es steigt zu gleicher Zeit ein schwarzer Tobaksduft
 Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
 Die Wirbel drehen sich auf wunderbare Weise,
 Wie in Cartesens Luft die länglicht runden Kreise.
 Der Wächter singt zwei Uhr. O unbarmherz'ger Ton!
 300 O neid'icher Seiger Schlag, warum störst du sie schon!
 Doch man gehorcht ihm nicht und läßt ihn pereieren,
 Und seinen Nachtgesang nachspottend nicht vollführen.
 Man trauft nach altem Brauch mit Schwüren voller Kraft
 Auf die Bestätigung der alten Brüderschaft.

292. Ganze, ganze Gläser Bier. — 301. man läßt ihn pereieren, man bringt ein Percat auf ihn ans, man ruft ihm Percat zu.

Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchstoßen 305
 Und mit Geschrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
 „Nun, Brüder, ist es Zeit, brecht auf, es ist vier Uhr;“
 So sprach von Torf, als er von seinem Stuhle fuhr,
 „Laßt uns zu Hause gehn, der Schlaf scheint sich zu regen.“
 Man taumelt auf und sucht Stock, Kleider, Hut und Degen. 310
 Doch eh' man gänzlich schied, so füllte man das Glas
 Noch einmal obenan mit braunem Gerstennaß.
 „Es lebe Jena hoch!“ — Torf trank; im Augenblicke
 Zertrümmert er das Glas in tausend kleine Stücke.
 Krach nimmt den ganzen Rest der Pfeifen in die Hand 315
 Und schleudert wie ein Zeus sie donnernd an die Wand,
 Daß der zerbrochne Thon fast alle Winkel füllte
 Und des Zerstörers Wut erst durch Ruinen stillte.

Ermüdet von Gesang und Saufen und Geschrei,
 Gehn die Vermüster nun, und taumeln alle drei, 320
 Mit ungewissem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer
 Bis auf den weiten Markt bei heller Lampen Schimmer.
 Sie eilen nun zur Ruh', da andrer Mug' erwacht,
 Und rufen brüllend aus: „Herr Bruder, gute Nacht!“

Zweiter Gesang.

- 325 **D**er Morgenröte Blick, der Glanz von einzeln Sternen
Erhellte dort die Luft, wie hier den Markt Laternen;
Zu dem die Schwärmer gehn, die Bier und Nacht betrügt.
Ein brüllendes Geschrei, das von den Lippen fliegt,
An jeder Wand sich bricht, tief in die Heustraß' hallet,
330 Schallt wieder, wie im Wald ein Echo wiedererschallet.
Von Torfs verwegne Faust nimmt einen schweren Stein
Und zielt mit diesem Fels nach einer Lampe Schein,
Die wie ein Sirius an Schubarth's Hause prahlte
Und aller andern Glanz hochmütig überstrahlte.
335 Sein Riesenwurf durchfährt der Lampe gläsern Haus;
Er trifft das lichte Docht; es zittert und löscht aus.
Wie wenn der große Stern Drions schnell verschwindet,
Ihn kein geschärfter Blick, kein Schrohr wiederfindet;
Den Ort, den er beglänzt, ein leeres Blau erfüllt
340 Und drauf der kleine Raum in alte Nacht sich hüllt;
So sinkt der Luftkreis auch, den diese Lamp' erhellet,
Ins düstre Schattenreich, da sie sein Wurf zerschellet.
Sogleich, da durch den Stein die Lamp' in Stücken springt,
Singt man ein Siegeslied, wie man in Jena singt.
345 Torf, der es freudig hört, wie man ihm Beifall wettet,
Wird stolz wie Zeus, wenn er die Riesenbrut zerichmettert.
In Trümmern von dem Glas sucht er den kühnen Stein
Und steckt siegesprangend ihn zum Andenken ein.

329. Heustraße, dasselbe wie Hainstraße; die Namen wechseln schon seit dem 15. Jahrhundert. — 333. Schubarth's Haus an der Ecke des Barfußgäßchens, dem Rathsherrn Dr. Rudolf August Schubarth gehörig.

Indessen standen sie und fungen an der Wage: •
 „Sadone, Sadone, Sadone! so geht es alle Tage 350
 Im schönsten Saalathen!“ — und hohe Lieder mehr.
 Ihr Schrein war wie das Schrein von einem ganzen Heer;
 Die stille Nacht trug es auf ihren schwarzen Schwingen
 Fern hin zu Kaufbolds Ohr; er hört ein jeniſch Singen.
 Er springt vom Lager auf, ſteckt ſeinen Käufer an 355
 Und folgt den Liedern nach, die mehr und mehr ſich nahn.
 Sie führen ihn zum Markt. Hier fand er ſeine Brüder.
 Sie ſehn ihn; Sauchzen miſcht ſich in die wilden Lieder.
 „Triumph,“ ſchrein ſie, „Triumph, Triumph, Viktoria!
 Er iſt's! er iſt es ſelbſt! der alte Knab' iſt da!“ 360
 Sie ziehn die Degen aus, die wie ein Nordlicht ſcheinen,
 Und zeichnen ihren Weg mit Feuer aus den Steinen.
 Es hebt nicht weit vom Markt Schellhaſers ſtolzes Dach
 Sich prangend in die Höh', um das manch zärtlich's Ach
 Und mancher Seufzer fliegt, der, wenn ſich Liebe härmet, 365
 Hier in der Irre bleibt und um die Ziegel ſchwärmet.
 Es deckt dies ſtolze Dach den längſten Saal der Stadt,
 Auf welchem manche Braut den Kranz verloren hat,
 Und wo der Gratulant manch Hochzeitlied verſtreuet,
 Weil ihn zu Ball und Schmaus ſein kluger Bauherr weiht. 370
 Der Fenster lange Reih' giebt ihm ein heitres Licht,
 Das in verſchiedner Form durch reines Glas ſich bricht.
 Man ſieht faſt keine Wand; und wo man ſie erblicket,
 Iſt ſie durch Kunſt und Pracht mit Säulen ausgeſchmücket:
 Mit Säulen, die zwar erſt Korinthens Wiß erdacht, 375
 Doch die des Deutſchen Hand beglückter nachgemacht,
 Da ſie nach Marmorart den groben Stein bezogen
 Und angenehm den Blick, der es erforscht, betrogen.
 Ein Chor hängt an der Wand, gleich einem halben Mond,
 Wo mancher Liebesgott im hölzern Schnitzwerk wohnt. 380
 Von hier ſchallt oſtermals bei hohen Luſtbarkeiten
 Trompet' und Paukenſchall in feierliche Saiten.

349. Die Wage, 1555 erbaut, auf dem Marktplatz am Eck der Katharinenſtraße. —
 355. Käufer, Kaufdegen, Schläger. — 363. Schellhaſers Haus, 1717 in der Kloſter-
 gaſſe gebaut, nach dem Weinhändler Schellhaſer, der es 1720—1722 beſaß, genannt,
 1741—1753 im Beſitz des Weinhändlers Johann Georg Artopé, ſeit 1767 Hotel de Care
 genannt, lange Zeit einer der vornehmſten Gaſthöfe Leipzigs. — 374 ff. Die Wände ſind
 mit korinthiſchen Säulen geſchmücket. Dieſe Säulen ſind zwar nur aus groben Steinen
 gehauen, die Steine aber täuſchend wie Marmor angeſtrichen.

Die Neugier sieht bestürzt oft aller Tanzkunst Pracht
Auf diesem weiten Saal in einen Ball gebracht.

385 Wie manches Eh'paar wird ihn mit Entzücken zeigen
Und denkt mit süßer Lust an seinen ersten Reigen!
Auch jetzt war hier ein Ball den Schönen angestellt.
Es schimmerte voll Glanz die junge Stutzerwelt;
Und manches schöne Kind, besiegt vom sanften Triebe,
390 Hebt die erhitzte Brust und glüht von Tanz und Liebe.
Selbst die Galanterie, die Göttin, deren Macht
Die alte deutsche Welt fein und gesittet macht,
Besuchte diesen Ball und kam mit Glanz und Schimmer
Und königlichem Pomp in das erhellte Zimmer.

395 Es rauschet um sie her ein flüchtiges Gewand.
Der blauen Augen Glanz siegt ohne Widerstand;
Ihr lockicht blondes Haar, mit vieler Kunst gekräuselt,
Wird vom verliebten West, von Seufzern stets umsäufelt.
Sie herrscht als Königin; ihr Zepter ist ein Stab,
400 Zu dem ein Elefant die besten Zähne gab.
Ihm wird der Menschen Mund den Namen Fächer geben;
Doch bei der Göttin ist's ein Stab zum Tod und Leben.
Ein Wink, ein sanfter Stoß, ein leichter Schlag erklärt,
Was oft ihr Mund verneint und doch ihr Herz gewährt.
405 Ein mächt'ger Zauberstab, der, wenn sie es gebietet,
Rasch auseinander rauscht und wie ein Sturmwind wüthet;
Oft sanft die volle Brust und heiße Wangen kühlt,
Wenn sie mit Lieb' und Treu' und Frauentugend spielt.
Er öffnet sich niemals, daß er nicht Schalkheit lächelt
410 Und zauberischen Wind voll Blut und Wollust fächelt.
Bei dieser Öffnung rührt den Blick ein künstlich Bild,
Bedeutender als selbst Achills beruf'ner Schild;
In den der Schmiedegott mit seltner Kunst geäthet,
Was ein empfindlich Herz erschrecket und ergethet.

415 Auf diesem Fächer steht in seiner ganzen Macht,
Die oft Olymp und Welt in Unordnung gebracht,
Der kleine Liebesgott mit schalkheitsvollen Blicken,
Dem Bogen in der Hand, dem Köcher auf dem Rücken;
Wie er mit starkem Arm nach jungen Schönen zielt
420 Und Tugenden zerstört und Herzen unterwühlt.

Er sieht stolz um sich her, wie seine Pfeile fliegen,
 Wie Helden untergehn und Tänzerinnen siegen;
 Wie der bestricke Graf das Schneidermädchen liebt,
 Und wie der Fräulein Herz dem Schreiber sich ergiebt.

So kam die Göttin an, und des Gefolges Menge, 425
 Das strahlend sie umringt, macht fast den Saal zu enge.
 Ihr Liebling ist der Putz. Sein silbernes Gewand
 Ist reich mit Gold gestickt, sein Haar ist farbicht Band.
 So ist Medusens Haar ein Heer gekrümmter Schlangen,
 Die zischend um ihr Haupt, lebend'ge Locken, hängen. 430
 Ihm weihn als einem Gott die Schönen zum Altar
 Den Nachttisch, der so oft ein schön Gesicht gebat.
 Er senkt des Morgens sich in einem zarten Staube,
 Der zierlich sie bereift, auf Locken um die Haube.
 Er flieht die Einsamkeit und unfruchtbare Nacht, 435
 Wenn sie die Mummerei nicht Tagen ähnlich macht.
 Viel Nymphen sprungen auch auf dem bestäubten Boden
 Mit Schuhen von Damast; sie hießen neue Moden.
 Ein schön gekleidet Heer, doch stets veränderlich,
 An welchem die Gestalt bei jedem Anblick wich. 440
 Die aufgeputzte Reih' der Moden deutscher Lande
 Zog sich vor andern hier in reizendem Gewande
 Um die Galanterie, von Dresden und von Wien,
 Steif die von Augsburg her, und frei die von Berlin.
 Jedoch die artigste von diesen Moden allen 445
 War Leipzigs Mode. Schön und sicher zu gefallen,
 War sie nicht allzu steif und auch nicht allzu frei,
 War stets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu;
 Französisch halb, halb deutsch; beglückt in ihren Wahlen
 Und eine Pythia von den Provinzialen. 450
 O Ewigkeit, wenn je der Wiz etwas erdacht,
 Was Ohren süß entzückt und Dichter ewig macht;
 So laß die Krämer nicht mein Lied zu Düten nehmen,
 Noch meine Reime sich bei niedern Höfen schämen.
 Wenn Berenizens Haar in lichtigem Schimmer steht 455
 Und eine Locke glänzt, die Popsens Lied erhöh't:

450. Ihre Vorschriften wurden in den Provinzialstädten wie die Aussprüche eines
 Drakels befolgt. — 451. Höfe, kleiner Krämer. — 455. Vgl. Einleitung S. 250.

So laß der Mode Haar auch zu den Sternen dringen,
Und du, o Muse, komm' und hilf sie mir besingen.

- Ein dunkelbraunes Haar, mit Puder vorn bestäubt,
460 Das ein durchglühter Stahl in runde Locken treibt,
Fließt in den Nacken hin; die Scheitel bis zur Stirne
Bedeckt ein leichter Schmuck von zartgewebtem Zwirne.
Die Haube schließt nicht an und flieht aus dem Gesicht,
So wie ein Strahlenschein den Heiligen umflieht.
465 Gefärbte Federn blühen wie Blumen an der Seite;
Und dieses goldnes Band von der gehör'gen Breite,
Das hinten zierlich sich in eine Schleife legt,
Wird an den Spitzen oft vom sanften West bewegt,
So wie ein Flügelpaar am Kopf des Götterboten,
470 Wenn er bald Kuppler ist und bald Jurier der Toten
Von ihrem freien Hals hängt eine Perlenkette,
So schön von Wachs gemacht als wie die von Natur.
Ein zartes Palatin, zu dünn etwas zu decken,
Ist doch bemüht die Brust verrät'risch zu verstecken.
475 Ein großer Blumenbusch, von Seide nachgemacht,
Beschattet ihre Brust in falscher Frühlingspracht.
So wie ein Perser sich in langen Ärmeln zeigt,
Wenn er im Trauerspiel auf unsre Bühne steigt;
So hängt um ihren Arm an einem zarten Flor
480 Ein zärteres Geweb' aus ihrem Kleid hervor.
Ihr Schuh ist niedrig stumpf mit aufgesteifter Lasche,
Und eine Schnalle strahlt anstatt des Bandes Masche. *)
Dies ist der Mode Bild. Ein Denkmal von Genie,
Erfindung und Geschmack! Selbst die Galanterie
485 Bemüht sich, dieser Tracht vor andern nachzuahmen;
Sie geht in Deutschland so wie Leipzigs holde Damen.

Ein plötzliches Geschrei von Kaufbolds trunkner Schar
Macht alles aufmerksam, was in dem Saale war;
Und schnell drang dies Geschrei von Kaufbolds vollen Brüdern

*) Bei Gelegenheit dieser Beschreibung muß man die Leser, die sich auf die Moden verstehen, erinnern, daß man die Moden in diesem ganzen Gebichte von der Zeit beibehalten, da der Kenonimist zuerst in Leipzig herausgetommen.

173. Palatin, schmale Halsbedeckung der Damen aus Pelz (Pelztragen) oder leichtem Stoff (Barbe). — 181. Lasche, Zwidel am Schuh zur Befestigung des Bandes oder der Schnalle.

Bis zur Galanterie auf eines Nord's Gefiedern. 490
 Der blanke Degen klirrt, das Pflaster speiet Blut;
 Den Tanzenden entfällt auf einmal aller Mut.
 Dreimal bellt ihr Petit, der auf dem Schoße zittert;
 Dreimal erbebt der Saal, dreimal wird sie erschüttert.
 „Geliebte, hört dies Schrein,“ spricht sie, von Furcht verstört, 495
 „Hat man in Leipzig je solch einen Lärm gehört?
 Ist Wohlstandigkeit auf einmal hier verloren?
 Und schreit der Pöbel so durch unsre zarten Thren?
 Sind dies Studenten? Nein! o welch ein wild Geschrei!
 Wie? Leipzig, wirst du mir auf einmal ungetreu? 500
 Will der behänderte, nie bloß gesehne Degen
 Auf einmal krieg'risch sein, auf einmal Lärm erregen?“
 Die Mode sieht indes mit aufgebracht'm Sinn
 Voll Unmut, Furcht und Angst starr auf den Boden hin.
 Ihr Herz fängt bei dem Lärm unruhig an zu schlagen. 505
 Jetzt schweigt sie, jetzt will sie beherzt zu reden wagen.
 Und endlich hebt sie an: „O Göttin, zürne nicht,
 Wenn Ungezogenheit den festen Damm durchbricht,
 Den nie —“ Jedoch die Furcht verbietet ihr zu sprechen,
 Und Raufbold und sein Heer ratschlagt indes Verbrechen. 510
 Ihr Stürmer, haltet ein! Der keuchende Lindan,
 Der Schutzgott Leipzigs kam auf schnellen Flügeln an,
 Mit Staub auf seinem Kopf und mit zerriss'nen Haaren;
 Die Moden machen Platz; er drängt sich durch die Scharen
 Und schießt als wie ein Pfeil auf die Galanterie. 515
 Mit thränenvollem Blick sinkt er vor ihr aufs Knie:
 „Mein Leipzig,“ rief er aus, „wird sich zum Ende neigen!
 Vier Stürmer hör' ich schon nach diesem Saale steigen;
 Ein wüster Renommist, den Jena fortgejagt,
 Hat sich durch mein Versehen in diese Stadt gewagt. 520
 Vor ihnen bebt der Markt; sie schreien wie Barbaren,
 Als scheuten sie sich nicht vor meinen Wächterscharen.
 Drei sind schon Jahre hier; allein der Schwarm verlacht
 Mit spöttlichem Gesicht noch meiner Kinder Tracht.
 Dies ist der größte Schimpf, den sie auf Leipzig bringen. 525
 Doch, Göttin, hilf mir nur den Renommisten zwingen.
 Da sind sie selber schon! ja, dies ist ihr Geschrei:
 O Göttin, wir vergehn! das Schicksal steh' uns bei!“

- Er sprach noch, als bereits die wilden Schwärmer kommen.
 530 Da sie von fern Musik und Paukenschall vernommen,
 So folgten sie beherzt dem frohen Schalle nach,
 Und jezo traten sie ins zitternde Gemach.
 Der freche Kaufbold sah mit einer Räubermiene
 Tief in den langen Saal: es zittert die Blondine,
 535 Und die Brünette bebt; der junge Herr erstarrt,
 Und die Matrone schreit vor seinem schwarzen Bart.
 Er, Kaufbold, kehrte sich zu seinen Kameraden
 Und sprach: „Wir sind zwar hier zum Tanz nicht eingeladen,
 Doch folgt mir alle nach und fodert, so wie ich,
 540 Das erste Mädchen auf; der Teufel hole mich!
 Schlägt mir das Mensch es ab, so sollt ihr Wunder sehen,
 Der ganze Tanzsaal soll mit Schrecken untergehen!“
 Er sagt's und tritt hervor; doch alle schrein und fliehn.
 Der weite Reifrock rauscht, die jungen Stutzer ziehn
 545 Wie Kraniche davon; die Thüren sind zu enge,
 Und Spitz' und Band entfliegt im ängstlichen Gedränge.
 Auf einmal war der Saal von so viel Schönen leer,
 Und niemand war darin als Kaufbold und sein Heer.
 Er lachte wild und laut, daß er sie so erschrecket;
 550 Von Siegeszeichen war das Schlachtfeld ganz bedeckt;
 Es schimmerte der Staub von Flittergold und Staat;
 Wohin beinal' der Fuß des stolzen Siegers trat,
 Lag Schnupstuch, Blumenstrauß und halbzerriß'ne Streifen,
 Manschetten halb zersetzt und halb' und ganze Schleifen.
 555 Ein jeder bücket sich und steckt mit frohem Mut
 Die schimmernde Trophä' an seinen alten Hut;
 Sie tanzen mit sich selbst, bis es drei Küper wagen,
 Von dem entweiheten Saal die Stürmer zu verjagen.
 Sie eilen aus der Schlacht, von Kampf und Siegen satt,
 560 Und jeder sinket bald auf seine Lagerstatt.

- Doch die Galanterie, die zwar im Saal geblieben,
 Die aber Furcht und Angst hoch auf das Chor getrieben,
 Sah ganz erstaunt um sich und rief der Mode zu:
 „O Freundin, welch ein Volk! und dieses leidest du?
 565 Wie frech hat nicht der Mund der Rasenden gesungen!
 Wie manches niedre Wort ist in mein Ohr gedrungen!

Doch, Mode, laß nicht zu, daß dieser Renommist
 Zum Trutz der art'gen Welt ein solcher Unhold ist.
 Der Schläger muß durchaus in Leipzig sich bekehren.
 Hat ein Sylvan gelernt, dich eifrig zu verehren, 570
 Ein Schläger so wie er, vom jeniſchen Gebrauch
 So sehr wie er beſleckt; ſo lernt es Kaufbold auch.
 Kein Schneider müſte mehr die Mode loben können;
 Kein Mädchen müſte mehr mit ſchwarzen Augen brennen;
 Des Goldes alte Kraft, der Treſſen Wunderſchein 575
 Müßt' auf ein junges Herz ganz ohne Wirkung ſein;
 Wenn dieſer Renommist uns widerſtehen wollte
 Und nicht auch, wie Sylvan, ein Stützer werden ſollte.
 Erſchein' ihm, red' ihm zu; eil' in den blauen Hecht,
 Und Kaufbold werde bald ein ſüßer Jungfernknecht." 580.

Sie ſagt's; die Mode ſteigt auf ihren goldnen Wagen,
 Den Möſpſchen durch die Luſt nach Kaufbolds Zimmer tragen.
 Ein großer Geiſterſchwarm, ein Komplimentenheer,
 Setzt ſich um ſie herum und macht den Wagen ſchwer.
 Sie werden, wenn der Mund der Menſchen ſie verhandelt, 585
 Schnell in der obern Luſt in Geiſterchen verwandelt.
 Verſchiedner Mund iſt treu, man darf den Worten traum.
 Die Höflichkeit half ſie mit zarter Hand erbaun,
 Vom Umgang lernten ſie, ſich zu den Städten wenden,
 Und von der Artigkeit, ihr Wortgepräng' verſchwenden. 590
 Sehr viele, ſieht man ſie mit ſcharfen Blicken an,
 Entdeckt man erſtaunt zweiföſſicht, wie den Jan.
 Die vordre Stirne zeigt die Schmeichelei im Glücke,
 Und auf der hintern wohnt die Falſchheit und die Tücke.
 Sie ſchweben oft am Hof im falſchen Vorgemach 595
 Und loben ins Geſicht und ſchmähen hintennach.
 Die Guten ſetzen ſich der Mode nur zur Linken,
 Indem die Falſchen ſtolz zu ihrer Rechten ſinken.

Ihr Wagen kam nunmehr vor Kaufbolds Zimmer an,
 Den jezt der ſüße Schlaf, der Träume leichter Wahn 600
 Und auch der Geiſt Pandur auf ſeiner Streu bewachte,
 Der manche Schlägerei ihm ins Gedächtnis brachte.
 Die Mode ſteigt herab; die Geiſter warten hier.
 Ihr luſt'ger Körper ging durch die verichloſſ'ne Thür'.

- 605 Doch wie erstaunte sie; ein Schwindel kam ihr nahe,
 Da sie in Rauch gehüllt das wüste Zimmer sahe.
 Auf dem verbrannten Tisch lag halbverglimmtes Kraut,
 Das in Virginien der nackte Mohr erbaut.
 Zerbrochener weißer Thon in länglichten Cylindern
- 610 Und Brand und Asche sucht der Göttin Fuß zu hindern.
 Noch dampfte der Tobak. Wie, wenn der Teufler Pracht
 In heißen Schutt zerfällt, der wilden Flammen Macht
 Mit lodern dem Geräusch die bange Luft zerteilet,
 Zuletzt ein schwacher Dampf aus den Ruinen eilet:
- 615 So dampfte der Tobak, den das geschwärzte Rohr
 Durchglimmt zurücke ließ, aus Graus und Schutt hervor.
 Sie floh, vom Rauch erblaßt, der ihr Gewand besleckte,
 Zu der verwirrten Streu, auf der sich Kaufbold streckte.
 Pandur verbarg sich ihr, sah sie und ward verliebt.
- 620 So mächtig ist der Reiz, der unsre Mod' umgiebt.
 Sie sprach also zu ihm: „O Stürmer von der Saale,
 Dein Herz eröffne sich vor meinem sanften Strahle,
 Der jetzt zum ersten Mal auf einen Schläger fällt;
 Und sieh, die Königin der jungen art'gen Welt
- 625 Entdeckt im Traume dir, was Bücher dir verhehlen
 Und dunkle Weisen nicht im Hörsaal euch erzählen.
 Das Schreien deiner Schar hat unsre Lust gestört;
 Selbst die Galanterie hat es erstaunt gehört;
 Der Schutzgeist Leipzigs kam und hat mit vielen Klagen
- 630 Die jen'sche Raserei der Göttin vorgetragen.
 O Held, erzürne nicht die Göttin, deren Macht
 Vielleicht die schönste dir der Nymphen zugehacht.
 Ich kann allein ihr Herz zu deinem Glück versöhnen;
 Ich will's, wenn du versprichst, mich nicht mehr zu verhöhnern.
- 635 Sei nur ein Leipziger; verwirf die schlechte Tracht,
 Die dich hier lächerlich und Schönen schrecklich macht.
 Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel;
 Kein Hut bedecke mehr die aufgepuzte Scheitel;
 In Jena ließ dir nur ein kurzer Armel schön,
- 640 Weit besser wird dir hier ein langer Aufschlag stehn.
 Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneste;
 Wie häßlich läßt dir nicht die leichte gelbe Weste.

Sie, die jetzt spöttisch kurz um deine Hüften schlägt,
 Sei länger aus Grisett' und stark mit Gold belegt.
 Die Reiter laß allein die schweren Stiefeln drücken; 645
 Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken!
 Dein Degen werde klein, und knüpf' um ihn ein Band,
 Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannst.
 Verabscheu' von nun an die ungezognen Händel;
 Sprich zierlich und galant, und rieche nach Lavendel. 650
 Vergiß den Rauchtobak, der hier noch schmauchend glimmt,
 Und nimm davor Kappee, wie ihn der Stutzer nimmt.
 Dann will ich festlich dich zum Petitmaitre schlagen;
 Du sollst, ein neuer Held, dich vor die Schöne wagen:
 Der glückliche Sylvan, der meine Macht verehrt, 655
 Befehret dich vielleicht, so wie ich ihn befehrt.“
 Sie sagt's und eilt davon. Er wirft mit tragem Wenden
 Sich dreimal gähmend um und greift mit schweren Händen
 Nach seinem Rauserstahl, der zu dem Haupte lag;
 Und springt halbtäumelnd auf, durch einen Fechterschlag 660
 Dem, der sich unterstund, die jen'sche Tracht zu schelten,
 Mit Hieben, wie er sprach, die Mühe zu vergelten.
 Die Mode war entflohn; und er sinkt träg und matt
 Von neuem in die Ruh' auf harte Lagerstatt.

Pandur bedachte nun mit innerlichem Grimme 665
 Der Mode lockend Wort und die Sirenenstimme.
 Er lehnet sich bestürzt auf einen Fidißus,
 Groß wie ein Weberbaum, und dreimal stampft sein Fuß.
 „Wie?“ sagt er ihm ins Ohr, „Held, läßt du dich verführen?
 Und soll dich das Geschwätz der albern Mode rühren? 670
 O Kaufbold, sieh mich an! ich bin der Heldengeist,
 Der dich oft in der Flucht dem Schnurrenstock entreißt.
 Ich schreck' an deiner Statt die wilden Häfcherhausen
 Und steh' dir treulich bei im Zweikampf und im Saufen.
 Ich bin dir nachgefolgt; ich bin's, der vor der Stadt 675
 Dem flüchtigen Kalmuck den Fuß gelähmet hat;
 Ich dachte dich dadurch von Leipzig abzuhalten.
 D hätt' es mir geücht! — Doch laß mich weiter walten.

644. Grisette, grauer Kleiderstoff. — 652. Kappee, Kapé, eine Sorte geriebenen Schnupftabaks.

Nach hier erwartet dich ein Lorbeernwerter Ruhm.

680 Ist hier nicht eben auch der Markt dein Eigentum?
Kein Häfcher, kein Bedell soll deine Freude stören;
Der Stuzer soll erstaunt das wilde Wezen hören,
Und wenn dein tapftrer Arm nichts mehr zu schlagen weiß,
So geb' ich dir zum Sturm die Häfcherhöhle preis.

685 Was du in Jena wagst, das kannst du hier auch wagen.
Wie bald kann dich Kalmuck aus diesen Mauren tragen,
Da in der Nachbarschaft das schöne Halle liegt,
Wo noch die Freiheit herrscht, wo noch der Burische siegt.
Doch wärst du wohl so klein, die jen'sche Tracht zu ändern,
690 Die Haare zu bestreun, den Degen zu bebändern?

Und zögest du den Strumpf dem tapfern Stiefel vor?
Kannst du so niedrig sein, so geh' und werd' ein Thor!
Stink' nach Pomad' und Öl, wie hier die Narren pflegen,
Und laufe Chapeaubas im Sturmwind und im Regen.

695 Geh', schlage weibisch dich zum weiblichen Geschlecht,
Und leb' und stirb allhier als wie ein Jungfernknecht.

Allein ich sehe dich mit Recht unwillig werden;
Den edelmüt'gen Zorn verraten die Gebärden. —
Wohl an, so mache dich Pandurens Schutzes wert.

700 Im Stalle trauret schon Kalmuck, das edle Pferd,
Dass es so müßig steht; flieh' wieder nach der Saale,
Da wo sie Halle nezt. Hier hofft zum zweiten Male
Auf deine Tapferkeit ein neues Ehrenfeld,
Der Brüder lust'ge Schar und eine freie Welt

705 Du wirst den Offizier von breiten Steinen schmeißen
Und wirst der Kenommist von Kenommisten heißen.“

So sagt Pandur und schweigt. Und Kaufholds Herz blieb treu
Und widerstund voll Stolz der Mode Schmeichelei.

684. Häfcherhöhle, die Station der städtischen Schuuleute. — 706. der Kenommist von Kenommisten, das Ideal aller Kenommisten.

Dritter Gesang.

Die Luft belebte schon der Sonne reger Schimmer.
Sie warf den güldnen Strahl in Kaufbolds Ruhezimmer; 710
Der Vorhang, der ihn brach und rauschend vor ihn trat,
Zog an der weißen Wand ein länglichtes Quadrat.
Das große Stichblatt schien in falben Schattenbildern
Der Schreckkometen Lauf elliptisch abzuzeichnen.
Ganz Leipzig hub sich nun halbtäumelnd in die Höh'. 715
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Liljen blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt;
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt. 720
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußte es decken;
Und wo auch gar keins war, lag doch ein schwarzer Flecken.
Nur Kaufbold ruhte noch und lag von Sorgen frei
Bis in den hellen Tag auf einer harten Streu.
Von Schätzen nie beschwert auf seinen weiten Reisen, 725
Schließ er so arm und sanft als wie die alten Weisen.
Sein ganzer Reichtum war sein großes Kauferschwert,
Und seine ganze Lust Kalmuck, das edle Pferd.
So manchen süßen Traum ließ ihn Pandur ergetzen;
Vom wütenden Tumult, von Schreien und von Wehen 730
War seine Seele voll. Erstieg'ne Schnurrbarthein
Und Ständchen fielen ihm im süßen Schlummer ein.

713 f. Das kreisrunde Stichblatt des Degens warf an die Wand einen elliptisch runden Schatten, ähnlich dem gleichfalls elliptisch runden Lauf eines schreckenden Kometen. — 721. Musche, Schweißpflasterchen. — 731. Schnurrbarthein bei Zacharia = Aufenthalt der Schnurren, Wachtlokal der städtischen Schuppleute.

Ein paar Mal lächelt er mit einer wilden Freude
 Und spricht verwirrt etwas von einem mod'schen Kleide.
 735 Pandur hört's und erschrickt. Er traut der Mode nicht
 Und untersucht genau des Helden Angesicht.
 Mißtrauisch meint er schon zu seinem größten Schrecken
 Geheime Neigungen zur Mode zu entdecken.
 „O Kaufbold!“ seufzet er, „du schläfst? ach wüßtest du,
 740 Wie ich unruhig bin bei deiner süßen Ruh';
 Wie deine Wort', im Traum entflohen, mich erschrecken;
 Dein Antlitz würde sich mit edlem Unmut decken.
 Wer weiß, ob dich nicht schon der Mode Wort verführt!
 Wer weiß es, ob nicht schon dein Herz die Neigung spürt,
 745 Die leichte jen'sche Tracht rebellisch zu verändern
 Und wie ein Narr den Hals und Degen zu behändern!
 Nimm denn auch dich der Glanz von der Veränd'ring ein?
 O! wärst du doch zu stolz ein Leipziger zu sein!
 O! möchtest du doch nie den Fuß mit weißen Strümpfen
 750 Und deinen Degen nie mit Narrentand beschimpfen!“

So sprach er und stützt sich auf Kaufbolds Degenknopf.
 Viel Anschläg' irren ihm durch seinen schlauen Kopf;
 Zuletzt entschließt er sich, vom Helden sich zu wagen
 Und um sein künft'ges Glück Orakel zu befragen.

755 In Leipzig war damals die nun verlorne Kunst,
 Aus dickem Kaffeesatz durch schwarzer Geister Günst
 Die Zukunft auszuspähn und die geheimsten Thaten,
 Geschehn und künftig noch, prophetisch zu erraten.
 Pandur, der dieses weiß, verstellt sich alsobald;
 760 Siebt sich aus dicker Luft die jenische Gestalt!
 Zieht große Handschuh an und eilet nach der Grotte,
 Zum Delphos neu'rer Welt, zum pyth'schen Kaffeegotte.

Vergieb es mir, o Nacht, und du, prophet'scher Geist,
 Wenn man dein Heiligtum profanen Augen weist.

765 Da wo Schellhafers Haus die festen Mauern endet,
 Ragt, wenn man seinen Blick schief gegenüber wendet,
 Ein glänzend Haupt empor, das durch die neue Pracht
 Fast einem Tempel gleicht, Paläste finster macht.
 So wie im dicken Wald ein Kranz bejahrter Eichen

Durch seine Wipfel droht den Himmel zu erreichen, 770
 Ein schlanker Tannenbaum sie sämmtlich übereilt
 Und durch sein grünes Haupt die leichten Wolken teilt;
 So streckt dies stolze Haus den Giebel in die Lüfte
 Und hüllt das hohe Dach in ew'gen Rauch und Düste.
 Der Eingang zeigt sogleich in einer Schilderei, 775
 Daß dies des Kaffeegotts geweihter Tempel sei.
 Es liegt ein Araber an einem Kaffeebaume;
 Ihn bringt in hellem Gold von dem durchsüßten Schaume,
 Den man aus Bohnen kocht, die die Levante schickt,
 Ein nackter Liebesgott, der lächelnd auf ihn blickt. 780
 Pandur trat kühn herein und stieg zur Grotte nieder.
 Ein heilig's Schrecken fuhr durch seine starren Glieder,
 Da er dem Gott sich naht, umringt von stiller Nacht
 Und fürchterlich geschmückt mit unterird'scher Pracht.
 Er saß im schwarzen Pomp. Das Zepter, das er führte, 785
 War wie ein Löffelchen; die Krone, die ihn zierte,
 Dem Zuckerhute gleich. Es steigt die blaue Glut
 Vom rauchenden Altar, auf dem ein Kessel ruht,
 Der unaufhörlich braust, von schwarzem Ruß bezogen,
 So wie des Phlegethons unaufhaltfame Wogen. 790
 So manche Mißgeburt, gezeugt vom finstern Spleen
 Und dicken schweren Blut, umflattert rauschend ihn.
 Das Hypochonder saß und krümmte sich für Schmerzen,
 Und die Melancholie sprach Selbstmord in dem Herzen.
 Pandur saßt' einen Mut und ging hindurch zum Thron; 795
 Bückt' vor dem Gotte sich und sprach mit rauhem Ton:
 „Du, der du mit Kaffee die Leipziger belebest
 Und zur vornehmen Frau ein Gärtnerweib erhebest;
 Der du mit deinem Trank Holzhacker so beglückst,
 Als du im Staatsgemach den großen Herrn entzückst; 800
 Ich nahe mich zu dir, vom fernen Ruf belehret,
 Daß dir des Schicksals Macht die seltne Günst verehret,
 Die Zukunft zu durchschaun und in Kaffee zu sehn,
 Was Astrologen kaum durch das Gestirn verstehn.
 D sage mir, Prophet, wird Kaufbold unterliegen? 805
 Wird endlich über ihn der Pleiße Mode siegen?
 Und wird der Niedrige nach aller meiner Müß'
 Zulezt doch noch ein Sklav' von der Galanterie?“

- Er schwieg. Der Gott versetzt: „Der Ruf ist wahr gewesen,
 810 Daß ich die Zukunft kann aus dickem Kaffee lesen.
 Doch bist du nicht Pandur, der uns zuwider ist?
 Und ist dein Kaufbold nicht ein wilber Kenommist?
 Soll ich, dem Feind von uns die Zukunft zu verraten,
 Berrückt im Kopfe sein und auf dem Dreifuß braten?
 815 Denn wisse, Schlägergeist, es kostet Müß' und Schweiß,
 Eh' ich, vom Geiste voll, zu prophezeien weiß.“
 Pandur versetzte drauf: „Du kennst schlecht deine Freunde;
 Die Leipziger allein sind deine wahren Feinde.
 Wie bin ich nicht erstaunt! wie ist dein Reich verheert!
 820 Es raucht kein Tempel mehr, wo Knaister dich verehrt;
 Dein sonst so mächtig Reich naht sich dem Untergange.
 Das freie Kaffeehaus seufzt jetzt im sklav'schen Zwange;
 Die Stutzer dieser Stadt sind meist von dir getrennt,
 Indem ihr Wankelmuth den Thee als Gott erkennt.
 825 Und hat die Mode nicht die Neuerung erfonnen
 Und die Galanterie den Thee selbst lieb gewonnen?
 Nein! Jena, glaube mir, in allem groß und frei,
 Verschmäht den weib'schen Thee und ist nur dir getreu
 Willst du die Zukunft noch zu meiner Ruh' durchschauen,
 830 So will ich dir voll Dank drei Kaffeehäuser bauen;
 Von nun an soll Kaffee, um Weihrauch dir zu streun,
 Wenn hoch geschmauset wird, des Schmauses Anfang sein.“
 Er sagt es, und der Gott erhob vom Thron die Glieder
 Und setzt wahr sag'risch sich auf einen Dreifuß nieder;
 835 Und alsobald erschien des Tempels Priesterin,
 Die wilde Phantasie, und reicht ihm Kaffee hin.
 Er trank; es herrscht um ihn geweihte grause Stille;
 Doch plötzlich tönt die Gruft von schrecklichem Gebrülle,
 Und blaue Flammen gehn von seinem Dreifuß aus;
 840 Panduren überfiel ein ungewohnter Graus,
 Als ihm die Phantasie den dicken Kaffee brachte,
 Und der prophet'sche Gott also den Anfang machte:
 „Was seh' ich? — In die Gruft des Schreckens geht der Held —
 Der Panzer rauscht daher im schwarzen eisern Feld —
 845 Ich sehe Schlacht und Krieg und rühmliche Gefahren —
 Kann dieser Held sein Herz vor Liebe nicht bewahren?
 Er pudzt, er pudert sich? Er sichts, es strömet Blut —

Wie? hat ein Leipziger solch einen tapfern Mut?
 O laß nicht ab, Pandur, und steh' ihm bei im Falle!
 Dies ist das Rosenthal, ich seh', ich sehe Halle!"

850

Also der Gott. Sein Mund schäumt für prophet'scher Wut;
 Doch nach und nach senkt sich sein aufgebracht's Blut.
 Pandur bückt sich voll Dank; vom künftigen Gesichte
 Des tapfern Helden voll, eilt er zu ihm zurücke.

Indes versammelt sich der Mode Borgemach.

855

Sie schimmert auf dem Thron und rief den Putz und sprach:
 „Geh' hin, geliebter Putz, zum ersten meiner Söhne,
 Der Stutzer Obersten, Sylvanen, dem die Schöne
 Sogleich ihr Herz ergiebt, wenn seine Feder strahlt,
 Und hohen Stand und Geld die goldne Weste prahlt.
 Erweck' ihn, hilf sein Haar durch heißes Eisen krümmen;
 In Puder und Jasmin laß seine Locken schwimmen;
 Und wenn sich sein Verdienst im Galakleid erhebt
 Und endlich seinen Witz des Schneiders Gunst belebt,
 So laß ihn in den Hecht zum Renommisten tragen;
 Der wird vielleicht, wie er, der kurzen Tracht entlagen.
 Er war sein alter Freund; sein schön gepudert Haar
 Erreicht vielleicht den Zweck, der mir unmöglich war.“

860

865

Sie sagt's, der Putz eilt fort. Sein Haar, im West zerflogen,
 Formiert den Sterblichen den schönsten Regenbogen.
 Sein halb mit Gold gestickt, halb silbernes Gewand,
 Daß er mit viel Geschmack nachlässig um sich wand,
 Wallt in der obern Luft im allerreinsten Schimmer,
 Und bald erreicht sein Flug Sylvans geschmücktes Zimmer.
 Sogleich verweilt den Blick die aufgezuzte Wand,
 An der er manch Gemäld' auf bunten Tüchern fand.
 Zween Spiegel, deren Last zwei große Schleifen hielten
 Und neidisch auf sich selbst in güldnen Rähmen spielten,
 Entdeckten ihm sein Bild; und mit Zufriedenheit
 Tritt er ins Schlafgemach. — In stiller Einsamkeit
 Schließ ruhig noch Sylvan und ließ den Morgen sterben,
 Den Nachttiich traurig sein und den Kaffee verderben.

870

875

880

- Ihm nahte ſich der Putz und ſprach: „Auf, junger Held!
 Der Ruhm erwartet dich in der beglänzten Welt;
 885 Und eine Gottheit ſelbſt befiehlt dir, zu erwachen;
 Die Mode ſchickt mich her, dich heute ſchön zu machen.
 Dein Bruder Kaufbold iſt in Leipzig angelangt;
 Soll er nicht ſehn, wie ſtolz der Stuzer aus dir prangt?
 Gil' in den blauen Hecht, verſuch' ihn zu befehren.
 890 Wer kann ihn, ſo wie du, die Mode lieben lehren!“
- Indem erwacht Sylvan. Er trug vor kurzer Zeit
 Als ein Jenenſer noch ein ungeſteiftes Kleid;
 Doch Stuzer lehrten bald ihn den Caput verachten.
 Er ward ihr Oberhaupt, der erſt' in neuen Trachten.
 895 So wie ein Henegat, mehr als ein Muſelmann
 Von frommer Mut erhitzt, den Chriſten haſſen kann;
 So ſchien der Stuzer auch Jenenſer mehr zu haſſen,
 Weil er vor kurzer Zeit erſt ihre Tracht verlaſſen.
 Er warf den Schlafrock um, noch halb vom Schlaf entſtellt;
 900 Und da der raſche Stoff von ſeinen Achſeln fällt,
 Macht er ein ſanft Getön, indem die ſeidnen Falten
 Mit ſäuſelndem Geräuſch zu dem Pantoffel wallten.
 Sein Diener bringt Kaffe. „Bardieu!“ ſpricht er, „Johann,
 Mir träumt' ſehr albern Zeug — doch zieh' mich hurtig an,
 905 Und dann frag' in dem Hecht, ob Kaufbold angekommen.“
 Er ſagt's, und hurtig ward der Anputz vorgenommen.
 Ein weiſer ſeidner Strumpf umwickelte das Knie.
 Der Schuh, ein Meiſterſtück von ſeines Schuſters Müh',
 Erhob in ſchwarzem Glanz mit Band beſetzte Kanten,
 910 Und Schnallen ſchimmerten von böhm'iſchen Diamanten.
 Le Grand trat ins Gemach; ein lumpichter Franzoſ,
 Doch in der ſeltnen Kunſt, das Haar zu kräufeln, groß.
 Ein weiſes Puderhemd ſtoß zu des Stuzers Füßen;
 Le Grand haut das Toppee und läßt ſich Locken ſchließen.
 915 Ein dicker Staub von Mehl, der ſtill im Püſter lag,
 Schießt ungeſtüm heraus und trübt den heitern Tag.
 Der Putz half ſein Toppee mit klugen Fingern türmen
 Und ſetzte ſich darauf, es tapfer zu beſchirmen.

893. Caput, Capot, Studentenrock, meiſt aus flauſchigem Stoff mit einer über den Kopf zu ziehenden Kappe. — 914. Toppee, Toupet, Haarbüſch über der Stirne. — 915. Püſter, Blaſebalg, beſ. = Puderpüſter.

Den weißen Hals umgab ein schwarzes seidnes Band,
 Das sich bei seinem Kinn in eine Schleife wand; 920
 Ein neuer Modesamt aus aschenfarb'ger Seide,
 Voll Laubwerk schön gewebt, dient ihm zum Oberkleide.
 Ein breitgewirktes Gold umgab der Weste Rand,
 Und Atlas hieß der Stoff, aus welchem sie entstand.
 Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüften, 925
 Wenn sie der Frühling leert von rauhen Winterdüften.
 Ein schwarzer Atlas war der Hüften enges Kleid;
 Das Uhrband schimmerte mit goldner Herrlichkeit.
 Um seinen Degen war ein weißes Band geschlagen,
 Zum Zeichen, nie damit ein Blutduell zu wagen. 930
 Sein Rohr aus Indien ziert ein besondrer Knopf,
 Aus Meißner Porzellan ein Frauenzimmerkopf;
 Der unbeseelte Thon sprach in das Aug' Entzücken;
 Der Reiz war auf der Stirn, der Mutwill' in den Blicken.

So stellte sich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar. 935
 Es raufchte West' und Rock, es duftete sein Haar,
 Und um ihn her goß sich in süßer Atmosphäre
 Lavendel und Jasmin der schönen Welt zur Ehre.
 Ein kühnes Entrechat trug ihn zum Spiegelglas,
 Wo er Toppee und Haar noch einmal flügelnd maß; 940
 Doch hätt' ihn, da der Schmuck ihm allzu schön geglückt,
 Beinah' sein eignes Bild, wie den Narciß, entzückt.
 Indes trat sein Lafai ins duftende Gemach
 Und sagte: „Gnäd'ger Herr, ich fragt' im Hechte nach;
 Ihr Traum hat wahr gered't; Herr Kaufbold ist gekommen. 945
 Die Sänfte wartet schon, die ich mit her genommen.“

Sogleich fliegt er hinab; allein indem er geht,
 So schickt er noch zuvor zur Mode dies Gebet:
 „O Göttin, welcher ich drei Stunden Zeit verschwendet,
 Eh' ich den langen Putz auf dein Geheiß vollendet, 950
 Die Sänfte bringt mich jetzt zu einem Schläger hin,
 Dem ich vielleicht ein Spott in meinem Anzug bin;
 Doch deine Wunderkraft begleite meine Lehren!
 Vielleicht kann ich zu dir sein wildes Herz befehren.“

So sprach er, und sein Wort drang zu der Göttin Höh'n; 955
 Die Mode liebet ihn, und sie erhört sein Flehn.

- Ein Komplimentenheer muß sich herab begeben,
 Zu seinem Schutze sein und seinen Mund beleben.
 Der Fuß versammelt sie, teilt ihre Scharen ein,
 960 Und er fängt vom Toppee gebiet'risch an zu schrein:
 „Du, zierlicher Brador, setz' dich auf seine Schleife,
 Daß um den weißen Hals dein schwarz Gefieder streife;
 Und wenn der Geist Charmant die Knie ihm zierlich beugt,
 So mache, daß sein Haupt sich gleichfalls artig neigt.
 965 Du aber, Seladon, liebäugle mit den Blicken,
 Die Schönen, die ihn sehn, betrüg'risch zu bestrieken.
 Beredter Florimand, den Mund eröffne du,
 Wenn sein Verstand nicht denkt; und denkt er, schließ' ihn zu.
 Ihr andern Geister könnt auf seinem Hute sitzen.
 970 Die Tresse soll ein Teil, ein Teil die Feder schützen.
 Da, wo sein schroff Toppee die höchste Spitze macht,
 Nehm' ich selbst meinen Sitz. Nehmt ihr mein Wort in acht,
 Und wird Sylvan beschützt, so will ich euch beglücken;
 Wo nicht, so sollen euch die schwersten Strafen drücken.
 975 Der eine soll zwölf Jahr mit steifem Rücken stehn;
 Der andre soll niemals nach jungen Schönen sehn;
 Der dritte, wenn er scherzt, soll stets vernünftig scherzen,
 Und Tobaksdampf soll euch die bunten Flügel schwärzen.“
 So sagt er; und die Schar wird durch die Ehr' entflammt;
 980 Mit stolzem Angesicht eilt jeder an sein Amt.
 Indessen läßt Sylvan die Thür' der Sänfte schließen;
 Die Träger schreiten fort mit weitgedehnten Füßen.
 Geräusch und Lärm nahm nun im blauen Hechte zu.
 Der wilde Kenommist verläßt die lange Ruh'
 985 Und hebt sein schweres Haupt dem hohen Tag entgegen,
 Vom harten Stroh empor, auf dem er sanft gelegen.
 Von seinen Lippen schallt ein jenischer Gesang,
 Und nach Kalmucken war sein allererster Gang.
 Er stand im öden Stall und hing die schlaffen Ohren.
 990 „Was machst du, armes Tier? Hast du den Mut verloren?“
 Sprach Kaufbold ganz bewegt und gab ihm bess'res Heu:
 Und dankbar wiehert er mit einem Lustgeschrei.
 Da er zurücke ging nach seinem finstern Zimmer,
 Umleuchtet plötzlich ihn des Stützers heller Schimmer.
 995 Der Kenommist kann sich nicht so geschwind entziehen.

Sylvan fliegt auf ihn zu, umarmt und küßet ihn.
 „Was Teufel! Bruderherz,“ sprach Kaufbold voller Freuden,
 „Wer hätte das gedacht bei unserm letzten Scheiden,
 Daß wir in Leipzig einst uns würden wiedersehn! —
 Doch, Kerl, du bist dir ja, der Teufel hole! schön. 1000
 Gehst du beständig so, wie aus dem Ei geschället,
 Und sind die Haare stets in dem Toppee gezählet?“ —
 „Mon cher,“ versetzt Sylvan, „wir leben hier galant;
 In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adelstand,
 Und ventre bleu! Wer wird in Kleidern schlechter gehen, 1005
 Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen sehen?
 Doch, Bruder, wie konfus siehst nicht dein Anzug aus!
 Wie kömmt du in den Hecht, in dies vilaine Haus?
 Hat niemand dir im Thor den Engel angewiesen
 Und Artopé gelobt und Waplern dir gepriesen?“ 1010
 Indes erreichten sie das finstere Gemach.
 Der Schläger schreit „Kaffee!“ indem der Stuzer sprach:
 „Herr Bruder, mich erfreut's, daß du hier angelanget.
 Nach einem jen'schen Freund hat oft mein Herz verlangt.
 Du bist ein hübscher Kerl; bleib' hier, verändere dich; 1015
 Vergiß die jen'sche Tracht und werde so, wie ich:
 So sollst du hier mit mir ein Engelsleben führen,
 Und ich will selber dich bei Damen produzieren.“
 Der Kenommist macht' ihm ein höhnisches Gesicht
 Und sagte: „Nein, Sylvan, zum Narren werd' ich nicht!“ — 1020
 „Zum Narren?“ fing Sylvan schon hitzig an zu fragen.
 Doch indem ward Kaffee und Knaster aufgetragen.
 „Da Bruder, lange zu,“ sprach Kaufbold, „stopf' dir ein.“
 Allein es hat Sylvan, ihm gütigst zu verzeihn;
 Er rauche jetzt nicht mehr. Kaum will es Kaufbold glauben; 1025
 „Allein du wirst es mir doch hochgeneigt erlauben?“
 Sprach er mit bitterm Spott. Die Pfeife ward gefüllt,
 Die fein gestäubtes Haupt in dicken Dampfkreis hüllt.
 Der Stuzer zitterte in fremder Atmosphäre,
 Wie im Kometenschweif des bangen Erdballs Schwere. 1030

1009. Der blaue Engel, seit 1819 Hotel de Russie genannt, in der Petersstraße. —
 1010. Artopé, vgl. Num. zu II, 363. — Johann Erasmus Wapler, 1740—1767 Be-
 züger eines Gasthofs in der Petersstraße, der seit 1768 Hotel de Bavière und seit 1887
 Centralhotel genannt wurde.

- Der krieg'riſche Pandur kam aus dem Stall zurück.
 Die Neugier lenkt ſogleich auf den Sylvan den Blick;
 Doch wie verdroß es ihn, da er den Puder mittert!
 Sein Fluch macht, daß das Heer der Komplimente zittert.
 1035 Der Putz, ihr Führer, bebt, und jeder wird erſchreckt,
 Da dieſer wilde Geiſt mit Lachen ſie entdeckt.
 Wie, wenn die Fröſch' im Lenz aus lauen Sümpfen fliehen
 Und aus vertrautem Schilf an die Geſtade ziehen,
 Die Schar, wenn etwas rauscht, vom Rand ins Waſſer hüpfst,
 1040 Mit flüſterndem Geräusch in ſchlankte Binſen ſchlüpft,
 Bis auf den Boden ſinkt und ſich kaum ſicher ſchätzt,
 Wenn in dem Waſſergras das Heer vertraulich ſchwäzert,
 Jedoch, ſobald die Flut nicht mehr von Wellen bebt,
 Der kühnſte Froſch zuerſt ſein dickes Haupt erhebt,
 1045 Und wenn der grüne Leib kein zitternd Waſſer fühlt,
 Mit ſeinen Füßen ſteigt und auf der Fläche ſpielet:
 So bebt vor ſeinem Blick der Geiſter feige Schar.
 Der, von der Furcht gejagt, flieht in des Stuzers Haar;
 Der in den großen Hut; und jener in die Schatten,
 1050 Wo unter ſeinem Hals ſich Bind' und Schleife gatten.
 „D!“ ruft der Schlägergeiſt, indem er ſpöttiſch lacht,
 „Wie tapfer gebt ihr nicht auf euren Helden acht!
 Warum flieht ihr vor mir? Ich werd' euch nicht verderben.
 Ihr ſeid zu schön gepuht und allzu klein zum Sterben.“
 1055 Er ſprach und lachte laut. Zu tüd'ſcher That geſchwind,
 Verwandelt ſich ſein Leib in einen Wirbelwind,
 Der durch das Zimmer brauſt, des Stuzers Haar verkehrte
 Und eine halbe Wand von dem Toppee zerſtörte.
 Jedoch der treue Putz baut ſchnell es wieder auf
 1060 Und ließ in ſeiner Wut der Schmähſucht freien Lauf.
 Pandur verhöhnet ihn; doch nicht zum Krieg geſchaffen,
 Straft ihn des Putzes Witz mit ſtachlichten Waffen.
 Die Helden ſtunden auf. „Komm', Kaufbold,“ ſprach Sylvan,
 „Und ſieh einmal mit mir die hieſ'gen Gärten an.“
 1065 Und alsobald gehn ſie, dem Zufall überlaſſen.
 Es donnert Kaufbolds Fuß, der Sporn klirrt durch die Gaſſen,
 Der blanke Kieſelſtein ächzt unter ſeinem Schritt,
 Und Fenſterglas erbebt, indem er niedertritt.

Nicht fern vom Petersthor, auf dessen vordern Theilen
 Der Helden Rüstung ruht und die verzierten Säulen 1070
 Die Last der Kugeln drückt, die wie Kolossen stehn
 Und in gevierte Reih'n erhab'ner Linden sehn;
 Auf dem berühmten Platz, der Ruhmenplatz genennet,
 Den auf der Armen Arm die kleine Schöne kennet,
 Und wenn sie größer wird, an angenehmer Hand 1075
 Die süßen Triebe fühlt, die sie noch nicht gekannt,
 Ging jetzt der Kenommist an eines Stukers Seite.
 Kunst und Natur lockt ihn mit angenehmem Streite;
 Doch Apels Garten prangt in königlicher Pracht
 Umsonst für seinen Blick, zum Schönen nicht erwacht. 1080
 Sein Fuß tritt grimmig auf, daß die Allee erzittert,
 Daß jede Bank erbebt und eine Linde splittert.
 Die Pleiße selber hebt, bekränzt mit jungem Rohr,
 Ihr Neubegierig's Haupt aus träger Flut empor.
 Sie sieht so manches Volk aus weit entleg'nen Ländern, 1085
 Den Gallier, der floh, den Glauben nicht zu ändern;
 Der poln'sche Jude kömmt zu ihren Schätzen her,
 Der Kaufmann Griechenlands und der Armenier;
 Es gehn an ihrem Strand die seltsamsten Gesichter,
 Staatsleute voller Wind und abgedankte Dichter: 1090
 Doch niemals sah sie noch in ihrem weiten Reich
 Solch einen jungen Herrn, dem Kenommisten gleich.
 Die Ungezogenheit sprach aus den wilden Blicken;
 Die große Peitsche hing schief über seinem Rücken;
 Der kurze Rock verriet ein schmutzig's Oberhemd, 1095
 Und seine ganze Tracht war widerlich und fremd.
 Es wieherten indes von fern geschmückte Rosse.
 Der Stuker ward bestürzt beim Anblick der Karosse.
 Selinde saß darin Der Schönheit Wunderschein
 Verküßelt Sylvans Gesicht, und Kaufbold ward zum Stein. 1100
 „Nun, Bruder,“ sprach Sylvan, „mich dünkt, du bist getroffen!“ —
 „Kann man dies Mädchen denn nicht nah' zu sehen hoffen?“

1069. Das Petersthor, am südlichen Ausgang der Petersstraße, 1723 erbaut, 1860 abgetragen. — 1073. Ruhmenplatz, der älteste Teil der Leipziger Promenade um die Stadt vom Barsüßerpfortchen bis zum Thomaspfortchen. — 1079. Apels Garten, später Reichels Garten, der schönste Privatgarten Leipzigs im vorigen Jahrhundert, auch von dem jungen Goethe gepriesen, in der Westvorstadt, jetzt bebaut; die Dorotheenstraße geht quer durch.

- Sprach Kaufbold ganz verwirrt. Es lächelte Sylvan
 Und sing also zu ihm mit süßen Mienen an:
- 1105 „Du sollst den höchsten Grad von meiner Freundschaft sehen
 Und sollst den Nachmittag mit zu Selinden gehen;
 Doch, Kaufbold, anders nicht, als wenn du dich bekehrst
 Und dieses schöne Kind durch deine Tracht verehrst.
 Gern wollt' ich dir ein Kleid von meinen Kleidern leihen;
 1110 Allein du möchtest mir den Antrag nicht verzeihen.
 Wohl an, so putze dich in allem andern nur.
 Es lege sich dein Haar in zierliche Frisur;
 Ich will dir den Le Grand zu deinen Diensten senden,
 Und der frisire dich mit schöpferischen Händen.
- 1115 Doch zieh' die Stiefeln aus. Ist Kopf und Fuß galant,
 So siegt die Miene leicht im mäßigen Gewand.
 Um vier Uhr will ich dich mit zu der Schöne nehmen;
 Allein kein wildes Wort muß mich und sie beschämen.
 Geh', mache dich bereit, ich meld' uns selber an.“
- 1120 Und Kaufbold, voller Dank, umarmet den Sylvan.

1117. Die Schöne, von Zachariä indeflinabel gebraucht, vgl. IV, 1306, 1417; VI, 1881, 1923. Verschiedne Schriftsteller machten es damals noch mit andern, von ihnen besonders hervorgehobenen Wörtern so, z. B. Klopstock mit „Gottmenschen“.

Vierter Gesang.

Wie, wenn ein rauher Bär aus Lapplands kalten Wäldern,
Vom steten Nord entlaubt, zu den beschneiten Feldern
Mit trägen Klauen kömmt, sie halb erstarrt bewegt,
Sich mit bereifter Haut durch öde Furchen trägt,
Die Menschen zwar nicht flieht, doch sie auch nicht verletzet, 1125
Bis, wenn die Lappen ihn durch ein Geschrei gehezet,
Er sein befrorenes Haupt unwillig aufwärts hebt,
Den lichten Schnee zerscharrt, mit breiten Tazen gräbt,
Doch, wenn sein feiger Feind auf ihn zu gehn verweilet,
Er wiederum zurück in finstre Wälder eilet, 1130
Mit brummendem Getös zu seinen Höhlen irrt:
So murt der Renommist, da er verwundet wird.
Sylvan läßt ihn allein und eilet aus den Linden;
Und Kaufbold denket nichts als Anpuß und Selinden.
Voll Unmut warf er sich auf eine nahe Bank. 1135
Er, den kein schöner Blick in Jena noch bezwang,
Fühlt tief in seiner Brust die angenehme Wunde;
Und diese Klage brach aus seinem Heldenmunde:
„Unwürdiger, du liebst? und schimpfst den hohen Stand?
Und machst zu Leipzigs Spott dein jenisches Gewand? 1140
O Jena! mußtest du zum Unglück mich verjagen?
Ich Unbezwungner soll der Liebe Ketten tragen?
Zu Seufzern ungewöhnt, fremd in galanter Kunst,
Bewerb' ich kriechend mich um eines Mädchens Gunst?
Und man verlangt von mir, abtrünnig schon deswegen 1145
Den jenischen Caput und Stiefeln abzulegen?“
So sprach er, und er sah starr auf den Boden hin. —
O Liebe, sieget stets dein stolzer Eigensinn?

- Muß man bei so viel Mut von diesem jen'schen Helden
 1150 Mit seiner Liebespein auch seine Schwachheit melden?
 Hast du die Schönheit nicht zum Unglück oft gebraucht?
 Hat nicht um Helenen ein Ilium geraucht?
 Sah nicht die ganze Welt, Philippens Sohn zur Schande,
 Auf einer Nymphe Wort Persepolis im Brande?
 1155 Wie oftmals suchen wir von eines Reiches Fall
 Und mächt'ger Thronen Sturz die Ursach' überall?
 Und oftmals, dürstet wir in Menschenherzen lesen,
 Ist nur ein schöner Blick der Grund davon gewesen;
 Und eine Sultanin, erhitzt von Lieb' und Wut,
 1160 Setzt oft allein um sich ihr weites Reich in Blut.
 Muß auch ein bloßer Blick den Schläger überwinden?
 Doch, Held, du fällst mit Ruhm. — Ein Blick war's von Selinden.
 Du schmücktest den Triumph der größten Siegerin.
 Die Staatsperücke fällt zu ihren Füßen hin;
 1165 Der lange Zopf wünscht sich an ihrer Sklaven Stelle;
 Und alles huldigt ihr, der Degen und die Elle.

Indessen schäumt für Wut der Geist der Schlägerei.
 „Wie?“ ruft er brüllend aus, „mein Raufbold ungetreu?“

- Sein Held eilt nach der Stadt und kömmt, voll von Gedanken,
 1170 Vom stolzen Petersthor bis an die vordern Schranken.
 Auf seinem Posten stand ein alter Stadtsoldat,
 Ein sechzigjäh'ger Schutz der nie verlass'nen Stadt.
 Nie hatt' er auf den Feind die Flinte losgeschossen;
 Sein Kriegesleben war in größter Ruh verlossen.
 1175 Den läßt zum ersten Mal Mars auf die Kriegesbahn,
 Der Renommist stößt ihn mit starken Armen an.
 Wie wenn man mit der Hand an die bejahrten Rinden
 Halbhohler Weiden stößt, die in den sichern Gründen
 Noch stehn, weil sie ein Bach, der sie benetzt, belebt,
 1180 Und wie vom kleinen Stoß die ganze Weide bebt:

1154. Angeblich warf Alexander, aufgefordert von der schönen Tänzerin Thais, gegen Parmenions Rat in trunkenen Siegeslust die Brandsadel in die Königsburg des eroberten Persepolis, um den Brand Athens und andere Zerstörungsthaten zu rächen, deren die Perser sich einst in den Kriegen gegen Griechenland schuldig gemacht hatten. — 1165. Den Zopf trugen damals die Militärpersonen und die Leute aus dem mittleren Bürgerstand, die Perücke die feinen Herrn der alten Modeschule, die Gelehrten, die Geistlichen und ziemlich alle Würdenträger; jener galt für deutsch, diese für französisch. — 1170. Die vordern Schranken, die Schranken am Grimmaischen Thor, wo die Thorwache war.

So fühlt auch der Soldat die dürre Brust erschüttert,
 Er wankt vom starken Stoß und tritt zurück und zittert;
 Der wilde Renommist höhnt ihn mit bitterm Scherz —
 Und hier gab ihm Pandur die große That ins Herz,
 Den nie erlangten Ruhm allein davonzutragen 1185
 Und in die finstre Gruft der Häfcher sich zu wagen.
 Voll Freude jauchzet schon der schreckliche Pandur:
 Doch Leipzigs Schutzgeist folgt unsichtbar Raufbolds Spur,
 Und, von dem scharfen Blick Pandurens unentdeckt,
 Späht er den Vorsatz aus, der ihn mit Recht erschrecket. 1190
 Er eilet alsobald vom kriegerischen Ort
 Zu der Galanterie auf schnellen Schwingen fort.
 Da wo Versailles sich mit stolzem Haupt erhebet,
 Und wo die Kunst die Flur trotz der Natur belebet;
 Wo der Galanterie so mancher Sieg gelingt, 1195
 Wo mancher Staatsmann lügt und mancher Marquis singt;
 Liegt ein verschonter Wald von Zeit und Sturm und Winden,
 Den Seladons nur sehn und Clelien nur finden.
 Hier hat bei einem Volk, das nie beständig ist,
 Das Schwür' im Friedensschluß, wie in der Eh', vergißt 1200
 Und voller Mitleid nur auf deutsche Treue schauet,
 Sich die Galanterie ein prächtig Schloß erbauet.
 Ein Mädchen, schön und wild, steht an dem stolzen Thor;
 Die volle Brust ist bloß, den Leib umhüllt nur Flor,
 Der mehr verrät als deckt; Verführung heißt die Dame, 1205
 Doch bei Franzosen ist nur Artigkeit ihr Name.
 Verstellung trägt allhier der edlen Treue Kleid,
 Und um sie her steht List und falsche Zärtlichkeit.
 Auf einem stolzen Thron, von Samt und Gold beschweret,
 Sitzt die Galanterie, die man hier blückernd ehret. 1210
 Zu ihren Füßen schwingt der kleine Gott Roman
 Den sieggewohnten Pfeil. Ihn hat der Alten Wahn
 Den Liebesgott genannt; mit seinen schwachen Händen
 Verwirret dieses Kind das Glück von allen Ständen.
 Die Wollust schildert er unschuldig, sanft und hold, 1215
 Und manchen Crebillon hat er in seinem Sold;

1216. Claude Prosper Golhot de Crébillon der Jüngere (1707—1777), hervorragender Vertreter der üppig-leichtfertigen Litteratur Frankreichs unter Ludwig XV.

Er hat manch Herz verderbt und manchen Kopf verwirret,
Daß er im Labyrinth der Liebe sich verirret.

Der Schutzgeist Leipzigs war dem Thron der Göttin nah'.

1220 Als sie ihn noch von fern mit trübem Antlitz sah,
So ruhte sie ihm zu: „Was quälen dich für Sorgen,
Getreuester Lindan? Hast du an diesem Morgen
Dein schönes Haar verbrannt? Ist es nunmehr zu kurz?
Wächst dein Toppee nicht mehr? Verschleßt dein blauer Schurz?“

1225 Er aber bückte sich und sprach mit ernstern Mienen:
„O Göttin, welcher wir auch an der Pleiße dienen,
Seitdem Germanien begierig nachgemacht,
Was hier der Schneider träumt und jeder Narr erdacht;
Du hast es selbst gesehen, wie Raufbold uns erschreckt.
1230 Allein ich habe schon sein stolzes Herz entdeckt;
Er liebt; — Selinde hat die große That gethan.
Doch, Göttin, send' ihm noch den mächt'gen Gott Roman,
Damit er sein Gehirn mit süßem Dunst umhülle,
Und manches Abenteuer die Einbildung erfülle;
1235 So wird der Renommist, der uns so lang getruzt,
Ein Stutzer wie Sylvan, der sich am Nachttisch putzt.“

Er schwieg. Es tönt der Saal; die bunten Pfeiler beben.
Von jedem schönen Mund wird Beifall ihm gegeben,
Und die Galanterie sprach so mit süßem Ton:

1240 „Geh', waffne dich, Roman, du mein geliebter Sohn,
Und folge diesem Geist bis in die stolzen Linden;
Die Lorbeern warten dein, du gehst zum Überwinden.
Besiege Raufbolds Herz und einen Schlägergeist,
Den schrecklichen Pandur, der von der Mod' ihn reißt.“

1245 Sie sagt's; der Gott Roman hebt seine Purpurflügel
Und schwingt sich, wie Lindan, hoch über Thal und Hügel.
Indem sein schneller Flug durch blaue Lüfte stieß,
Entdeckt er unter sich das prangende Paris.
Sein Einfluß macht, daß sich die wilden Köpfe erhitzen
1250 Und von verliebtem Tand die Druckerpressen schwitzen.
Es wurden unter ihm, durch seinen hohen Schwung,
Viel Avantüren reif und Herenmärchen jung.

Vor Leipzig senken schon die Pilger ihr Gefieder;
 Roman schießt in den Hecht zu seinem Siege nieder.
 Er trat in das Gemach, wo Kaufbold mit dem Arm 1255
 Sein schweres Haupt gestützt; voll Gram und innerm Harm
 Schaut er um sich herum; Pandur sah es und fluchte,
 Ob er sein Schicksal gleich sich zu verbergen suchte,
 Obgleich sein wilder Hauch in Kaufbolds Seele stürmt,
 Und ob Gedanke gleich sich auf Gedanken türmt. 1260
 Indessen spannt Roman den siegesvollen Bogen.
 Kaum ist der starke Pfeil in Kaufbolds Herz geslogen,
 So ändert er sogleich die grimmige Natur;
 Er spricht aus süßem Ton, und es erblaßt Pandur.
 So wie ein scharer Hirsch aus seinem Stande setzet, 1265
 Wenn ihn im dicken Forst ein wilder Pfeil verletzet;
 Er färbt mit seinem Blut den unglückselgen Ort
 Und trägt Pfeil und Tod auf rotem Rücken fort:
 So springt auch Kaufbold auf; sein Herz ist überwunden
 Und fühlet trotz Pandur der Liebe süße Wunden. 1270
 Die Mode kam jeto und siegt mit besserem Glück.
 Pandur verbirget sich beschämt vor ihrem Blick;
 Der Kenommiß verschmäht im Herzen jen'sche Trachten;
 Es jauchzete Roman; die Komplimente lachten
 Le Grand trat ins Gemach, voll art'ger Höflichkeit, 1275
 Mit einem alten Rock, von Puder überstreut.
 Er sprach aus süßem Duft wohlriechender Pomaden:
 „Der Herr Baron Sylvan schickt mich zu Jhro Gnaden;
 Jhr schönes braunes Haar kömmt in die rechte Hand.
 Zwo Stunden nur, mein Herr, so sind Sie ganz galant.“ 1280
 Er sagt's und läßt sogleich den Schläger niedersetzen.
 Die Schere wütete mit zwo geschärften Spitzen;
 Sein Haar wird abgemäht, so wie ein reifes Feld,
 Das vor dem wilden Hieb der scharfen Sichel fällt.
 Nun mußten Locken sich in Papiljotten pressen; 1285
 Sie wurden von Le Grand sorgfältig abgemessen;
 Sie rauchten dampfend auf, gequetscht vom heißen Stahl,
 Und dreimal ruht Le Grand vor ungewohnter Qual.
 Er hatte nie ein Haar wie dieses Haar gesehen;
 Es schien den Borsten gleich dem Ramm zu widerstehen; 1290
 Doch dem Herkul'schen Fleiß bleibt nichts mehr hinderlich;

- Stolz hebt sich sein Toppee, und Locken ründen sich.
 Die Puderwolke floß auf seine Locken nieder;
 Der neue Stutzer nießt, und das Gemach schallt wieder.
 1295 Nun macht sich das Gefolg' der Mode zu ihm her.
 Ein kleiner Geist besieht sein schreckliches Gewehr,
 Den Degen, den so oft das jen'sche Pflaster fühlte,
 Und der sich oft mit Blut im wilden Zweikampf fühlte.
 Ein andrer Geist, der Tanz, nahm seine Handschuh' wahr
 1300 Und zog sie lächelnd an und bot ihm weiße dar.
 Von einem dritten Geist ward ihm der Hut entführet,
 Den die geschickte Hand französisch aufstaffieret.
 Indem erschien Sylvan und holt' den Schläger ab,
 Der, einer Musche gleich, ihm größre Schönheit gab.
 1305 Der Stutzer lächelte, daß ihm der Sieg gelungen
 Und seiner Schöne Blick auch Kaufbolds Herz bezwungen.
 Die frohe Mode sieht den beiden Helden nach,
 Und beiden öffnet sich Selindens Staatsgemach.
 Die Assemblée erstaunt vor diesem seltenen Paare.
 1310 Ein Schläger nach dem Kleid, ein Stutzer nach dem Haare,
 Macht Kaufbold ganz verwirrt ein krummes Kompliment
 Und starrt Personen an, wovon er keine kennt.
 Ein Bauer, welcher nie ein Schauspiel angesehen,
 Pfl egt in der Oper so gedankenlos zu stehen;
 1315 Er starrt mit offenem Maul und glaubet dumm manchmal,
 Er sei auf einmal nun im ew'gen Freudenjaal.
 Der Stutzer präsentiert den Schläger an Selinden;
 Der wilde Renommist kann keine Worte finden;
 Ihr Blick bezaubert ihn; er bückt sich starr und stumm;
 1320 Goldselig lächelnd kehrt Selinde sich herum.
 „Was ist das für ein Tier, das Sie mir präsentieren?
 So manches schöne Kind wird dieser Held verführen.
 Welch ein scharmanter Hock! O! sehn Sie ihn doch an?
 Wie heißt der Paris denn, mein Herr Baron Sylvan?“
 1325 So spottet hinter ihm die angenehme Dame.
 Der Stutzer winkt und sprach: „Von Kaufbold ist sein Name.“—
 „Von Kaufbold? Wie? im Ernst?“ fiel ihm die Schön' ins Wort.
 Es schwur Sylvan: „Ma foi!“ und fuhr mit Lachen fort:
 „Er ist in Sie verliebt. Er stürmt zehn Häschervachen,
 1330 Wenn es Ihr Mund besieht.“ Die Schöne fiel vor Lachen

In einen Lehnstuhl hin; und Kaufbold trübet schon
 Mit Runzeln seine Stirn, die Tod und Schrecken drohn
 Vergebens suchen ihn zween Herrn zu unterhalten;
 Er legt die krause Stirn in unzufried'ne Falten.
 Roman, der ihm gefolgt, sieht seines Sieges Frucht; 1335
 Er überströmt sein Herz mit wilder Eifersucht.
 Der Zwietracht Fackel flammt; er sieht als ein Verbrechen
 Selindens Lachen an und denkt sich zu rächen.
 „Wie? Kaufbold,“ kispelt ihm jezo Pandur ins Herz,
 „Man macht aus deiner Tracht und deinen Sitten Scherz? 1340
 Ist denn aus deiner Brust die Ehrlieb' ausgerottet?
 Ein sprödes Mädchen lacht, ein dummer Stutzer spottet;
 Und du stehst feig und stumm und siehst den Spott mit an?
 Verführte darum dich der sklavische Sylvan
 Zu Puder auf dem Kopf, zu Strümpfen an den Füßen, 1345
 An seinen Wagen dich als Sieger anzuschließen?
 Vergebens ist dein Kopf von Weizenmehle weiß;
 Er giebt verrät'risch dich dem Spott der Nymphe preis,
 Die er bezwungen hat. Doch was sag' ich, bezwungen?
 Die er dir wider Recht meineidig abgedrungen. 1350
 Denn ist sie denn nicht dein? Hat nicht dein tapfrer Mund
 Sie zur Scharmant' erklärt? Hat nicht dein tapfrer Schlund,
 Der zwanzig Ganze ließ zu deinem Magen rinnen,
 Die Ehre hoch erkauft, ein Mädchen zu gewinnen?
 O Kaufbold, mache dich von solchen Fesseln frei 1355
 Und zeige, daß dein Herz noch nicht erniedrigt sei.
 Selinde bleibet dein! — Will sie Sylvan erwerben,
 So laß nach dem Gesetz ihn saufen oder sterben!
 Wer tritt ein Mädchen ab, auch bei dem schlecht'sten Mut?
 Entweder ströme Bier; wo nicht, so fließe Blut. 1360
 Willst du das Grundgesetz der jen'schen Welt verwandeln,
 Wie ein Philister stehn und wie ein Pinsel handeln?“

So sprach der wilde Geist und ließ das, was er sprach,
 In Kaufbolds harter Brust mit Feuerschriften nach.
 Der Renommist dreht um, und ohn' ein Wort zu sprechen, 1365
 Eilt er aus dem Gemach, am Stutzer sich zu rächen.
 Er hört, daß hinter ihm ein laut Gelächter tönt,
 Das auf der edlen Flucht weitschallend ihn verhöhnt.

1370 „Mokiert euch nur,“ sprach er, „Ihr, abgeschmackte Nymphe,
Und du, geputzter Narr; — Blut wäscht von jedem Schimpfe.“
Er eilet in den Hect mit weitem Schritt zurück,
Und wie ein Meteor flammt sein erzürnter Blick.

Bei den Jenensern ist ein alt Gesetz in Ehren,
Das alte Bursche stets die junge Nachwelt lehren;
1375 Das man mit Ehrfurcht sagt und unverbrüchlich hält,
So lang in Jena noch die Freiheit sich erhält.
Dies ist's. So oft man sich vor volle Gläser setzt,
Wählt sich der nasse Bursch' ein Mädchen, das er schätzt.
Zu der Scharmante wird sie festlich deklariert
1380 Und dem Amanten nie mit andrer Art entführt,
Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen
Und, wenn es Freunde sind, in Bier sie abzuzechen.
Man säuft sich von Verstand bloß auf ihr Wohlergehn.
Man kennt die Schöne nicht, als daß man sie gesehn;
1385 Doch dies ist g'nug, deshalb die Schnurrbarthei zu stürmen
Und sie mit Bier und Blut Herkulisch zu beschirmen;
Die Kenommisten sind's, die dies Gesetz erhöht,
Durch deren Heldenstahl es immer noch besteht.
Sie lassen eh' Tobak und Karten untergehen,
1390 Als dieses Grundgesetz der jen'schen Welt verschmähen.
Ein alter Kenommist, als er im Zweikampf starb
Und in dem Paradies*) die Hölle sich erwarb;
Sprach noch mit blassem Mund zu seinen Sekundanten:
„Beschüzet dies Gesetz, beschüzet die Scharmanten.
1395 Die Seel' entflieht mir jetzt, die Freiheit nicht zugleich.
Sie und mein Degen kömmt nach meinem Tod auf euch —
Braucht ihn, daß dies Gesetz kein feiger Kerl verhöhne,
Sauft, sechtet und stirbt so, wie ich, für meine Schöne.“

Dies alles wiederholt der wilde Kenommist
1400 In öder Einsamkeit, die schrecklich um ihn ist.
Er flucht durch das Gemach; Roman flieht nun erschrocken;
Er stürzet wütend sich in seine schönen Locken,
Und was Le Grand mit Müh' in Stunden aufgetürmt,
Das wird im Augenblick verwüstend durchgestürmt.

*) Eine Gegend bei Jena.

Der Puder steigt empor; die Locke wird zerstört 1405
 Und, wie ein dicker Wald, sein stolz Toppee verheeret.
 Wie auf dem rauhen Harz, wenn durch den hohen Wald
 Die wilde Kuppel bellt, das laute Hüfthorn schallt,
 Mit wildgesträubtem Haar ein aufgebracht' Hauer
 Den dickverwach'nen Hain, wo er im schwarzen Schauer 1410
 Bemooster Eichen lag, mit festem Zahn zerstückt
 Und den beharzten Leib aus spröden Büschen rückt:
 So wütet Raufbold auch erzürnt und unerschrocken
 In ein Toppee voll Mehl und parfümierte Locken.
 Sein Schutzgeist aber jauchzt, daß ihm der Sieg gelingt 1415
 Und Lieb' und Mode nicht des Helden Herz bezwingt.
 „Wie?“ sprach der Kenommist, „er nimmt mich zu der Schöne,
 Damit man meine Tracht mit blut'gem Spott verhöhne?
 Und überdies gehört Selinde mir allein!
 Sie kann von zweenen nicht zugleich Scharmante sein! 1420
 Sie zu erkaufen, ließ ich Bier mit Strömen fließen;
 Mit gleicher Tapferkeit will ich auch Blut vergießen.
 Wir wollen sehn, Sylvan, wie scharf dein Degen ist;
 Ob du so stark damit als mit der Zunge bist?
 Treulofer, konntest du die alte Freundschaft brechen? 1425
 Allein ich bin beglückt; ich will und kann mich rächen.“

Er sprach noch, als die Schar von seinen Brüdern kömmt
 Und mit Umarmungen des Jornes Fluten hemmt.
 Von Torf, sein von Geruch, schrie: „Was der Hagel! Bruder,
 Der Teufel hole mich, hier stinkt Pomad' und Puder! 1430
 Wie, Raufbold? Nimmermehr! Ein Kenommist frisirt?
 O Pinsel, wela ein Narr hat dich dazu versührt?“

So sagt er, und das Blut steigt wild in Raufbolds Wangen.
 Nie war auf ihnen noch die Schanröt' aufgegangen:
 Er ward zum ersten Mal in seinem Leben rot; 1435
 Doch wahr sagt diese Scham Sylvanen Blut und Tod.

„Setzt euch und höret mich,“ sprach er, „geliebte Brüder!“
 Sie setzen alle sich gleich strengen Richtern nieder;
 Nur Raufbold stand allein. Voll Wut und Eigensinn
 Schaut er mit tiefem Ernst in die Versammlung hin 1440

- Und sprach: „Ihr seht mich hier von meiner Höh' gestürzet,
 Ihr seht mein Haar verstußt und mein Toppee verkürzet.
 Ich schmiegte klein genug mich in der Mode Foch,
 Und Torf hat völlig recht, der Puder stinket noch.
 1445 Doch seht zu gleicher Zeit, wie ich dies Haar zerzauset;
 Die allergrößte Wut hat das Toppee durchbrauset:
 Es sträubt gleich Borsten sich. — Ich bin euch wieder gleich;
 Mit edlem Stolz flieh' ich der Mod' und Liebe Reich.
 Ich haute Locken auf, ein Mädchen zu besiegen;
 1450 Die Rache reißt sie ein, und Rache heißt mich kriegen.
 Sylvan hat mich beschimmt, Selinde mich verlacht;
 Man spottete voll Hohn auf meine jen'sche Tracht.
 Sagt, Brüder, muß ich mich nicht billig vor euch schämen?
 Allein noch kann ich mir die Rache selber nehmen.
 1455 Vielleicht mach' ich bei euch den Fehler wieder gut
 Und wasche meinen Schimpf in dieses Schurken Blut.
 Sagt, Brüder, darf ich wohl die edle Zeit verlieren?
 Muß ich nicht heute noch den Feigen provozieren?“

- „Ja, freilich!“ rufen sie voll Eifer allesamt,
 1460 Und Kaufholds Herz und Kiel ward alsobald entflammt;
 Von Lieb' und Raserei und Eifersucht getrieben,
 Ward scharfer Spott erdacht und das Kartell geschrieben.
 Wie jauchzte nicht Pandur! Er zeigt sich alsobald
 Und nimmt vom Hausknecht Hans das Kleid und die Gestalt.
 1465 Er eilt mit dem Kartell, den Stuzer aufzufinden;
 Sein Weg war nicht umsonst, er fand ihn bei Selinden.
 Der Stuzer ließt beim Spiel das krieg'rische Kartell.
 Voll Tapferkeit und Mut und im Entschließen schnell,
 Schrieb er mit Bleistift nur darunter diese Worte:
 1470 „Ich komme ganz gewiß zu dem bestimmten Orte.“

1462. Kartell, Aufforderung zum Zweikampf.
 Bremer Beiträger. II.

Fünfter Gesang.

Das wicht'ge Lomberspiel war jetzt nicht wichtig g'nug.
Sylvan verstellte sich; Selinde merkt Betrug;
Die Schlachtordnung hört auf; es fielen ungerochen
Die Lomberkönige, von Freundes Schwert durchstoßen.
Spadilje saß verzagt in schandewerter Ruh', 1475
Und als ein Dummkopf gab Sylvan die Basta zu.
Selinde sieht erstaunt den Stutzer Fehler machen;
Der Argwohn und die Furcht für seine Ruh' erwachen;
Das Spiel hört plötzlich auf, daß durch des Schicksals Schlag
Der König und der Sklav' vermisch't zusammen lag. 1480
So liegt im weiten Thal des Todes bei einander
Der Räuber und der Held, Cartouche und Alexander.
Selindens trüber Blick spricht Unzufriedenheit,
Und alles eilet fort vor der bestimmten Zeit;
Sylvan nimmt seinen Hut und will sich ihr empfehlen. 1485
„Grausamer,“ sagte sie, „du willst es mir verhehlen,
Was deinen freien Blick in Unordnung gebracht?
Sprich, ist es nicht der Brief, der dich verwirrt gemacht?“
Der Stutzer wird bestürzt; „Ja,“ sagt er, „deinetwegen
Zieh' ich mit tapfrer Faust den sieggewohnten Degen. 1490
Der Brief war ein Kartell; der wilde Renommist
Glaubt, daß ein Leipziger ein Bärenhäuter ist;
Doch, Schöne, da ich jetzt für deine Schönheit streite,
So ist auch schon der Sieg mit Lorbeern mir zur Seite.“

1475. Spadilje, Pique-Aß, der höchste Trumpf des Lomberspiels. — 1476. Basta, Treff-Aß, der dritte Matador des Spiels. — 1482. Louis Dominique Cartouche, berühmtester Dieb und Führer einer Gaunerbande bei Paris, geboren 1693, hingerichtet 1721.

- 1495 Selinde, die erblaßt in ihren Lehnftuhl finkt
 Und in dem bitterm Schmerz gefalz'ne Thränen trinkt,
 Schien in Verzweiflung und Wehmut zu zerfließen
 Und ließ den ganzen Strom der wilden Klagen fchießen.
 „Graufamer,“ fagte fie, „du bißt nicht meiner wert!
 1500 Verfiß're ja mich nicht, daß mich dein Herz verehrt!
 Wie? Mein Geliebter will ein wilder Schläger werden?
 Ja, ja, du bißt es schon in Sitten und Gebärden.
 Geh', Wilder, fchlage dich; — doch rühme dich nur nicht,
 Daß ich den je geliebt, der gleich die Hälfe bricht.
 1505 Und mit dem wilden Tier willft du den Zweikampf wagen?
 Wie bald wirft du den Tod auf blaffen Lippen tragen!
 Graufamer, nein, du bißt in Leipzig nicht erzeugt,
 Und eine Jurie hat dich mit Gift gefäugt!
 D hättest du zu mir die kleinste Gunft getragen
 1510 Und wärst ein Leipziger, du würdest ihn verklagen.“
 Sie fchwieg; fo wie ein Baum den stolzen Wipfel neigt,
 Wenn ihn jetzt bald der Süd und bald der Nordwind beugt,
 So wird Sylvan beftürmt. Er wankt auf beide Seiten;
 Die Liebe heißt ihn fliehn, die Ehre heißt ihn streiten;
 1515 Allein die Ehre fiegt. „O Schöne,“ fing er an,
 „Was foderft du von mir! Verdiente wohl Sylvan
 Selindens Zärtlichkeit, wenn er fich fürchten wollte,
 Und wenn fie ungestraft ein Raufbold fchimpfen follte?
 Ich habe manchen Kampf mit allem Glück gewagt;
 1520 Und Raufbold fpricht zwar groß, allein er ift verzagt
 Erheitre du mein Glück mit deinen hellen Strahlen,
 So foll gewiß feyn Blut die Ausfodrung bezahlen.“
 Er fagt's und eilt fogleich beherzt aus dem Gemach.
 Selinde fieht ihn gehn und fieht ihm weinend nach
 1525 Und fchickt voll Todesangft viel Wünfche zu den Sternen,
 Von ihres Lieblings Haupt das Unglück zu entfernen.
 Der zärtliche Lindan, der Schutzgott Leipzigs, fieht,
 Daß über feinen Sohn ein Ungewitter zieht;
 Voll banger Sorgfamkeit eilt er mit fchnellen Flügeln
 1530 Zu der Galanterie, ihr Streitheer aufzuziegheln.
 „O Göttin,“ fing er an, „ich muß um Beiftand flehn.
 Wie oft zwingt mich die Not, zu deinem Thron zu gehn!
 Doch, Göttin, kann ich wohl der Stuzer Haupt verlaffen

Und Stützer untergehn und Schläger siegen lassen?
 Raun wird am Horizont die künft'ge Sonne stehn, 1535
 So wird das Rosenthal den schärfften Zweikampf sehn.
 Suchst du nicht Raufbolds Arm, o Göttin, aufzubalten,
 So kann ein einz'ger Hieb Sylvanens Haupt zerspalten.
 Der Zweikampf ist gewiß; die Streiter sind voll Mut;
 Ich, Göttin, zittre schon vor Scenen voller Blut." 1540

Er sagt's und heftete mit trauriger Gebärde
 Den Supplikantenblick voll Thränen auf die Erde.
 Die Göttin fühlt den Schmerz; voll Mitleid sagte sie:
 „Wie schwach ist nicht der Blitz von der Galanterie
 Im Streit und im Duell! sollt' ich ein Herz bekriegen 1545
 Und über Sprödigkeit verstellter Tugend siegen,
 Sollt' ich etwa voll List den Eh'mann hintergehn,
 So wäre meine Macht bereit dir beizustehn.
 Doch die Galanterie, was kann die da dir nützen,
 Wo wilde Kämpfer stehn und blanke Degen blitzen? 1550
 Weit besser steht gewiß die Göttin Schlägerei,
 Die an der Saale herrscht, dem Leipz'ger Helden bei.
 Sylvan hat unter ihr in Jena noch gefochten
 Und manchen Lorbeerkranz ihr um die Stirn geflochten;
 Sei klug und sei beredt; und fodre von ihr dreist 1555
 Zu deines Helden Schutz auch einen Schlägergeist.
 Ich kam dir weiter nichts zu deinem Troste sagen,
 Als daß wir das Duell mit anzusehen wagen.“

So die Galanterie — Lindan stürzt in die Luft
 Und eilt zur Schlägerei in die berühmte Klust. 1560

Als Hausknecht war indes Pandur zurückgekommen.
 Die Stürmer hatten schon Sylvans Entschluß vernommen.
 Und alle lobten ihn und seinen Heldenmut
 Und rufen: „Das ist noch ein edles jen'sches Blut!“

Ein Renommist wird stets des andern Mut erheben 1565
 Und das verdiente Lob zuerst dem Gegner geben.
 Den tapfern Feind rühmt oft ein großmutsvoller Held,
 Damit man seinen Sieg für desto wicht'ger hält.

- Nun stürzten sich aufs neu des Bieres braune Wellen
 1570 Aus dem zu vollen Glas. So wie die Fluten schwellen,
 Wenn auf dem schweren Nil der nasse Südwind schwebt,
 Und über Strand und Damm die wilden Wasser hebt;
 Und wie im lauen Lenz, wenn sich die Nacht verkürzet,
 Der aufgelöste Schnee von hellen Felsen stürzet,
 1575 Mit rauschendem Getös in öde Thäler dringt,
 Wo ihn im Augenblick der dürre Sand verschlingt:
 So stürzt das braune Bier mit rauschendem Geziße
 Dem schnellen Waldstrom gleich vom überschwemmten Tische
 Des glimmenden Tobaks verdoppelter Gebrauch
 1580 Umnebelt das Gemach und füllt die Luft mit Rauch;
 Es steigt Dampf und Gesang aus ihren rauhen Hälßen,
 Und es glühn hier und da glutschwang're Mischensfelsen.
 Der jauchzende Pandur ermuntert ihren Sinn.
 Entzückungsvoll schaut er auf die Verwüstung hin;
 1585 Er breitet über sie die fürchterlichen Schwingen
 Und läßt mit rauhem Mund sie Heldenthaten singen.
 Der Barben Lied hob oft die deutsche Tapferkeit,
 Und jeder ward ein Held, ein Hermann in dem Streit.
 Auch jezo feu'rt ein Lied des Kenommisten Wangen
 1590 Zum allerschrecklichsten und kühnsten Unterfangen.
 „Wer,“ sing er mutig an, „kennt, Brüder, unter euch
 Das mir an jedem Ort verhaßte Schnurrenreich?
 Wo wohnt die Häscherchar, das Schrecken aller Feigen?
 Darf man nie ungestraft zu dieser Hölle steigen
 1595 Und sehn, ob man den Kerls die Hälse brechen kann?
 Wer führt mich unter euch zu dieser Ehrenbahn?
 Mein Amt verlangt von mir, von allen Schnurrbarteien
 Jedweden Musensitz großmütig zu befreien.“
 So wie ein Reiter bebt, wenn der Befehl ihn zwingt,
 1600 Daß er verzweiflungsvoll in Bajonette dringt,
 So bebt auch jezt die Schar von Kaufbolds nassen Brüdern?
 Das Jauchzen und die Lust hört auf in ihren Liedern.
 Der Tapferste, von Dorf, stand endlich auf und sprach:
 „Warum fragst du so sehr nach unsern Häschern nach?
 1605 Und welch ein toller Geist schuf in dir den Gedanken,
 Die Hölle zu besehn, mit Teufeln dich zu zanken?
 Die Häscherstube gleicht dem finstern Höllenreich;

Sie selber, glaube mir, sind wilden Teufeln gleich.
 Ein Harnisch, den noch nie ein Riesenschwert durchhauen,
 Und Stangen waffnen sie; und senden Furcht und Grauen 1610
 Vor ihren Schritten her, und ihnen folgt der Sieg.“
 Der edle Jüngling sagt's und setzte sich und schwieg.
 Der tapf're Renommist erwiderte verwegen:
 „Wer kann mir widerstehn? Beschützt von diesem Degen,
 Wollt' ich wie Herkules hinab zur Hölle gehn 1615
 Und kühn den Acheron und den Cocytus sehn.
 Ja, Bruder, glaube mir, das Luder mit drei Rachen
 Wollt' ich, mein Seel', so zahm wie einen Schoßhund machen.
 Warum sollt' ich denn nun nicht so verwegen sein
 Und diesem Häfcherpack in eigener Wohnung dräum? 1620
 Mein Mut soll hier so gut als wie in Jena jagen;
 So wahr ich Kaufbold bin, so wahr will ich es wagen!“

So sagt er und steht auf; und alle folgen ihm
 Mit Riesenschritten nach. Pandur braust ungestüm
 Vor seinen Liebling her bis zu der Häfcherhöhle 1625
 Und gießt Verwegenheit in seines Helden Seele.

Die träge Finsternis warf schon mit brauner Hand
 Auf Leipzig Schlaf und Traum, und Still' auf Feld und Land;
 Schon sah man den Boot den festen Pol umgehen
 Und manche Sonne sich im kalten Norden drehen; 1630
 Der Mann, die gnäd'ge Frau und ihre Hunde ruhn;
 Der Wangen Lilien und Rosen lagen nun
 In Tüchern abgewischt; und manches Gipsgesichte,
 Am Tage lang gehaft, eroberte bei Lichte:
 Da kam der Renommist und seine treue Schar 1635
 Auf den einsamen Markt, der jetzt ihr Eigen war.
 Gestiefelt ist ihr Fuß, umgürtet ihre Lenden,
 Und Schlägerhandschuh' sind an den Cyclophen Händen.
 So oft ihr Riesensfuß mit Schrecken niedertritt,
 So oft erbebt der Markt, und jeder Wächter mit. 1640
 Sie ziehn die Degen aus, die Strahlen um sich streuen.
 Wie wenn die Löwin sich aus öden Wüsteneien

- Des dürren Libyens mit ihren Jungen trägt,
 Mit langsam trägem Schritt sich durch den Sand bewegt,
 1645 Das dürre scharfe Laub mit schweren Klauen drückt,
 So manchen spröden Busch mit breiter Brust zerstücket
 Und ein Geräusch erregt, das durch die Felder eilt
 Und in der sanften Nacht die stillen Lüfte teilt:
 So hört man ihren Schritt und den gezogenen Degen,
 1650 So leise sie auch gehn, ein sanft Geräusch erregen.
 Da wo der grüne Turm am Rathaus sich erhebt,
 Sind die Behausungen, die ew'ge Nacht begräbt;
 Der Knechte Schar wohnt hier. Das fürchterliche Schrecken
 Steht an dem dunklen Thor; und an den beiden Ecken
 1655 Lauscht in der Dämmerung schreckvoller Einsamkeit
 Die schlaue Hinterlist und die Verwegenheit.
 Der Kenommist steht still, und eh' er weiter eilet,
 Ward also sein Befehl dem kleinen Heer erteilet:
 „Mein Fuß tritt jetzt den Weg zu ew'gem Nachruhm an;
 1660 Doch keiner folge mir zu dieser Ehrenbahn!
 Die That ist schwer und groß, und kühn mein Unterfangen;
 Den Lorbeerkranz davon will ich allein erlangen.
 Von meiner Tapferkeit allein, doch g'nug beschützt,
 Geh' ich in dieses Loch, durch edle Nach' erhitzt.
 1665 Verfolget mich der Schwarm, so steht mir bei, ihr Brüder!
 Allein ich schmeichle mir, ich seh' euch siegend wieder.“
 Er sagt's; und stürzet sich, des hohen Siegs gewiß,
 Mit löwenmäß'gem Mut in dicke Finsternis;
 Und sein Pandur erhebt zur tollen That die Seele:
 1670 So ging er denn beherzt zur dunklen Häsherhöhle.
 Das Schrecken hält ihn an und haucht ihm ins Gesicht
 Und treibt sein Haar empor; allein er fliehet nicht.
 Aneas und mit ihm die Cumische Matrone
 Begaben einjt sich so zu Plutons schwarzem Throne.
 1675 Vergebens schreckte sie manch scheußliches Phantom,
 Der wilde Höllenhund und des Cocytus Strom.
 Sie ließen sich beherzt in Charons Rachen laden
 Und traten glücklich aus an stygischen Gestaden.
 Es öffnet sich von selbst das fürchterliche Thor.
 1680 Pandur geht unsichtbar dem jungen Helden vor;

Allein kaum sieht er sich in dieser tiefen Grotte
 Und sieht in wilder Pracht der Knechte ganze Rotte,
 Als ihn der Mut verläßt und das Entsetzen kömmt
 Und einen kalten Strom von Schauder auf ihn schwenmt.
 Die Häfcher sahn ihn nicht; Pandur hielt ihn verborgen. 1685
 Sie saßen unter sich und spielten ohne Sorgen;
 Der müß'ge Panzer hing an der beruhten Wand,
 Bei dem ihr Mordgewehr, die lange Stange, stand.
 Der abgenomm'ne Helm lag dräuend neben ihnen,
 Und Mut und freier Scherz sprach aus den wilden Mienen. 1690
 Auch übten ein'ge sich in stolzer Sicherheit,
 Spartan'scher Jugend gleich, zu einem künft'gen Streit;
 Sie warfen nach dem Ziel mit ihren schweren Stangen,
 Und jeder sucht erhitzt den Lorbeer zu erlangen.
 Vergebens lockte sie das angenehme Bier; 1695
 Sie folgen jetzt allein der hohen Ruhmbegier.
 So kämmten Griechen einst in schützenden Gebirgen
 Ihr langes gelbes Haar, die Perier zu erwürgen,
 Und übten sich zur Schlacht; von eisernem Getön
 Der Waffen und des Schwerts erklangen Thal und Höh'n. 1700
 Der tapfre Renommist schaut hoch in ihre Reihen
 Und sieht dem Spiele zu mit heimlichem Erfreuen;
 Doch endlich zeigt er sich, trat unter sie und sprach:
 „Ihr gebt an Stärke nicht den alten Helden nach.
 O tapfre Krieger, sagt, was habt ihr zu beschützen, 1705
 Daß hier die Lanze strahlt und Helm und Panzer blitzen?“
 Ein junger Häfcher sprach: „Herr, ein Hochedler Rat
 Vertrauet unserm Arm die Sicherheit der Stadt.
 Wenn die Studenten schrein und durch die Straßen stürmen,
 Ziehn wir gewaffnet aus, die Ruhe zu beschirmen.“ — 1710
 „Hundsfütter, Kerls, seid ihr,“ sprach Kaufbold, und alsbald
 Reißt er aus seiner Hand die Stange mit Gewalt.
 Mit drei entsetzlichen und riesenmäß'gen Sprüngen
 Gilt er, um die Trophä' der Brüderschar zu bringen.
 Der Häfcher steht erstaunt und schreit zuletzt: Gewalt! 1715
 Daß von dem lauten Ruf die Höhle wiederschallt.
 Sie eilen allesamt von süßem Bier und Karten
 Und greifen im Alarm nach ihren Hellebarden.
 Der Renommist indes schwingt in der Siegeshand

- 1720 Den langen Weberbaum, den er dem Feind entwandt.
Hochtönend sprach sein Mund von diesem Siegeszeichen:
„Die feige Schurrenschar soll jetzt wohl vor uns weichen.
Der stärksten Stange hat ein Kaufbold sie beraubt;
Ihr eigener Donner fällt auf ihr gepanzert Haupt.
- 1725 Auf! Brüder, weßt und schreit und laßt sie pereieren;
So will ich euch beherzt zu neuen Siegen führen.“
Sogleich durchdringt die Luft ein lautes Percat.
Der sehdeschwangre Ton brüllt durch die stille Stadt;
Drauf weßt die ganze Schar; die Blut fährt aus den Steinen,
- 1730 Daß sie in Strahl und Glanz, wie Meteore, scheinen.
Zulezt gehn sie zur Thür, und Kaufbold schreit hinein:
„Verzagte Hunde, wie? ihr schließt euch ängstlich ein?
Habt ihr noch Mut? heraus, heraus, und laßt euch schauen!
Wie groß ist nicht mein Trieb, euch auf das Maul zu hauen!“
- 1735 So spottet er voll Hohn. — Still waffnet sich das Heer.
Die dürre Lanze klingt, der Panzer rauscht daher,
Und endlich speit das Thor die fürchterlichen Haufen
Aus seinem schwarzen Schlund, und die Jenenser laufen.
Doch Kaufbold sammet sie von der unedlen Flucht,
- 1740 Gießt Feuer in ihr Herz und bittet, droht und flucht.
Indessen nahet sich mit vorgehaltenen Speißen
Die schwarze Legion, die Schläger einzuschließen.
Doch sie erwarten's nicht und fliehn zum zweiten Mal.
Und sie verfolgt im Fliehn gleich einem Wetterstrahl
- 1745 Der Springstoc und ein Heer von krummgehakten Stangen,
Die hinter ihnen her auf glattem Pflaster sprangen.
„Halt Brüder,“ ruft der Held, „der Sturm ist nun vorbei,
Und unser Fuß ist nun vor ihren Stangen frei!
Ein jeder waffne sich, wie ich, mit einer Stange,
- 1750 Und jagt die Lumpenkerls zu ihrem Untergange.“
Er sagt's, und es geschieht. Bellona brüllt aufs neu;
Der Angriff wird erneut mit Lärm und mit Geschrei.
O Muse, melde mir die Helden und die Namen,
Die in der eisern Schlacht zum Ruhm des Kampfes kamen.
- 1755 Zuerst fühlt' einen Schlag von Kaufbolds tapfrer Hand
Der Häscher Oberster, der dicke Hildebrand.

1745. Springstoc oder Fangstoc, der Stoc, mit dem die Häscher die Entspringenden zu jagen suchen.

Ein halbes Faß voll Bier schlief in dem weiten Magen;
 Er taumelt von dem Schlag und kann nicht wieder schlagen.
 Doch ihn rächt Isebold, in dem Gebirg' erzeugt;
 Er trifft den Renommist, daß schon sein Knie sich beugt; 1760
 Doch schnell stärkt ihn Pandur: er trifft mit schweren Händen
 Den schlanken Martin Dampf an seine dürren Lenden.
 Er fiel, vom Schmerz betäubt; man schleppt ihn aus dem Kampf.
 O unglücksvolle Nacht! O armer Martin Dampf!
 Wie wird die junge Frau, die du genommen, klagen! 1765
 Er war ein Eh'mann erst von vierzehn süßen Tagen.
 Ein anderer Achill, der wilde Ballerstatt,
 Traf jetzt den edlen Dorf aufs rechte Schulterblatt.
 Und Krach fiel ganz betäubt, gleich einer hohen Eiche,
 Vor Wildehammers Wut und seinem schweren Streiche. 1770
 Doch Raufbold traf jetzt den naseweisen Knall.
 Die ganze Schlachtordnung erschrak vor seinem Fall.
 Er war der Tapferste; im Lande schöner Kuchen,
 In Golitz, fing er an die Flügel zu versuchen
 Und schlug, als Knabe noch, einst einen Musketier, 1775
 Daß er zur Erde fiel, vor seines Vaters Thür'.
 Jetzt lag er selbst besiegt und brüllte durch die Gassen.
 Die Hächer fingen an das Schlachtfeld zu verlassen
 Und zogen langsam sich und ordentlich zurück.
 Der tapf're Renommist, zufrieden mit dem Glück, 1780
 Befahl den Streitenden, dem Feind nicht nachzusetzen.
 Sie gingen langsam fort mit Schreien und mit Wehen.
 Doch ihren Feind verdroß die angethane Schmach;
 Sie sandten ihnen noch die letzten Stangen nach.
 Der letzte Donner traf die Schläger an den Füßen; 1785
 Dem Renommisten ward der Stiefel aufgerissen;
 Und hätte nicht Pandur den Helden noch beschützt,
 So hätte dieser Stock sein edles Blut verspritzt.
 Sie zogen im Triumph nach ihrem blauen Hechte,
 Und unters Rathhaus ging die Schar der starken Knechte. 1790
 Mit hoher Brählerei ward alles nun erzählt,
 Und keinem hatte Herz und Tapferkeit gefehlt.
 Lindan! O hättest du die wilde Schlacht gesehen;
 Wie hättest du geeilt den Hächern beizusetzen!

- 1795 Doch fern weg war er jetzt! Da wo die Saale fließt
 Und an das Paradies die wilden Fluten gießt;
 Liegt eine dunkle Gruft, das Teufelsloch benennet,
 In der der Schlägerei ein ew'ger Weihrauch brennet.
 Um schwarzen Thore steht die wilde Trunkenheit;
- 1800 Sie wankt bei jedem Schritt, singt Lieder, weht und schreit.
 Die Zanksucht und das Spiel stehn an des Thrones Seiten,
 Die Argwohn, Eifersucht und Neid und Hohn begleiten.
 Auf schwarzem Throne sitzt in fürchterlicher Pracht
 Die Göttin Schlägerei und herrscht in Graus und Nacht.
- 1805 Ein weißlicher Caput mit einem feur'gen Kragen
 Ist ihre liebste Tracht, die sie bisher getragen.
 An ihrer Seite hängt ein großes Kauferschwert,
 Gleich dem japan'schen Stahl von einem hohen Wert.
 Im Stichblatt sind geätzt die ersten Renommisten,
- 1810 Wie sie den Himmel drohn mit Felsen zu verwüsten.
 Nicht weit von ihnen sieht man klein're Stürmer stehn,
 Die auf dem jen'schen Markt mit stolzen Häuptern gehn,
 Auf glattem Kieselstein die blanken Degen schärfen
 Und mit der wilden Hand in helle Scheiben werfen.
- 1815 Lindan naht sich dem Thron und sprach: „O Schlägerei!
 Wie oft stehst du dem Fuchs und dem Verzagten bei!
 Wenn die Studenten nur mit wilden Schlachten kriegen,
 So ist dir's einerlei, wo Renommisten siegen.
 In Leipzig hat bisher noch niemand dich verehrt.
- 1820 Allein Sylvan, der dir in Jena zugehört
 Und jetzt in Leipzig sitzt, wird unsern Stüzern zeigen,
 Daß auch die Leipziger zu keinem Schimpfe schweigen.
 Doch, Göttin, wird wohl dem dein mächt'ger Schutz versagt,
 Der sich zu deinem Ruhm in einen Zweikampf wagt?
- 1825 Der deinen Dienst behält auf allen seinen Reisen,
 Und den die Dame liebt, doch auch die Helden preisen?
 Send' ihm auch einen Geist aus deinem mächt'gen Reich
 Und mache seinen Arm dem Arme Kaufbolds gleich.
 Sein Beispiel wird gewiß dir neue Helden ziehen,
- 1830 Und deine Herrschaft wird auch an der Pleiße blühen.“
 Also Lindan. — Sein Wort floß zu der Göttin Ohr,
 Und alsobald ruft sie den Thanatos hervor.

Ein ungeheurer Geist! Sein Blick weißsagt Verderben;
 Von seiner Sichel wird manch edler Jüngling sterben;
 Die Mutter klagt um ihn in mancher schwarzen Nacht, 1835
 Daß in der Musen Schoß das Schwert ihn umgebracht.
 Sie schwingen beide sich nach Leipzigs stillen Linden,
 Wo sie in süßer Ruh' den müden Stutzer finden.

Doch schließ er unverzagt, wie Alexander schließ,
 Als die Trompete schon zum blut'gen Angriff rief. 1840

Nur Raufbold wachte noch und sang mit seinen Scharen

Ein wildes Siegeslied, daß sie entkommen waren.

Es stürzt manch volles Glas in ihren weiten Schlund.

Der Milstrom sisset so am siebenfachen Mund

Und gießt die dicke Flut aus sieben Wasserkrügen, 1845

Daß Krokodile gehn, wo bald die Ochsen pflügen.

Der helle Sternenrock entfiel der schwarzen Nacht;

Die Stürmer jesselte des Schlafes süße Macht.

Sie lassen sich aus Stroh ein Lager zubereiten,

Bis sie Aurora ruft zu neuem Ruhm und Streiten. 1850

Doch Raufbold selbst legt sich mit siegesvollem Mut
 Gestiefelt und gespornt auf den zersezten Hut.



Sechster Gesang.

- Noch lag die halbe Welt im frühen Schlaf verborgen.
Anstatt des Morgenrots sah man die blaffen Sorgen,
1855 Die in der stillen Nacht die toten Menschen fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt beziehn.
Der müde Stutzer wird vom Thanatos erwecket,
Der rauschend über ihn die schwarzen Schwingen strecket;
Und er stand mutig auf. Er waffnet ruhig sich;
1860 Er zog den Degen aus; er strahlte fürchterlich
Und war scharf wie der Wind; auf seinem Tische lagen
Die andern Waffen noch, erforderlich zum Schlagen.
Wenn er den Fuß erhebt, kllirt er im silbern Sporn;
Und seiner Peitsche Knall verkündigt seinen Zorn.
1865 Sein Sekundant kam auch auf einem stolzen Pferde
In schimmerreicher Pracht und mutiger Gebärde;
Und beide reiten nun beim ersten Sonnenstrahl
Mit Flammen in der Brust zum Kampf ins Rosenthal.
Die Sonne stieg indes blutrot zum Horizonte.
1870 kaum daß ihr trüber Strahl auf Leipzig blicken konnte;
Sie hüllt in Dunst und Nacht den feuerroten Schein;
So sehr verhaßt schien ihr der blut'ge Tag zu sein.
Den Renommisten weckt ihr trauervoller Schimmer;
Er springt gestiefelt auf, vom Tritte hebt das Zimmer.
1875 Er waffnet gleichfalls sich; bezieht der Handschuh' Paar,
Zu dem von einem Hirsch das dickste Leder war;
Er spiegelt sich darauf in seines Degens Fläche
Und späht mit stillem Ernst die Stärk' und auch die Schwäche;
Betrachtet seinen Hut, durch manchen Hieb zerfetzt,
1880 Den er mit edlem Grimm tief in die Augen setzt;

Er nimmt die Peitsche dann, die an der Wand gehangen,
 Damit zuerst den Feind lautknallend zu empfangen.
 Und dann ging er zuletzt zum wiehernden Kalmuck;
 Legt' das Gebiß ihm an und der Schabracke Schmuß
 Und sprach: „Geliebter Gaul, den Kaufbold nur geritten, 1885
 So lange seine Faust für Jena noch gestritten;
 O Gaul, der mich beglückt und treu davon gebracht,
 Als hinter mir der Bann auf meinen Kopf gekracht;
 Mein Heil sei heute dir auch in der Flucht befohlen!
 Aus Zärtlichkeit zu dir hat Kaufbold dich gestohlen; 1890
 Denn nimmermehr sollst du den Fuchsturm wiedersehen
 Und, jedem Pinsel feil, bei dem Philister stehn.
 Du sollst ein Zeuge sein von meinen tapfern Thaten,
 Sollst mein Gefährte sein durch alle weiten Staaten,
 Die ich durchhuren muß. Dafür sei Bier und Brot, 1895
 So gut als wie mir selbst, das Labial in der Not.
 Erst soll mein Schwert den Stolz des Jungfernknechtes schlagen;
 Dann sollst du schleunig mich zum freien Halle tragen.“
 So Kaufbold — Und Kalmuck braußt aus der Nase Dampf,
 Erhebt den langen Hals und wiehert Lust zum Kampf. 1900
 Auch stampften draußen schon noch drei Studentenspferde
 Mit rasselnendem Gebiß voll Ungeduld die Erde.
 Sie alle sitzen auf und jagen durch die Stadt;
 Krach, Banner und von Torf an Sekundantens Statt.
 Indessen kamen auch gleich lauten Meereswogen 1905
 Von der Galanterie die Scharen angezogen,
 Geharnischt allesamt, mit Waffen angethan,
 Zur Schutzwehr allesamt für ihren Held Sylvan.
 Ein jeder hatte sich mit Schwert und Helm beschweret
 Und der Galanterie Zeughäuser ausgeleeret; 1910
 Ein seltsam Kriegesheer auch ihren Waffen nach,
 Das zu Sylvanens Schutz sehr wenig Trost versprach.
 Mit einer Schnürbrust war des Putzes Brust bedeket;
 Romanens Köcher war mit manchem Pfeil besteket.
 Doch was half hier der Pfeil, der durch sein süßes Gift 1915
 Nicht Kriegern Schaden thut und nur Verliebte trifft.

1891. Der Fuchsturm auf dem Hausberg östlich bei Jena, Überrest des Schlosses Kirchberg.

- Die einen waffneten geschärste Bildercheren;
 Die andern wollten sich mit großen Nadeln wehren.
 Es schwingt des dritten Faust des Kräuseleisens Brand;
 1920 Ein voller Pudersack braust in der vierten Hand;
 Noch andre wollten sich mit Sonnenfächern schlagen
 Und wenigstens mit Wind den wilden Feind verjagen.
 Der schwarze Thanatos sah voller Hohn herab
 Auf dieses schwache Heer, das ihm die Mode gab;
 1925 Die Stärk' ist nicht im Arm, kein Mut schlägt in der Ader;
 Doch weist er das Gesicht dem flatterndem Geschwader
 Zu seinem Posten an. „Nehmt dieses nur in acht,“
 Ruft er, „so thut ihr schon, was euch zu Helden macht.“
 Da wo vor Kanstädts Thor der krummen Pleiße Wellen
 1930 Mit stillem sanftem Lauf an grüne Küsten schwellen,
 Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit
 In angenehmer Nacht den Liebenden geweiht.
 Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
 Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
 1935 Hier sieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
 Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön
 Von dem beschilften Rand auf Gohlitz freudig eilen,
 Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen teilen
 Hier türmet sich das Grün der Eichen in die Höh';
 1940 Dort wird der Buchen Laub zur schattichten Allee;
 Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen
 Des dunklen Lindengangs Schattierungen zu brechen.
 Ein lachender Prospekt steigt nach dem andern auf;
 Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf
 1945 Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
 Sehn all ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.
 Hier war der Dummelplatz, wo Jena seinen Held
 Und Leipzig den Sylvan zum Zweikampf aufgestellt.
 Hieher sprengt Kaufbolds Roß nebst seinen Sekundanten.
 1950 Ihr rauschender Galopp, die Augen, die schon brannten,
 Ein ausgestoßner Fluch, ein siegendes Geschrei
 Zeigt der Galanterie, daß dieses Kaufbold sei.

1929. Das Kanstädter Thor an der Westseite des Brühls, jetzt abgetragen. —
 1944. ein volkreich Dorf, Gohlitz, nördlich vom Rosenthal. — 1945. die Pleißen-
 burg, Leipzigs alte Citadelle, südlich vom Rosenthal.

Drum sprach sie dieses noch zu ihrem nahen Heere:

„Ihr Geister, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,
Wosern euch mein Befehl zum Streit nicht spornen kann; 1955
So seht auf diese Stadt und schützet den Sylvan!

Wie? wollt ihr, daß dem Fürst der Stuzer meiner Reiche
Der wilde Renommist mit einem einz'gen Streiche
Die Schönheit rauben soll, die sein Gesicht geziert?
Beschützt nur dies Gesicht, dem euer Schutz gebührt! 1960

Auf dich, o Thanatos, setz' ich mein ganz Vertrauen,
Laß meinem Liebling nur nicht das Gesicht zerhauen!
Dafür soll Jena mich in meiner Hoheit sehn;
Man soll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig, gehn;
Man soll so gut wie hier die Petitmaitres kennen 1965
Und bei Tobak und Bier nicht mehr für Schönen brennen.

Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare streun;
Der Name Renommist wird dann ein Schimpfwort sein.
Alsdann soll meine Macht dich selber auch verwandeln;
Dann sollst du jung und schön an meinem Hofe wandeln; 1970
Dann sei dir Putz und Scherz ein angenehmer Amt,
Und jede Nymphe sei von deinem Blick entflammt.“

So sprach sie, und der Geist verspricht ihr Wunderwerke
Und trotzt mit edlem Stolz auf seine Löwenstärke.

Indessen nahen sich die grimmigen Parteien, 1975
Die sich einander schon den Tod in Mienen dräun.

So wie Dragoner schnell von schwarzen Pferden springen
Und, tapfrem Fußvolk gleich, in feste Glieder dringen:
So sprang der Renommist und auch Sylvan herab,
Indem der letztere sein Pferd dem Reitknecht gab. 1980

Sie ziehn sich hurtig aus, und in dem Augenblicke
Tritt Kaufbold wie Sylvan in seinen Stand zurücke.
Zuerst wagt Kaufbolds Faust den ausgedachten Streich
Auf seines Feinds Gesicht; doch er mißlingt sogleich. 1985

Der treue Thanatos hielt dem barbar'schen Degen
Mit unsichtbarer Hand den Götterschild entgegen. 1985

Wie schäumte nicht Pandur! Doch wie erstaunt er nicht,
Daß Thanatos voll Mut für einen Stuzer sicht.

„Abtrünniger Rebell! hat Jena dich beleidigt,
Daß jetzt dein feiler Arm den Jungfernknecht verteidigt? 1990
Erkennest du nicht mehr die Macht der Schlägerei?

- Sprich, feiger Renegat, was macht dich ungetreu?"
 Antworten konnten nie den Thanatos verweilen;
 Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort zu erteilen.
- 1995 Jetzt fielen sich erzürnt die Schlägergeister an
 Und stürmten in den Wald. Indessen sieht Sylvan,
 Daß Raufbold Blöße giebt, folgt dem geheimen Triebe
 Und haut den Handschuh auf mit einem starken Hiebe.
 Der Renommist erschrickt, doch sieht er noch kein Blut
- 2000 Und setzt die Stöße fort mit neuem Heldenmut.
 Sylvan seufzt jetzt bei sich zu der bedrängten Schöne.
 Ihr Meißner Porzellan macht ein betrübt Getöse;
 Den Kaffee, den man sonst nur dunkelbraun gesehn,
 Sah man jetzt dick und schwarz im bunten Schälchen stehn;
- 2005 Auf dem Klaviere sprang ein ganzes Heer von Saiten,
 Und eine Glocke fing von selber an zu läuten.
 „Ach!“ seufzt Selinde laut, „armseliger Sylvan,
 Vielleicht nur zu gewiß ist es um dich gethan!
 Doch lebst du, und erhört der Himmel noch ein Flehen,
- 2100 So müsse dich mein Blick als Sieger wiedersehen!“
 Ihr Flehn war nicht umsonst. Zum zweiten Male bloß,
 Bekömmt der Renommist vom Stutzer einen Stoß,
 Der durch den Handschuh durch bis in die Ader dringet,
 Daß das erzürnte Blut hoch in die Lüste springet.
- 2015 Der Renommist wird blaß; mit Mut und Ungestim
 Wagt er den alten Streich; der Streich gelingt ihm,
 Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin gerichtet,
 Wird mit dem tapfern Blut Sylvans Gesicht besprizet.
 Die Geister flohn davon, die sein Gesicht bewahrt,
- 2020 Im Fliehn auch noch voll Angst nach aller Feigen Art.
 Sylvan war im Begriff, den letzten Streich zu wagen,
 Als sich dazwischen schon die Sekundanten schlagen;
 Und Raufbold hatte g'nung. An seiner Hand gelähmt,
 Warf er den Degen hin ohnmächtig und beschämt.
- 2025 „Ist's möglich,“ ruft er aus, „hast du mich überwunden?
 O warum lehrt' ich dich die Kunst, mich zu verwunden!
 Da du in Jena warst, gab ich dir Unterricht,
 Wie man nach Kreuzlers Art mit wahren Vorteil sicht.

2028. Johann Wilhelm Kreuzler und sein Sohn Heinrich Wilhelm, zwei berühmte Fechtmeister Jenas im vorigen Jahrhundert.

Du hast ihn wohl gebraucht; ich kann das Denkmal zeigen!
 Das größte Glück bleibt dein, Selinde bleibt dein Eigen. 2030
 Du bist ein braver Kerl und meiner Freundschaft wert;
 Umarme mich, Sylvan! Und nun gebt mir mein Pferd!"

Es ward herbeigeführt; es hing die schlaffen Ohren,
 Als hätt' es allen Mut bei Kaufbolds Fall verloren.
 Er setzt sich auf und sang: „Mein Leipzig, gute Nacht!“ 2035
 Das Echo wiederholt: „Mein Leipzig, gute Nacht!“
 Kalmuck jagt mit ihm fort; die großen Peitschen knallen,
 Daß in dem weiten Wald die Eichen wiederschallen.
 Eh' Phöbus' Wagen noch ins Meer gesunken war,
 Sah Halle diesen Held und seine Brüderschar. 2040
 Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zurücke
 Und schenkt sich alsobald Selindens Thränenblicke.
 O! welch ein Strom von Lust floß in der Schöne Herz,
 Vor kurzer Zeit zernagt vom allerschärfften Schmerz!
 Sie trocknete sein Blut mit ihren seidnen Haaren, 2045
 Und mancher süße Kuß belohnt Sylvans Gefahren.

Mit Herrlichkeit umringt und Lorbeern stolz umlaubt,
 Erhob die Mode nun mit neuer Pracht ihr Haupt.
 Und die Galanterie ging nach der jen'schen Saale.
 Da wurden Stutzer reif an ihrem holden Strahle, 2050
 So artig, so gepuht, als Leipzigs Stutzer ist;
 In ew'ge Schande fiel der Name Kenommist.



Register.

Christian Fürchtegott Gellert.

- abdrücken 118, 65.
Abndung 128, 20.
aufheben 173, 22.
Augenfonne 87, 51.
aushunzen 121, 79.
ansstehen 59, 15.
- berganwärts 137, Nr. 16,
B. 18.
betrübt (Pssicht) 97, 46
- Charakter 53, Nr. 13, B. 6.
- Dinne 66, Anm., 3 B v. o.
Dunst 210, 13.
- eigen 141, 8.
- friedsam 115, 19.
- galant (thun) 105, 33.
- Haber 124, Nr. 7, B. 8.
härcht 134, 38.
hefcht 65, 10.
Höschcn 211, 9.
- insam 62, 41.
itund 121, 86.
- klagen sich 109, 37.
Kuz 213, 26.
- Landknecht 121, 74.
lassen (lächerlich) 41, 33.
Leichengast 57, 57.
Liebesterze 87, 53.
Lichtebrunn 65, Anm., 10. B.
v. o.
- meisterlichst 115, 8.
Milbigkeit 57, 53.
minder 114, 9.
mitfahren 135, 70.
Morgenlauten 228, 60.
- ohnlängst 87, 72.
- Post 140, 18.
- Quatember 121, 73.
reizungsvoll 144, 110.
richterlich 122, 39.
Kost 82, 33.
- Schnuren 159, 88.
Schuldner 141, 53.
sehen 169, 14.
sollen 119, 9.
Staatstaroffe 100, Nr. 15,
B. 20.
stehen 71, 59.
struppicht 108, 14.
- Tigermilch 87, 55
- untertreten 265, 51.
- verbringen 109, 28.
vergnügen (die Reugier) 74,
Nr. 26, B. 7.
verstum 92, 19.
vorwehren 142, 43.
- Währmann 217, 51.
Weiser 201, 29.
Wiesbaum 74, 10.
wimmeln 99, 11.
Winterreiß 60, 47.
- zerrungen 116, 13.
zurück 102, 32.
Zweidrittel 225, 42.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

- aufgehoben 45, 26.
aufhabend 40, 5.
aufrechts stehn 26, 7.
- bequemlichst 42, 27.
- Jungemagd 36, 11.
- Kappe 33, 13.
- Lügen, eine 26, 13.
- Problema 37, 25.
- Schöpfer 40, 21.
- Unterscheid 31, 5.
- widerhalten 27, 33.
- Zweidrittheile 33, 31.

Christian Ludwig Giscow.

- versöhnen 89, 77.

Johann Andreas Cramer.

Anwachs 56, 19.	hergegeben 55, 8.	verschießen 58, 37.
Ausdrückung 53, 16.	künstlich 51, 30.	Wohlstand 57, 15.
beweglich 59, 2.	schuldig 57, 16.	zum wenigsten 52, 21.
	Stribent 51, 39.	

Johann Elias Schlegel.

aniht 147, 334.	Fürspruch 191, 1698.	vergleichen 159, 684.
anmaßen, sich 220, 357.	leht 211, 196.	verschwören 161, 730.
beehren 197, 1791.	reichen 160, 707.	vorgeben 200, 7.
biegen 170, 1000.	trugen 179, 1231.	zernichten 157, 615.
englisch 202, 26.	überdas 203, 48.	zichen 218, 311.
erst 180, 1277.		Zucht 213, 231.
		zurüde kehren 180, 1274.

Friedrich Wilhelm Zachariä.

Abziehen 270, 265.	Kartell 305, 1162.	Rappee 282, 652.
beziehen 268, 196.	Lafche 277, 481.	Raufer 274, 355.
Caput 289, 893.	Lafe 268, 176.	Renommist 263, 10.
Fuchs 264, 34.	Manichäer 268, 194.	Scharmante 270, 261.
Ganze 271, 292.	Musche 284, 721.	Schnurrbartei 284, 731.
gnomisch 265, 83.	oftermals 274, 381.	Schnurre 264, 32.
Grißette 282, 644.	Palatin 277, 473.	Schöne 295, 1117.
Höfe 276, 444.	Paßglas 270, 259.	Schornstein 265, 60.
Hopfes 264, 33.	perereien 271, 301.	Springhock 313, 1745.
Jungemagd 267, 147.	Philister 264, 25, 266, 104.	Stichblatt 268, 171.
	Pfister 289, 915.	Toppee 289, 914.
		Weßen 264, 50.

Inhalt.

Gottlieb Wilhelm Rabener und Christian Ludwig Liscow.	Seite
Einleitung (mit den Porträts und Faksimiles von Rabener und Liscow)	3
G. W. Rabener.	
Verjuch eines deutschen Wörterbucheß	21
Aus dem Beitrag zum deutschen Wörterbuche	43
Christian Ludwig Liscow.	
Aus der Vorrede zur Sammlung seiner satirischen und ernsthaften Schriften (1739)	49
Johann Andreas Cramer.	
Einleitung (mit dem Porträt und Faksimile Cramers)	65
Ausgewählte Gedichte.	
Der Herr ist Gott und keiner mehr	77
Kommet, laßt uns niederfallen	78
Nimmt Gott, dem wir vertrauen	80
Wohl dir, o Landmann, denn dein Stand	81
Wo ich auch hin will ich dem Herrn vertrauen	83
Still-lächelnd, wie ein frommer Greis	84
O Gott, von dem wir alles haben	85
Erbebt und betet an zur Erde!	87
Du freies Volk, das keinen Nationen	91
Ich sah es! Myriaden Bitten	99
Johann Elias Schlegel.	
Einleitung (mit dem Faksimile Schlegels)	103
Hermann, ein Trauerspiel	133
Die stumme Schönheit, ein Lustspiel in einem Aufzuge	199
Friedrich Wilhelm Zachariä.	
Einleitung (mit dem Porträt und Faksimile Zachariäs)	245
Der Kenonmüß. Ein scherzhaftes Heldengedicht	261
Register	323



33830

Muncker, Franz
Bremer Beitrager.
Vol. 2.

LG.C
M9644b

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

